Halbrussisches.

Von

Aurelio Buddeus.



Zweite, wohlfeile Ausgabe.

811
~~198~~
1347

Zweiter Theil.

Tartu Pilkliku Ülikooli
Raamatukogu
~~199937~~

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1849.

Inhalt des zweiten Bandes.

Weg nach Rußland.

Seite

Von Riga gen Osten 3
Baltische Bauern 7
Um und in Dorpat 29
Die baltische und die russische Kirche 47
Die Fahrt zur Kaiserresidenz 65

Petersburger Wanderungen.

Uniform und Orientirung 85
Auf der großen Seite 105
1. 106
2. 174
3. 187
4. 203
Ein Ausflug auf der Eisenbahn 209
Städtisches Festland am rechten Newaufer 221
Die Inseln 231
Die letzten Stunden in der Residenz 270

Durch Polen.

Von der Residenz bis zum Königreich 281
Polnisches Land 293
Die Stadt Warschau 318
Die Alexandercitadelle 325
Auf einer Siège 336
Von Denkmalen zu Denkmalen 346
In Praga 354
Russisch-polnische Nachklänge 359



Weg nach Rußland.

1843 — 1844.

Von Riga nach Osten.

Bald nachdem wir Riga verlassen haben, sinken dessen Thurmspitzen hinter wüsten Dünenhügeln und traurigem Kiefernwalde hinab. Vor uns dehnt sich die Oede, und eine Oede, welche bis Dorpat kaum durch die leiseste Erdhebung unterbrochen wird, während auf ungefähr vierzig Meilen nur zwei vergessene Marktflecken emportauchen. Diese Flecken heißen Wolmar und Walk. Wer livische Geschichte gelesen hat, kennt ihre Namen und weiß auch, daß sie in den hin und her wogenden Kämpfen des großen nordischen Krieges mit hellem Ruhme strahlten. Nunmehr sind sie vom Alter geschwächt ohne ein bürgerlich Handwerk erlernt zu haben; da zehren sie langsam ab. Jetzt bereits ist kaum begreiflich, wie und wovon sie sich erhalten, ja selbst schmuckeren Aussehens erhalten haben, als ihre kurischen Genossen. „Das Bürgerliche hat eben mehr Bestand in Livland, als drüben in Kurland; wir haben keine Juden im Land und lassen die Litthauer und Polen nicht einnisten" —

ſagte ein eifriger Patriot. Aber damit iſt nichts erklärt. Das bürgerliche Element muß materielle Nahrung haben, ſonſt erſtirbt es dennoch. Woher aber dieſen Städten dieſe materielle Nahrung kommt, erſcheint unerklärlich. Selbſt die durchziehende Heerſtraße gewährt nur wenige Hülfsmittel, auch erkennt man augenblicklich, daß die Bevölkerung nur äußerſt beiläufig deren Vortheile wahrnimmt. So vegetiren dieſe Städtchen eben als unintereſſante Räthſel weiter und werden vielleicht dereinſt unvermerkt verſchwunden ſein, wenn ſich ihrer nicht etwa die ruſſiſche Spekulation bemächtigt. Geſchieht dies aber, ſo verſinken wenigſtens ſicherlich die deutſchen Namen und Wladimiretz wird es anſtatt Wolmar, Walkomir ſtatt Walk erklingen.

Ueberhaupt vermag man auf dem langen Wege von Riga bis Dorpat an keinem Zeichen die Wichtigkeit Livlands zu erkennen, obgleich man es in ſeiner vollen Breite durchſchneidet. Wüßte man nichts von dem Getreidereichthum und der Hochwaldfülle im Süden und Südweſten, ſowie näher dem Meeresufer, man vermöchte nicht einmal die leiſeſte Ahnung davon zu faſſen. Nichts, gar nichts iſt von dem Wege zu ſagen, als daß er aus Haideflächen in kümmerliche Waldungen hineinläuft, um aus dieſen auf meilenweite Ebenen zu treten, welche von manneshohem Buſchwerk oder braunrother Haide mit untermiſchten Wacholderbüſchen beſetzt ſind. In dieſe Einförmigkeiten verlieren ſich die ſeitab geſchlängelten Wege, und ſelten begegnet uns ein lettiſches „Geſinde“. Ja die Heerſtraße zieht nicht einmal genau an beiden Seiten eine Grenze zwiſchen ſich und dem Land. Bald für dreißig und vierzig Wagen breit genug, niemals mehr verengt, als daß mindeſtens zwölf Wagenſpuren genügenden Platz haben, zeigt dieſe Heerſtraße wie wenig benutzt und wie wohlfeil hier noch der Erdboden iſt. Es fällt uns in dieſen Umgebungen kaum auf, daß die lettiſchen Hütten gar ſo

elend und verrottet aussehen, wie wir sie kaum irgend in Kurlands ärmsten Strichen antrafen. Auch scheint es beinahe, die Bewohner derselben, Menschen wie Thiere, seien noch unkräftiger erwachsen als dort, obgleich sich der lettische Nationaltypus just auf dieser Strecke bis zur Nähe Dorpats vorzüglich rein ausprägt.

Wer aber Livland bereiste und nicht nur auf der Petersburger Heerstraße durchflog, wird auch selbst in blühenderen Gegenden, wenn sein Auge für derartige Beobachtungen geschärft ist, einen Unterschied zwischen den hiesigen und kurischen Letten bemerken, welcher immer zum Nachtheile der erstgenannten ausschlägt. Daran trägt nicht nur das weitere Vorrücken nach Nordosten die Schuld, auch nicht die Nähe der Esthen, welche für jeden Gesittungsfortschritt, überhaupt für jedes Herausgehen aus altgewohnten Formen und Unformen sich noch ungefügiger erweisen, als die zwar ebenfalls zähen, jedoch minder starren und stumpfen Letten. Diese haben für die Esthen keinerlei Neigung, ja für ihr ganzes Naturell in vielerlei Richtungen gar kein Verständniß. Es liegt im Letten sogar ein gewisser Drang nach gefälliger Lebensgestaltung, es liegt in seinem ursprünglichen Charakter ein gewisser Zierlichkeitssinn — freilich oftmals tief versenkt unter schwachherziger Lässigkeit, oftmals aber auch noch aus dem härtesten Lebenselend und unter dem schwersten Drucke emporleuchtend. Haben sie doch sogar durch sechs Jahrhunderte bitterster Leibeigenschaft ein gewisses Streben nach ordnender Eintheilung ihrer Hausräume festgehalten, während davon bei den Esthen meistens kaum eine leiseste Spur aufzufinden ist, und wo vorhanden, doch nicht als angeborene und angeerbte Nationaleigenthümlichkeit auftritt. Allein wir brauchen nicht einmal vom Petersburger Wege abzulenken, um die Beweise für diese Unterschiede zu finden. Sie liegen dicht dabei und grenzen in der Nähe von Dorpat eben so unver-

mittelt wie die beiden baltischen Urnationen aneinander. Ein Strich auf der Landkarte von der Südspitze des Peipussees nach der kleinen Seebucht bei Pernau würde die ungefähre Grenze zwischen Letten und Esthen ziemlich genau ziehen können. Für letztere bleibt also kaum ein Drittel der baltischen Fläche übrig; und dieses Drittel ist überdies von der Natur am meisten vernachlässigt. Darin mag allerdings ein Grund dafür gefunden werden, daß die Esthen nach so viel Jahrhunderten der Berührung mit den Deutschen, noch so gar nicht aus ihrer rohesten Ursprünglichkeit getreten sind. Wer sich aber gern auf klassische Autoritäten beruft, mag allerdings der Schilderungen von der thierähnlichen Wildheit und Barbarei der „Schwarzmäntel" (Melanchlänen) und „Aestii, sordidissima gens", gedenken, welche Griechen und Römer den Bewohnern dieser Gegenden zugetheilt haben. Man beruft sich auch wirklich im deutschen Heerlager der Ostseeprovinzen nicht ungern auf diese Bildungsunfähigkeit und entschuldigt damit die jammervollen Zustände. — Nur schade, daß die historische Thatsache der Leibeigenschaft daneben steht; schade, daß die Letten, auf welche man gern jene Beurtheilungsweise der bequemen Abfertigung unbequemer Fragen halber überträgt, in Liv- und Kurland so bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Vielleicht scheint es da paßlicher auf nähere Zeiten überzugehen und in diesen die Lösung der Räthsel über manche für das baltische Element in den letzten Jahrzehnten so bedrohlich hervorgetretene Erscheinungen zu suchen.

Wem jedoch Wohl und Wehe der baltischen Lande, der Deutschen und Ureinwohner, nicht am Herzen liegt, wer sie und ihr innerstes Wesen bereits unrettbar an Rußland verfallen glaubt, der überschlage die folgenden Blätter. Sie sollen nur von baltischen Bauern handeln.

Baltische Bauern.

Nur auf der kurischen Nehrung erhielt sich außerhalb der russischen Grenzen noch ein Rest der selbstständigen und von den Herrschern abgegrenzten Nationalität jener großen Völkerfamile, welcher Letten, Liven, Esthen, Litthauer und Finnen näher oder entfernter angehören. Jedoch keine Spur weist mehr in Ostpreußen auf jene Zeiten hin, da hier eben so wie in Kur- und Livland lettische Sprache, Sitte und Nationalität alleinherrschend waren. Dennoch ist dies nicht länger her, als die deutschen Kreuzzüge im baltischen Land; denn auch hier treten im zwölften Jahrhundert „deutsche Herrn" als Eroberer unter dem Titel christlicher Apostel auf. Sie haben damals das Land mit gleicher Blut- und Beutegier bezwungen, die Ureinwohner eben so in die Fesseln der Leibeigenschaft geschlagen, wie ihre kurischen, livischen und esthnischen Ordensbrüder. Aber sie blieben nicht nur Herrscher, sie wurden auch Bildner ihrer Sklaven. Vielleicht ist dieser Vorzug vor ihren baltischen

Schwertgenossen kein eigentliches Verdienst; es ist den hiesigen Rittern solche Verknüpfung des Volks mit sich sogar wahrscheinlich unbewußt gekommen. Allein der Erfolg hat Ostpreußen zu einem innerlichst deutschen Lande werden lassen, während nunmehr drüben in den russischen Grenzen die deutsche Bürger- und Adelsaristokratie ihrem persönlichen und nationalen Untergang entgegenzittert. Blieben auch die Deutschen die Herrn des Volkes, so haben sie trotzdem bis heute noch nicht die leiseste Sympathie der Nation zu erringen gewußt, weil sie dieselbe mit konsequentem Hochmuth von sich und ihren Lebensformen fern hielten.

Ein Unrecht am Geiste verschollener Jahrhunderte und ein nutzlos Hadern mit den unabänderbaren Thatsachen der Geschichte wäre es jedoch zu nennen, wenn man an die Leibeigenmachung der Letten, Liven und Esthen eine Reihe von Vorwürfen knüpfen und das heutige Geschlecht der Deutschen gewissermaßen dafür verantwortlich machen wollte. Ja selbst die Thatsache, daß im Ostseeprovinzadel der neuern Zeiten niemals freiwillige Bestrebungen zur Lösung jener Ketten, zur Vergütung jenes historischen Raubes stattfanden, welcher dem Ureinwohner den Boden unter seinen Füßen wegzog, mag man eben nur als einen Beitrag zu seiner ethnographischen Charakteristik hinnehmen. Dagegen sind die Hintertreibungen oder direkten Abweisungen der von Außen angeregten Versuche zur Erschaffung eines baltischen Bauernstandes für die Gegenwart von tiefsteingreifenden Folgen geworden.

Zuerst trat die Kirche als Gönnerin der Letten und Esthen auf. Sie hat es allerdings so selten redlich mit den Staaten gemeint, wenn sie sich in deren innere Angelegenheiten mischte, daß sie auch wohl hier nicht ohne selbstische Nebengedanken verfuhr. Die „Krieger Christi", welche sie zum baltischen Kreuzzuge aufgerufen hatte, waren ihr über die Hand gewachsen, vorenthielten ihr also mit dem Gehorsam auch man-

cherlei Rechte, Vortheile und Privilegien. Ihnen wollte die Kirche im Stammvolk des baltischen Landes eine Gegenmacht erschaffen. Darum diese plötzliche Sorge für dessen Wohl. Allein davon war natürlich keine Rede in jener päpstlichen Bulle des 13. Jahrhunderts gegen „zu starke Belastung und Knechtung der Letten", worin dem Heermeister die Widerrechtlichkeit der bestehenden Verhältnisse zu Gemüthe geführt wurde. Sie sprach nur vom moralischen und völkerrechtlichen Unrecht. Das Bewußtsein und die Anerkenntniß desselben war also vollkommen vorhanden; es fehlte nur die praktische Anerkennung. Diese wurde denn natürlich auch von den Schwertritterstaaten nicht gewährt, und so blieben die Letten, Liven und Esthen geknechtet nach wie vor. Sie blieben als Gesammtheit überhaupt außer aller politischen Frage, so lang die ritterliche Halbrepublik noch nicht in sich gefestet war, so lang die Befriedigung der persönlichen Ansprüche von jedem einzelnen Ritter noch zu erringen, so lang die Uebergriffe jedes derselben vom Staate noch zu bekämpfen waren. Und als endlich jeder Grundbesitzer sein Gebiet in einen kleinen Selbstherrscherstaat verwandelt sah, war eigentlich eine Gesammtheit der Urvölker schon nicht mehr vorhanden; sie war in lauter zusammenhangloſe Sklavenhaufen zersplittert. Die Letten und Esthen (auch zum Theil die Litthauer), welche vor dem Eindringen der Deutschen nicht Gemeinsinn und Energie genug zu den Anfangsbildungen eines Staates gehabt hatten, zerfielen nun vollends in lauter einzelne Familien, deren Glieder die Herrnwillkühr gleich Thieren hierhin und dorthin verschenkte, verpfändete und verhandelte. Gleich Thieren gehalten litten sie wie Thiere, ohne Widerstandsversuch und fortgestoßen von dem allmählich aufsteigenden Lichte der Gesittung.

So dauerte ihr Zustand bis zur Spaltung des Ordenslandes in ein kurisches Herzogthum, eine schwedische Provinz Livland und ein

bald polniſches, bald ruſſiſches, bald ſchwediſches Eſthland. Da kam Guſtav Adolph als rettender Engel, indem er die furchtbaren Laſten und Leiſtungen der Letten und Eſthen Livlands verminderte, den Händen der Grundherrn das Schwert despotiſch geübter Kriminaljuſtiz entwand, und ſogar eine Art von Bauerngerichten einführte. Aehnliches geſchah auch in den eſthländiſchen Kreiſen; nur im Herzogthum Kurland verkündete kein Zeichen den aufdämmernden Tag. — Allein auch in Liv- und Eſthland verſank die Morgenröthe wieder, ohne daß die Sonne der Freiheit noch aufgeſtiegen war. Die fortdauernden Kriege ließen keine Ueberwachung der Volkszuſtände unter Guſtav Adolphs Nachfolgern zu Stande kommen; unter Polens zeitweiligem Prinzipat geſchah gar nichts dem Aehnliches, und Peter der Erſte wußte vollends kein beſſeres Mittel den Adel und die Deutſchen an ſich zu feſſeln, als indem er den widerrechtlich von Neuem angemaßten Despotismus Geſetzeskraft verlieh. So ſchienen die Letten und Eſthen nunmehr politiſch und moraliſch für immer vernichtet.

Es iſt nur eine Vermuthung, eine Wahrſcheinlichkeitsbehauptung, außerordentlich gewagt wenn auch poetiſch gefällig, daß die Letten wie Liven vor undenklicher Zeit aus Indien nach Europa eingewandert und die Eſthen auf ihre engen Wohnkreiſe zurückgedrängt haben. Allein wenn man auch dieſe Frage vollkommen unentſchieden laſſen mag, wenn man auch nicht der heldenmüthigen Kämpfe gedenkt, in denen ſie einſt ihre heidniſche Freiheit gegen die chriſtliche Machtſchaft durch ein Jahrhundert vertheidigten — eine freiere Geiſtesentwicklung als heute, wenn auch ganz anders geſtaltet, muß nothwendig unter ihnen herrſchend geweſen ſein und ſich auf ihr Leben verſchönend übertragen haben. Wie an verfallenen Gräbern mitunter noch eine ſeltene Südpflanze aufwächſt aus dem Samenkorne der reichen Blüthenkränze, womit einſt ſorgſame

Pflege dieſe Stätte geſchmückt hatte — ſo blüht auch noch heute in den unſcheinbaren Hütten jener Lande und aus dem plumpen Munde jener Menſchen eine ſeltſam anmuthende Lenzesfülle, durch welche wie ein Hauch halb unbewußter Erinnerung die Anſchauungen eines ſchönern Lebens wehen. Vermiſcht mit Märchen und Sagen wiegt ſich in den Liedern das Behagen eines weichen, liebereichen Lebens ohne Laſten und Schmerzen. Und nur was von dieſen Volksgeſängen neuerem Urſprung angehört, athmet die bittern Gefühle des Haſſes gegen die Peiniger, des Bewußtſeins ohnmächtiger Hülfloſigkeit.

Allein dies Alles eben nur noch im Volksgeſang. Im Leben blieb von dem goldenen Zeitalter nichts als ein und der andere mit Branntwein überſchüttete Feſtbrauch, deſſen Bedeutung auch dem Forſcher im Dunkel der vorchriſtlichen Geſchichte unenträthſelt verſchwindet. Im Charakter der Letten und Eſthen aber erſchauen wir nur die zuſammengetrockneten Blätter, die Dornen und Stacheln der Pflanze, welche einſt eine reiche Blüthenkrone geſchmückt hat. Die indiſch-poetiſche und heidniſch-ſelbſtſtändige Zeit hinterließ nach den jammerreichen Geſchicken der bekannten Jahrhunderte für die Gegenwart nichts als ſchwache Weichlichkeit, ängſtliche Kleinlichkeit, trübes Fortvegetiren unter den gewohnten Bürden und Schmerzen, ohnmächtiges Grollen oder hämiſche Tücke. Nirgends kecke Friſche, nirgends energiſcher Lebensmuth, nirgends Unbefangenheit, nirgends ein freier Blick zum Himmel, nirgends ein Vertrauen auf die eigne Kraft! —

Als Katharina II. mit ihrer zerſpaltenden Politik die alte Frage der Bauernfreiheit wieder anregte, war es für Errettung der Reſte jener frühern Nationalität bereits zu ſpät. Auch dachte Niemand daran. Der Adel ſprach dagegen auf ſeinen Landtagen in ſchlauer Klugheit abſonderlich ſchöne Worte von Freiheit und Nationalität, da dies das

beſte Mittel erſchien, um gewaltſame Maßnahmen von Seiten Rußlands zu Gunſten der Sklaven, zu Ungunſten der Leib- und Grundherrn abzuwenden. Einige wahrhaftige Eiferer gaben der gegenſeitigen Komödie zwiſchen baltiſcher Ritterſchaft und ruſſiſchem Gouvernement einen glücklichen Anſchein von Wahrheit; und weil das Wort ſo flüſſig worden war, bemerkte man am Ende kaum in Petersburg und Europa, daß weder in Liv- und Eſthland, noch im unterdeſſen ruſſiſch gewordenen Kurland irgend etwas Poſitives für die Freiheit der Letten und Eſthen geſchehen war.

Wie aber ſtand es mit den Geſittungsfortſchritten dieſer Völker? Wie ſteht es noch heute damit? — Eine für alle Einzelfälle ſtichhaltige Antwort iſt nicht möglich. Wir haben ja eben keine Völker vor uns, ſondern einzelne Gemeinden, welche nur Sprache, Kleidung und gewiſſe Grundzüge des Charakters als Gemeinſames überliefert erhielten, übrigens aber je nach ihrem individuellen Verhältniſſen weſentlich verſchieden ſind. Ja, wer durch lange Jahre in den baltiſchen Landen lebte, mag noch heute, da die Freizügigkeit ein Recht des Bauern wurde, einen Wechſel der Rück- und Vorſchritte an Wohlhabenheit, Arbeitsſinn, an Lebensmuth und ſelbſt in den phyſiſchen Zuſtänden der einzelnen Gebietsbevölkerungen wahrnehmen, deſſen Wandlungen zum Beſſern und Schlimmern genau mit dem Charakter und der Herrſchaftsübung der auf einander folgenden Beſitzer zuſammenhängen, oft ſogar durch die Einflüſſe der Gutsbeamten bedingt werden. Aus dem Volke und durch das Volk geſtaltete ſich nichts; die Deutſchen und Ruſſen ſind noch heute für Alles verantwortlich was geſchieht, ſei's nun zum Beſten oder ſei's zum Schaden der baltiſchen Elemente. Im Allgemeinen hat jedoch die Bauernfreiheit mannichfach fördernd gewirkt, obgleich keineswegs in dem Grade, wie man es unter andern als den hieſigen Verhältniſſen hätte erwarten müſſen. Einzig und allein liegt auch hierbei nicht die Schuld

am heutigen Geschlechte des Adels: es ist auch hierbei viel schlimmes Erbe aus älterer Zeit, es ist auch hierbei die fortwährende Angst vor Rußlands Eingriffen nicht ohne hemmenden Einfluß geblieben. —

So mag es uns vielleicht wieder verwundern, und wir werden es vielleicht minder streng den „Herrn" zum Vorwurf machen dürfen, wenn noch heute Pflug, Egge und alles andere Geräth des Letten und Esthen, wenn sogar die Art des Ackerbaues fast überall noch im selben Zustande und auf derselben Stufe verharren, wie sie frühere Jahrhunderte geschaffen hatten. Was daran hier und da gebessert und geändert auftritt, beschränkt sich auf einzelne kleine Gebiete, ja fast könnte man sagen auf die „Hofesfelder" und „Beihöfe". Und dies Wenige datirt sogar meistens erst aus den dreißiger Jahren, ward das Erzeugniß jener schweren Finanzkrise, welche den gesammten baltischen Adel mit raschester Verarmung bedrohte. Die Freiheit der Bauern hatte die Herrschenden nicht dazu angeregt. Für das Volk als Volk, für den Bauern als Bauern, für den Unterthanen als Unterthanen war trotz der Schönreden unter Katharina nicht das Geringste geschehen und Alexanders Kommission unter dem Vorsitze Kotschubei's hat **1817** die Bauernfreiheit unter den lauesten Beistimmungen der Landtage noch für eine gänzliche vernachlässigte Masse proklamirt.

Die unter dem Einflusse der Landtage von Kur-, Liv- und Esthland abgefaßten Bauerngesetzbücher sprechen auch in unverkennbarem Unmuthe beinah einzig von *Obliegenheiten* der Freigelassenen, gewähren dagegen die *natürlichsten Rechte* des Freien unter möglichst schweren Bedingungen. Endlich ist noch alle Gewähr mit schlauer Klugheit durch einen Paragraphen (Kurl. B. G. B. §. 559) vollkommen illusorisch gemacht, wonach der Ritterschaft vorbehalten bleibt „Veränderungen und Zusätze, welche durch die Erfahrung als nothwendig und

zweckmäßig empfohlen werden, und nicht das Wesentliche der Bauernverfassung alteriren, nachzutragen und zur allerhöchsten Bestätigung zu unterlegen." Wer vertritt nun aber die Bauernschaft gegen die Grundaristokratie, wenn deren Interessen irgend eine Aenderung als nothwendig und besonders als zweckmäßig erscheinen läßt? Wer darf entscheiden, auf welche der beiden Parteien dies „Nothwendig und Zweckmäßig" zu beziehen ist? Wer bekämpft die Untergrabung aller bäuerlichen, so ärmlichen Rechte, wenn die kecke That nur nicht „das Wesentliche" der Bauernverfassung umstößt? Die einzige Hülfe des Letten und Esthen bleibt in solchem Falle die russische Regierung.

War dies nicht auch deren Absicht bei Verkündung der Bauernfreiheit? Hat sie nicht sehr wahrscheinlich den Bauern als numerisch übermächtige Bevölkerungsmasse der Ostseeprovinzen nur zum Staatsgebrauche gegen die Adelsschaft frei haben wollen? Spricht nicht dafür selbst der Umstand, daß sie kümmerlos um sein ferneres Schicksal blieb, nachdem sie ihm jene Freiheit gegeben? Lag nicht die Herbeiführung bittersten Zerwürfnisses in ihren Plänen? Sicher erscheint es wenigstens als eine bedenkliche Anomalie des russischen Verwaltungssystem, daß man im baltischen Lande dem Bauern bereits einige Aufmerksamkeit in einer Periode zuwandte, als im übrigen Rußland noch kein Gedanke an Aufhebung der Leibeigenschaft erstanden war, wohl aber nach allen Seiten hin die politischen Rechte des Adels und der Städte zu Gunsten der Czarenallmacht gestutzt und eingepfercht wurden. Erreicht hatte auch allerdings Katharina schon durch das Wenige, was man dem in seinen Rechten wohl verklausulirten Adel unter dem Vorwande der Humanität abtrotzte, daß der Bauer zu einem Bewußtsein von der Möglichkeit besserer Zustände, zu bitterer Unzufriedenheit mit seinem Herrn gelangte. Beweise sind die grausam sengenden und brennenden und grausam be-

straften Bauernaufstände zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zerrüttende Macht des Divide et impera hatte sich bereits vortrefflich bewährt, als Alexander den Thron bestieg. Man hat es ihm als eine besondere Vorliebe für die freiern Lebensgestaltungen der Ostseeprovinzen ausgelegt, daß er gerade dort so eilig mit den Verbesserungen der Bauernzustände vorschritt. Aber, mag man von der andern Seite fragen, hat dieser kluge Staatsmann, welchen selbst Napoleon in diplomatischer Hinsicht allen Zeitgenossen überlegen nannte — hat er wohl jemals einen Augenblick vergessen, daß Graf Pahlen, dem er zufällig viel verdankte, ein Mitglied jenes baltischen Adels war? Mochte ihm nicht dessen Gewaltthat an Paul als beängstigendes Beispiel vorschweben, wessen eben jener Adel fähig, sobald es gälte ein selbstgesteckes Ziel zu erreichen? Einer solchen Aristokratie im freigelassenen und darum eben von der Regierung desto unmittelbarer abhängigen Bauern ein Gegengewicht aufzudrängen, erschien von großer Wichtigkeit. Ja, es ist sogar nach manchen Merkmalen nicht ganz unwahrscheinlich, daß man dem altrussischen und kleinrussischen Adel den gleichzeitigen Antrag auf Freigebung seiner Eigenhörigen nur vorgeblich stellte, um die Gesittungseitelkeit der baltischen Ritterschaften durch die voraussichtlich abschlägliche Antwort nur desto gewisser zur eifrigen Bejahung zu reizen. Trotzdem wagte man es nicht mit der Verwirklichung des Planes vorzuschreiten, so lang Graf Peter Pahlen Generalstatthalter der Ostseeprovinzen war: er hatte wahrscheinlich früheren Vorberathungen zu nah gestanden und es war von ihm, dem kurischen Indigena, ein zu energisches Widerstreben zu befahren. Selbst unter Baron Essen, dem esthländischen Indigena, rückte die Angelegenheit nur langsam vorwärts. Erst nachdem Marquis Paulucci, ein allen deutschadeligen und baltischen Spezialinteressen wildfremder Mann, unter deutlichen Zeichen des Mißwillens der Ritter-

ſchaften, auf den Seſſel des Generalſtatthalters geſtiegen war, ſetzte ſich die Befreiung der Leibeignen und ſomit die Beſchränkung der Adelsmacht eilig in's Werk.

Damit war die Spaltung vollendet. Mag auch die Freiheit der Letten und Eſthen nur ein Halbzuſtand ſein, ſo trägt ſie doch das Bewußtſein in ſich, daß der Leib, des Leibes Glieder und der Gedanke des Hirns ein freies Beſitzthum wurden. Der Lette und Eſthe weiß jedoch auch, wie die Freiheit von Rußland kam, dagegen von den Deutſchen feſtgehalten wurde, was an Knechtſchaft übrig blieb. Der Vorenthalt eines Grundbeſitzes von der einen, die Verheißung des Freizügigkeitsrechtes von der andern Seite ſind die unausfüllbaren Klüfte, welche ſich zwiſchen den Herrn und Knechten aufgethan haben. Dadurch verliert der Bauer jeden Halt und der Grundherr kann auf kein ſtätiges Verhältniß mehr rechnen. Der Leibherr, welcher einſt Vater ſeiner Eigenhörigen ſein mußte, iſt jetzt zu dem Freigelaſſenen in ein Verhältniß getreten, welches ſich dem des Fabrikherrn zum Arbeiter tagtäglich mehr verähnlicht. Der Bauer aber wurde ein Proletarier in ausgebildetſter Form. —

Mit dieſem Worte ſind alle Erſcheinungen der neuen und neueſten Zeiten im hieſigen Flachland erklärt. Seit Jahrhunderten in die Alleingeltung des ariſtokratiſchen Intereſſes eingelebt, überſchätzt die Adelſchaft den Werth des halberzwungenen Geſchenkes der Freilaſſung, und bezeichnet jede naturwüchſige Anſtrebung zur Ausdehnung und Weiterentwicklung dieſer Verhältniſſe von vornherein als feindſelige Bewegung. Der Eſthe und Lette ſtößt dagegen bei jeder Regung ſeine Glieder an den noch überhängenden Feſſeln wund, muß die Laſten der Selbſtbeſtimmung und Selbſterhaltung tragen, ohne deren Vortheile erringen zu dürfen, während er nur diejenigen dieſe unmittelbarſten Hemmniſſe und

Lebensnöthe überwinden sieht, welche den bäuerlichen Verband verlassen, um sich auf's Ungewisse in den Strudel des Stadtlebens zu stürzen, oder jene, welche sich Rußlands Dienst und Kirche in die Arme werfen, um solchergestalt nicht nur die Heimath, sondern auch die Nationalität aufzugeben. Sogar seit dem Jahr 1831, da nach der vierzehnjährigen Dauer der allmähligen Freilassung nirgends mehr ein Leibeigner existirt, hat sich nach keiner Seite hin eine Brücke über jene Kluft der Feindseligkeiten geschlagen. Ja es machte sich jetzt die Halbheit der Verhältnisse nur immer schmerzlicher auf der Seite der Herrschenden, wie der Beherrschten fühlbar. Und die Thatsachen, welche heute alltäglich aus den Ostseeprovinzen in Europa verkündet werden, sind die natürlichen Folgen dieses Verhältnisses. Die Letten und Esthen sind Losgelassene, aber keine Freien; die deutschen Herrn sind nicht machtlos, sondern nur gelähmt. In Fesseln und mit stumpfen Waffen kämpfen Beide, Beiden flüstert Rußland falsche Hülfsversprechungen zu, beide läßt es im Kampfe untergehen, wenn die Ermatteten sich nicht bedingungslos in seine Arme werfen. — —

Vor diesem äußersten und letzten Schritte schrecken aber im Heerlager der Deutschen, wie der Stammvölker noch viele Kämpfer zurück. In beiden lebt noch das Bewußtsein, daß dies der Schritt zum Tode ohne Auferstehen. Weil jedoch die Kraft gebrochen und der Lebensmuth zerknickt ist, gewinnt nun der Kampf auf beiden Seiten einen immer gehässigern, immer persönlichern, immer heimlicheren, immer hinterlistigern Charakter. Das Gesammtheitsbewußtsein tritt in immer fernern Hintergrund, jeder höhere Antrieb zum Handeln und Wirken verkrüppelt, ein häßlich Mäkeln um das Dein und Mein ist aus dem Kampfe der Aristokratie gegen die Demokratie hervorgewachsen; und Gesetzesumgehungen treten auf beiden Seiten an die Stelle eines Ver-

fechtens von Rechten und Grundſätzen. Jede Partei traut der andern das Schändlichſte zu und glaubt darum ſich ſelber zu Mitteln berechtigt, welche ſie unter jedem andern Verhältniſſe und jedem andern Feinde gegenüber mit Empörung von ſich weiſen würde. Ja, ſelbſt jene ſcheinbar letten- und eſthenfreundlichen Beſtrebungen, welche neuerdings unter den Deutſchen hier und da auftauchen, ſind nur ſelten von unmittelbarem, praktiſchem, viel häufiger dagegen von gelehrt ethnographiſchem und hiſtoriſchem Charakter. Auf die Hebung des Volkes haben ſie bis heute nur einen äußerſt geringen Einfluß gehabt; und noch geringer war ihr Erfolg in Bezug auf die Verkettung ſeiner Intereſſen mit denen der Deutſchen. Sie haben dem Touriſten Kohl eine Schilderung des lettiſchen und eſthniſchen Lebens in die Feder dictirt, von welcher ſelbſt die unbefangenſten Oſtſeeprovinzianer urtheilen, vor etwa einem Halbjahrhundert könne ſie noch halbweg richtig geweſen ſein, heut aber halte ſie nirgends Stich. Allein dieſer ſelbe heitere Schilderer ſagt an anderer Stelle, wo er aus eigner Anſchauung ſpricht: „Es iſt unter allen ungebildeten Deutſchen faſt nur eine Stimme der Verachtung der Letten. Nur unter dem gebildeten Adel und den Predigern findet man einige billiger Denkende und ſogar wohl als Ausnahme einige Bewunderer des Lettenthums. Wo man ſonſt anfrägt, hört man es wiedertönen: keinem Letten iſt zu trauen; gegen ihre Lüge und Betrügerei muß man beſtändig auf der Huth ſein; ſie ſind nur durch ein Mittel zu irgend etwas zu bewegen, das iſt die Peitſche, und will man etwas mit ihnen erreichen, ſo darf man ſie nicht ruhen und feiern laſſen.“ —

Traurige Umriſſe des allgemeinen Bildes! Doch verfolgen wir deſſen einzelne Gruppen, ſo gewahren wir manche ſpezielle Geſtaltungen der Dinge in noch trüberem Lichte. Die allgemeine Uebereinſtimmung im Verhältniß der Bauern zu den Herrn änderte ſich nämlich mannich-

fach verſchieden in den drei Provinzen ab und erzeugte ſolchermaßen bald hier, bald da ein ſchrofferes Hervortreten der nationalen, ſozialen und politiſchen Uebelſtände.

Allen dreien gemeinſam iſt jene Beſtimmung der Freiheitsakte, wonach der Bauer kein Grundeigenthum für ewige Zeiten erringen kann. Zwar wurde ihm der Kauf deſſelben geſtattet, aber „nur in der Art, wie es die Landesgeſetze den Nichteinzöglingen (non indigenae) zugeſtehen.“ Demzufolge iſt es nur 90 Jahre ſein unbeſtrittenes Eigenthum, er kann niemals durch den Beſitz zu irgend einer politiſchen Berechtigung gelangen; er hat keinerlei aktives und paſſives Wahlrecht; ja, es ſteht ſogar die Frage unentſchieden, ob nicht jeder bäuerliche Grundbeſitzer (ſelbſt wenn er Eigenthümer eines ganzen Gebietsbezirkes würde) nicht auch fernerhin frohnpflichtig gegen einen adeligen Gutsherrn bleibt. Das Bauerngeſetzbuch giebt dafür keine entſcheidende Antwort. Es hat nur mit jener Beſtimmung von vornherein jede zukünftige Vertretung des Bauernſtandes unmöglich gemacht und die Zukunft der Nachkommen aller bäuerlichen Grundbeſitzer in's Ungewiſſe geſtellt. Allerdings tritt dieſe Frage im gegenwärtigen Augenblick noch nicht mit praktiſcher Bedeutſamkeit in den Vordergrund; die Bauernfreiheit iſt zu jung, als daß bereits ein Streit darüber entſtanden ſein könnte; ja, es giebt vielleicht noch heute keinen einzigen bäuerlichen Grundbeſitzer im ganzen baltiſchen Lande. Der Bauer ſteht nur noch im Verhältniß des Pächters.

An anderer Stelle iſt nun dieſes Verhältniß bereits näher erörtert worden. Wir ſahen, daß der Pachtzins durch Frohnden („Gehorch“) geleiſtet wird, welche eine gegenſeitige Uebereinkunft zwiſchen dem (Bauern) „Wirth“ und Herrn für je ein Jahr mit halbjähriger Kündigung feſtſtellt. Wir ſahen ferner, wie die Knechte und Mägde („Gebietsleute“) gleichermaßen für das Zugeſtändniß von Koſt, Wohnung,

Ackerstellen u. s. w. dem Bauerwirthe dienen und der Gemeinde angehören, welche von je tausend Seelen gebildet wird. Ein wirklicher Geldpacht der Gesindestellen ist nun zwar dem Bauern ebenfalls gestattet; doch treten solche „Gesindearrenden" vor der Hand nur etwa in Kurland auf, während sie in Liv- und Esthland gar nicht gekannt sind. Dies ist durch die verschiedenen Einrichtungen der Leistungen bedingt, welche in Kurland eine Möglichkeit des Gelderwerbes für den Bauern übrig lassen, während eine solche in Liv- und Esthland unter den heutigen Voraussetzungen geradezu zur Unmöglichkeit wurde. Damit hängt natürlich ein im Allgemeinen besserer Zustand der kurischen Letten, der kurischen Landwirthschaft überhaupt zusammen, während aus dem Mangel jeglichen materiellen Behagens der Stammvölker fortwirkend, in Livland vorzugsweise ein großer Theil der für alles baltische Leben bedrohlichsten Erscheinungen unter den Letten und Esthen zusammengedrängt sind.

In Kurland hat jeder Bauernwirth eine der Größe des ihm verliehenen „Gesindes" (beziehendlich der Pachtsumme) angemessene Strecke „Hofesfeld" zu bearbeiten und außerdem noch einige „Hofesdienste" entweder persönlich zu verrichten oder verrichten zu lassen. Es ist ihm das bestimmte Maaß der Leistung gegeben, damit die Möglichkeit neben Erfüllung dieser Pflichten die eigne Arbeit rechtzeitig zu verrichten. Der kurische Bauer befindet sich in einem zwar schweren, aber doch ertragbaren Verhältniß. Er vermag doch ein Ende seiner Lasten bei jedem einzelnen Frohndienst abzusehen; er weiß, daß nach dessen Vollendung, Kraft und Zeit sein eigen, daß der Mehrerwerb nicht stets eine unmittelbare Mehrbelastung nach sich zieht. Mit der Möglichkeit materiell besserer Zustände wächst aber natürlich auch Eifer und Drang nach Herbeiführung derselben. Es erwacht im Bauern ein vielleicht unklares, aber

doch ein Bewußtsein von den Vortheilen besserer Bildung und der Annäherung an die deutschen Lebensformen. Dadurch gleichen sich manche Schroffheiten der feindlichen Stellung aus, in welche ihn vergangene Zeiten und deren heutige Ueberbleibsel gedrängt haben; und ist gleich hier ebenfalls wohl kaum irgend von einer Zuneigung und Anhänglichkeit gegen den Deutschen die Rede (denn natürlich erzeugt ja auch schon das wenige Mehr des Gewährs gerade hier am Häufigsten eine vermehrte Anforderung), so durchdringt doch den kurischen Letten der Herrenhaß nicht bis in das Innerste der Seele und sein Groll zuckt nicht in jeder Lebensäußerung. Die Keime des selbstständigen Besitzes, der Bildung und Selbstachtung beginnen bereits hier und da die Kluft zwischen Herrn und Knechten mit einer leichten Decke zu überziehen. Freilich sind dies nur Anfänge, so geringfügige Anfänge einer Vereinigung, daß man eben die Verschiedenheit der bäuerlichen Zustände in den drei Ostseeprovinzen bereits ziemlich genau kennen muß, um ihre Spuren aufzufinden. Denn im Allgemeinen gilt allerdings auch hier nur das Verhältniß gegenseitiger Zurückstoßung.

Anders ist aber die Gestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Livland*). Hier ist das Gehorch des Bauern nicht nach einem bestimmten Areal, sondern nach einer gewissen Anzahl von Tagen der Woche bemessen. Allein eben nur die Zahl der Tage ist bestimmt, nicht ihre je wöchentliche Wahl, nicht die zu verrichtende Arbeit. Natürlich wählt nun der Herr die ihm günstigsten Tage, die beste Witterung, die arbeitreichste Jahreszeit und dies Alles geht dann dem Bauern für Bestellung seiner eignen Landwirthschaft verloren. Der Wirth eines größern Gesindes ist zu bedeutendern Leistungen als der eines kleinern Land-

*) Diesen sehr ähnlich auch in Esthland.

kreiſes verpflichtet; er vor Allen iſt alſo genöthigt, ſeine Frohnarbeiten oder den eignen Feldbau durch gedungene Stellvertreter verrichten zu laſſen. Und ſo geſchieht es, daß eben die größern Bauernwirthe in Liv- und Eſthland nur höchſt ſelten zu einem Baarvermögen gelangen, weil jeder Erwerb immer von Neuem durch Baarausgaben oder Verſäumniſſe verſchlungen wird. Nicht die abſolute Menge der Frohnden ſondern ihre Anordnung drückt ihn in hoffnungsloſeſte Dürftigkeit hinab. Mit dieſer Hoffnungsloſigkeit verſchwindet denn natürlich auch jedes Streben, die Erwerbsanſtrengungen erlahmen, eine allgemeine Laßheit wird alleinherrſchend. Damit verwächſt die Verbitterung gegen die Grundherrn. Sie ſind dem Bauern die Erzeuger ſeiner Armuth, ſeines Mißbehagens und einer Abhängigkeit, welche durch immer erneute Anlehen bei dem Beſitzenden alltäglich drückender anwächſt. Freilich verwechſelt bei ſolcher Anſicht der Dinge der Bauer die Wirkung mit der Urſache, die Folge mit dem Grunde. Aber wer wagt es, ihm ſo feine und am Ende doch unpraktiſche Unterſcheidungen nach den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte und dem Gewähr einer Freiheit zuzumuthen, welche die Laſten nur vergrößerte, anſtatt ſie zu verringern? Mag man den düſtern Haß ungerechtfertigt nennen, welcher eben die liviſchen Letten und Eſthen ſo häufig zu blutigen Aufſtänden trieb und ſie heute in dichten Schaaren den ruſſiſchen Verlockungen entgegenführt? Iſt ihm doch ſelbſt das letzte Ausflucht smittel, die Auswanderung, entweder gänzlich verſagt oder doch unendlich erſchwert; halten ihm doch die Städte ihre Barrièren abweiſend entgegen und findet er doch auch nur in unbedingter Anheimgabe an Rußland den Strahl einer Hoffnung auf glücklichere Tage.

Zwar mag man es freudig anerkennen, daß manche Grundherrn auf ihren Gebieten ſehr bedeutende Milderungen jener geſetzlichen Be-

ſtimmungen eintreten ließen. Allein dies bleibt immerhin eine Ausnahme, und zwar eine Ausnahme, welche in Kurland verhältnißmäßig häufiger als in Eſth- und Livland angetroffen wird.

Dabei dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß der ruſſiſche Einfluß in Liv- und Eſthland länger, daß er ſelbſt im alltäglichſten Leben unmittelbarer als in Kurland einwirkt. Dies nicht nur wegen der größern Nähe der ruſſiſchen Grenze und der Hauptſtadt, ſondern darum hauptſächlich, weil Liv- und Eſthlands Städte am Meere gelegen und ſo ein Sammelpunkt der ruſſiſchen Einwanderer geworden ſind. Die Berührungen mit Ruſſen gaben ſich häufiger, der nationale Widerwille ward im Anſchauen der beſſern Verhältniſſe der auf Obrok entlaſſenen Leibeignen abgeſtumpft; ja ſelbſt die ruſſiſche Sprache tritt dem liviſchen und eſthniſchen Stammvolke nicht gleichermaßen befremdlich entgegen, wie dem kuriſchen Letten. Sie ſchlug ihm von Kindheit auf an das Ohr. Sogar die Militärpflichtigkeit, welche dem Letten und Eſthen im Gefolge ſeiner Halbfreiheit kam, erſcheint ihm in ſeinem heutigen Verhältniß nicht ſo erſchreckend, wie den Bewohnern anderer Provinzen. Iſt ſie ihm doch ein Mittel aus ſeinem jammervollen Einerlei zu treten, giebt ſie ihm doch die Hoffnung nach jenen Ländern zu gelangen, welche die ruſſiſche Welt ſo verlockend ſchildert. Denn dem Ruſſen ſind ſie ja eben ſeine Heimath und der Lette, wie der Eſthe träumt in ſeiner kindlichen Phantaſie zu dem ſchon bunten Bilde noch manche ſtrahlende Farbe. Ueberdies kennt auch ſelbſt der minder Hoffnungsvolle den Militärdienſt kaum als ein Unglück; er wird nicht vom Herrn dazu abgegeben, ſondern das Loos beſtimmt die Rekruten; endlich trifft dies Schickſal in der That meiſtens nur Jene, denen in der Heimath kaum mehr ein Halt verblieb. Denn von der Rekrutirung ausgenommen ſind nicht nur Eigenthümer, ſondern auch Pächter und Bauernwirthe „einer

Landstelle von 6 Loof (ungefähr 5 Scheffel) Aussaat in jedem Winterfeld, und deren ältester Sohn", sowie alle „Hofesdomestiken". Ferner werden zwei Brüder „so lange als Rekrutenfähige in der Gemeinde vorhanden sind" gleichzeitig nicht zum Militärdienst genommen; endlich verfügt das Gesetz: „alle diejenigen Individuen, welche von der Landespolizei oder dem Kriminalgericht wegen Vergehungen zu Rekruten abgegeben werden, sind der Gemeinde zu gut zu rechnen wo sie ihre persönlichen Abgaben entrichtet haben." Doch selbst diese Ueberlieferung von Verbrechern an die Armee, im übrigen Rußland so gewöhnlich, wird in den Ostseeprovinzen nur im äußersten Falle geübt; und wo es geschieht, erscheint sie der Gemeinde beinah als eine Wohlthat.

Fragen wir aber endlich unbefangen, ist der Tausch des Lebenslooses unter den heutigen Bauernverhältnissen der Ostseeprovinzen mit dem russischen Heerdienst wirklich so erschreckend? Trauernd muß man es eingestehen: der russische Soldat, dieser Prototyp eines der Willkührherrschaft anheimgegebenen Menschen, hat sogar gewisse Vortheile vor dem baltischen Landbewohner voraus. Der Blutarme, welcher vorher tagtäglich um das nackte Leben kämpfen, jeden Bissen Brod mit schwerer Frohnde erarbeiten und stets mit dem Bewußtsein leben mußte, daß alle Arbeit, alles Schaffen ihn nicht unabhängig stellen könne — er weiß jetzt das rein materielle Leben gesichert, er hat täglich einige Kopeken baares Geld, die dienstfreie Zeit giebt ihm Gelegenheit zum Nebenerwerb, er weiß sich in den Krankheiten verpflegt. Ja selbst das schwere Regiment des Stockes ist wohl kaum härter als die Prügelherrschaft, welche die Aufseher und Amtleute im „Gehorch" ausüben. Sogar die Entfernung von der Heimath und den Angehörigen fällt dem freigewordenen Bauern minder schwer, als dem leibeignen Russen; denn die Freiheit hat ihn in ein ewiges Wandern von Gebiet zu Gebiet, in ein

ewig Haſten nach beſſern Erwerbszuſtänden hineingezwungen, er iſt der Heimath und Familie faſt ſchon entfremdet, ehe er in die Armee eingereiht wird.

Das ſind die Wege, die breiten Wege, welche aus den Oſtſeeprovinzen nach Rußland führen. Und wer auf dieſem Wege gegangen, kehrt nimmer zurück; oder eben nur um neue Wanderer mit ſich fortzuziehen. Denn kommt der lettiſche Soldat nach einem Jahrzehnt wieder in die fremdgewordene Heimath, ſo bringt er dorthin aus dem ruſſiſchen Lager zunächſt die unumſchränkteſte Verehrung und Hingebung für den Czaren, deſſen Kleid er getragen, deſſen Brod er gegeſſen, der ihm ſogar vielleicht einmal „Geſundheit“ zugerufen hat und den er ringsum nur bewundernd nennen hörte. Ruſſiſche Sprache, Sitte, Lebensform ſind ihm vertraut. Des regelmäßigen, tagtäglichen Arbeitens hat er ſich dagegen entwöhnt; die rohe Soldatenluſt fehlt ihm in der ſtillen Heimath, und wie ein Heimweh überkommt ihn die Sehnſucht nach der ruſſiſchen Art und Weiſe. Denn dort herrſchte wenigſtens der Ruſſe über den Ruſſen; hier aber iſt Deutſcher und Herr, Fremder und Herrſcher identiſch geworden. Wer richtet ihn, wenn er gefehlt? Ein Deutſcher. Wer ſtraft ihn? Ein Deutſcher. Wer entſcheidet bei ſeinem Streite gegen den Mitbauern? Der Deutſche. Bei wem kann er Recht ſuchen gegen den Deutſchen? Beim Deutſchen*). Er vermag den ent-

*) Zwar wird es den Bauern im Bauerngeſetzbuch als ein außerordentliches Zugeſtändniß angeprießen, daß man ihnen jetzt ein bäuerliches Gemeindegericht und einem Gemeindemitglied die Erlaubniß zum Beiſitz im Kreisgericht gebe. Allein davon ward nichts erwähnt, daß Guſtav Adolf bereits bäuerliche Gemeindegerichte in Liv- und Eſthland geſchaffen hatte, die ſpätere Zeiten wieder vergeſſen machten. Das bäuerliche Gemeindegericht hat nur über Streitigkeiten der Bauern untereinander zu entſcheiden, entſcheidet nach dem vom Adel entworfenen Bauerngeſetzbuch und wird intellectuell beinah ausſchließlich durch den Gerichtsſchreiber geleitet, welchen der Gebietsherr einſetzt und beſoldet. Die Streitigkeiten zwiſchen den Gebietsleuten und

ſcheidenden Gründen des Richterſpruches nicht zu folgen; denn der deutſche Herr hat ihn von ſeiner Sprache ferngehalten. Er kann bei ſeinen Streitigkeiten gegen den adeligen Grundherrn kein gerechtes Urtheil vorausſetzen; denn die Grundbeſitzer haben das Gericht zuſammengeſetzt aus Männern ihres Standes und ihrer Verwandtſchaft. Jeder ungünſtige Spruch giebt ihm neue Berechtigung zum alteingewurzelten Haß. Und in dem Kruge erzählt er's den unbedingt gläubigen Stammgenoſſen, indem er hinzufügt, wie dies und jenes in Rußland anders, ſchon darum beſſer war. Der verbitterte Lette und Eſthe trägt dann die neue Kunde in ſeine Hütte, und füttert ſeine Knaben mit ſolchen Erzählungen auf, daß ſie heranwachſen in Mißtrauen und Haß gegen die „Herrn", ſobald ſie freien Willens ſind, das Geſinde verlaſſen und nach den baltiſchen Städten wandern, oder auch direkt nach den ruſſiſchen Provinzen.

Auf ſolche Weiſe wächſt die Zahl der dem Ruſſenthume zugewendeten Letten in reißender Schnelligkeit. Auf ſolche Weiſe rächen ſich die Vergehen der Schwertritter am heutigen Adelsgeſchlechte. Dieſes aber hat ſeine Aufgabe mißverſtanden und ſeine Gefahr unerkannt gelaſſen, indem es die freigewordenen Stammvölker immer von Neuem mißwillig von ſich ſtieß. Mit einem engherzigen Bauerngeſetzbuche ſuchten ſeine Väter dem Geiſt der Zeit zum Trotz an verſchollenen Herrſchaftsrechten zu retten, was ſie davon nicht aufgeben mußten; und indem die Söhne

---

Herrn gehören in erſter Inſtanz vor das Kreisgericht (zweite Abtheilung des Hauptmannsgerichtes). Dort präſidirt ein adeliger und vom Adel gewählter Bezirksrichter; dazu kommt ein adeliger Aſſeſſor, ein adeliger Friedensrichter, ein zwar nichtadeliger, aber vom Adel gewählter Secretär. Daneben ſitzt iſolirt, oft kaum der Verhandlungen in deutſcher Sprache mächtig und dem Geſchäftsſtyl natürlich ganz und gar nicht gewachſen, ein bäuerlicher Aſſeſſor. — So iſt es in Kurland. In Livland ſind — vielleicht in Erinnerung der ſchwediſchen Periode — drei bäuerliche neben vier adeligen Gerichtsperſonen vorhanden. In Eſthland hat man dagegen dies ganze Kollegium in der einzigen Perſon eines dem Adel angehörigen „Hakenrichters" vereinigt. Die Bauern ſind alſo gar nicht vertreten.

ſich an dieſem Prinzipe feſtklammerten, gruben ſie der ſelbſtſtändigen Zukunft ihrer Geſammtheit, wie des deutſchen Elementes das Grab. Ihre Söhne und Enkel werden aber noch Schlimmeres erleben, als die Gegenwart ſchon brachte. Ihren Söhnen und Enkeln wird jene Widerſtandsmacht der Rechte und Geſetze vollends gebrochen ſein, welche heute bereits in ihren Grundpfeilern vor dem Anfluthen des Ruſſenthums erzittern. Ungehört wird dann ihr Jammer verhallen. Der jubelnde Zuruf von zwei Millionen ruſſiſch gewordener Letten und Eſthen wird ihn überdröhnen, wenn Rußland ihr zähes Feſthalten an adeligen Rechten und Unrechten gleich einem Staatsverbrechen mit drohenden Ukaſen bekämpft, und was ſie Verfechtung des deutſchen Elementes nennen, gleich einem Hochverrath, mit Sibirienſtrafe und Bergwerksarbeit belegt.

So ſteht denn das baltiſche, das deutſche Element dem Untergange vollkommen rettungslos gegenüber? — Vollkommen rettungslos, wenn ſich die deutſche Bevölkerung, Adel wie Bürgerſchaft, nicht losreißt von eingewurzelten Vorurtheilen und nicht emporrafft aus dem gewohnten Dahinleben. Vollkommen rettungslos, wenn nicht Bürger und Adel verbündet dem Andrängen Rußlands gegenübertreten. Vollkommen rettungslos, wenn beide nicht in dieſem letzten Augenblicke den Letten und Eſthen die Hand reichen. Nur noch mit den ſchwerſten Opfern iſt wieder zu erringen, was man in ſorgloſer Sicherheit und kaltſinniger Fahrläſſigkeit dahinſchwinden ließ. Erſtes Bedingniß dieſer Rettung iſt die Erſchaffung eines wirklichen Bauernſtandes. Dieſer kann nur die Gewähr eines erbeigenthümlichen Grundbeſitzes erzeugen. An das deutſche Element kann er nur gefeſſelt werden, wenn man ſeinen nationalen Elementen volle Gerechtigkeit gewährt, wenn man den Letten und Eſthen in ſeiner Sprache richtet und ihm die Möglichkeit einer Vertretung ſeiner Intereſſen gegen die des Adels und der Städte zugeſteht.

Aber dies Alles ist unterblieben. Rascher, übermächtiger, verheerender, als sich noch vor wenigen Jahren voraussetzen ließ, ist das russische Unheil über die Ostseeprovinzen hereingebrochen. Lauter und lauter mit jedem Jahre sind die Klagen von dorther erschollen, immer schwerer hat sich auch das materielle Elend auf das Land gelagert. Zwei Jahre des Mißwachses und russische Hülfleistungen haben das hungernde Landvolk dem Russenthume vollends verpflichtet. Der neue polnische Erhebungsversuch, wenn im Keime erstickt, reizte den Grimm des russischen Systems gegen seine unrussischen Unterthanen wieder zu neuen Gewaltmaßregeln auf. Auch die Ostseeprovinzen mußten in gewisser Art büßen, was Polen verbrochen. Das Petersburger Kabinet benutzte die dortigen Vorgänge zu einem immer rücksichtslosern Vordringen auch gegen die baltische Ausnahmsstellung und Nationalität. Nun peitschen freilich die Streiche des sich heranwälzenden Geschickes die Ritterschaften und den Bürger aus schlaffer Ruhe und dumpfem Schlaf empor, woraus kein Zuruf einzelner Patrioten und keine Selbstüberzeugung sie durch ein Jahrhundert emporzurütteln vermocht hatte. Gott mag walten, daß es nicht bereits allzuspät sei! — — Mit welchen Gefühlen mögen aber die Abgeordneten des livländischen Adels am 23. Februar 1846 aus dem Audienzzimmer des Winterpalastes getreten sein, als sie gekommen waren, um den Einhalt der gewaltsamen Russifizirungsmaßregel zu erflehen? Denn damals schloß der Kaiser seine Rede: „Seit 150 Jahren gehören die Provinzen zum Reiche, und so sind sie russisch. Für mich und meine Nachfolger verspreche ich die Erhaltung ihrer Rechte. Aber von einem Deutschthume soll fürder keine Rede mehr sein.“

Das war ein Todesurtheil.

Um und in Dorpat.

Endlich erheben ſich ein Paar Hügel in der troſtloſen Fläche, endlich rollt der Wagen bergauf und bergab. Die Birken, Freunde des Hügellandes, ſtellen ſich näher zum Wege, der Schwarzwald weicht mitunter für Viertelſtunden hinter die Anhöhen zurück, ſelbſt die Felder ſcheinen häufiger geworden; man könnte meinen, hier unter glücklichere Himmelsſtriche zu gelangen — aber da ſtarrt uns das bodenloſe Elend aus den Hütten der Eſthen entgegen, welche nunmehr den Weg begleiten. Denn ſchon ſind wir Dorpat genaht und haben die nationale Grenze zwiſchen Letten und Eſthen überſchritten.

Man vermag in den gewohnten Umgebungen, ſelbſt im Anblicke der bitterärmſten Striche des übrigen Europa, kaum irgend ein Seitenſtück zu den eſthniſchen Hütten aufzufinden. Eng, ſchief und lüderlich aus gänzlich unbehauenen Balken zuſammengefügt, mit Borke lückenhaft bedeckt, ohne die Spur eines Schornſteins, mit einem einzigen,

kleinen, aus mehrern Gläſern zuſammengeflickten, noch öfter mit Papierſtreifen verklebten oder ekelhaften Lumpen verſtopften Fenſter, die Thür niedrig und vom hervorquellenden Rauche verſchloſſen — ſo ſtehen dieſe Häuſer, als harrten ſie nur dem Augenblicke entgegen, wo ihnen vergönnt ſein möchte in ihre Fäulniß, Verrottung und Verſchmutzung zuſammenzuſinken. Jene Thür führt zu einer düſtern, raucherfüllten Stube mit geſchwärzten, auch urſprünglich nicht betünchten Wänden. Ein Paar elende Tiſche ſtehen mitten in dem Raume, deſſen Fußboden ſo holprich wie irgend ein baltiſcher Landweg; an die Wände lehnen ſich einige rohgeſchnitzte Bänke; eine Truhe iſt das Putzmöbel. Nur bei den Wohlhabendſten kommen hierzu noch ein Paar kurze, von Stroh oder Moos erfüllte Bettkaſten. Allein gewöhnlich ſchlafen die Eſthen auf den Tiſchen, auf den Bänken, auf der Erde, Männer, Weiber, Kinder und Mädchen bunt durcheinander; und dazwiſchen lagern Schweine, Hunde, Hühner oder ſonſtiges Hausgethier. Ueberall Schmutz, Schmutz des Leibes und der Seele; dazu viel körperliche Leiden — trotzdem daß manche Schriftſteller uns von der unberührten Kraftfülle dieſer Naturkinder theils aus Unkenntniß der Wahrheit ſprechen, theils um die äußerſt mangelhafte ärztliche Verſorgung zu beſchönigen — und die Blindheit vor Allem ſo allgemein, daß ein Blinder, von einem Knaben am Stocke geleitet, ſogar zur unausweichlichen Staffage aller eſthniſchen Landſchaftsbilder wurde. Wahrhaft erſchreckende Zuſtände! —

Allerdings darf man nicht vergeſſen, daß dies eben recht eigentlich von den ſogenannten „Dörpt-Eſthen“ gilt. Die „Reval-Eſthen“, welche ſich auch durch den Dialekt von ihnen unterſcheiden, haben zwar die altnationalen Gewohnheiten, die nationale Kleidung u. ſ. w. noch feſter als die Dörpt-Eſthen bewahrt. Aber ſie haben — vielleicht unter beſſern materiellen Verhältniſſen — dieſe Urſprünglichkeiten nicht im

Schmutz und stumpfer Rohheit gleichermaßen versumpfen lassen. Im eigentlichen Esthland und am Seestrande sind die Esthen noch ein wirklich naturwüchsiger und charakteristischer Volksstamm; hier erstickte dagegen Alles in bitterster Armuth, und jede Spur einer neu auftauchenden Entwicklung vergiftete sich im Branntwein*). Nur diejenigen Wandlungen, welche ohne alle sittliche Erhebung geschehen können, die Abwendung von geregelter Arbeit und einem festen Familienleben, die Abwendung vom Ernst des Protestantismus und des Anschlusses an deutsche Gesittung, fanden Eingang in die zähen Dörpt-Esthen. Seit Jahrhunderten untermischt mit einzelnen russischen Familien und Gemeinden, daher deren Lebensgewohnheiten nicht mehr fremd, hat die neuere massenhafte Andrängung des Russenthums unter ihnen einen bereiten Empfang gefunden. — —

Schade, daß dieses gänzliche Darniederliegen einer ursprünglich schönen Nationalität, schade, daß die Zeichen der russischen Ueberfluthung gerad die Dorpater Umgegend umfassen. Denn eben diese Landschaften waren das Paradies der „Maa mees" (Männer des Landes), wie sich die Esthen gern noch heute nennen; hier spielten die zauberhaft schönen Märchen und Götterſagen, deren einige Kohl in seinem Werke über die Ostseeprovinzen gesammelt hat. Aber nichts davon hat sich unter den

*) Ein liebliches Bild der Reval-Esthen und ihres Lebens, sowie dessen ihrer Herrn und ihrer Hauptstadt geben die Lettres from the shores of the baltic (London, Murray 1841). Im Ganzen darf man das Bild auch getreu nennen; und wir erhalten eine ganz richtige Anschauung der Dinge, wenn wir bei der Lectüre dieses Buches nur keinen Augenblick vergessen, daß die Verfasserin jener Briefe (Mss. Kikby) die Esthen aus dem Edelhofe eines ihr verschwägerten Grundbesitzers anschaute und schon als Schriftstellerin bekannt war. Sie sah sie eben im Sonntagskleide; oder vielmehr man ließ sie so sehen. Denn auch in den Ostseeprovinzen liebt man es, den Blicken des Fremden taurische Dörfer vorzuführen, besonders wenn er des Schriftstellerns verdächtig. — Die in Reval gearbeitete und in Leipzig gedruckte deutsche Ausgabe dieser „Baltischen Briefe" (1846) ist unvollständig.

Dörpt-Esthen erhalten. Was wir davon vernehmen, erschallt drüben vom eigentlichen Esthland, während die Esthen des livischen Seestrandes wieder die Sage des Heroenthums wach erhielten, dagegen die eigentlich mythologische, heidnische Sage vergaßen. Die beiden großen Binnenwasser, der Wirzjerw- und der Peipussee, sowie deren Verbindungsfluß, der Embach, sind gleichsam die Quellen, aus denen die belebte Welt des esthnischen Heidenthums und eines heidnischen Christenthums entsprang. Der Domberg von Dorpat war der elysische, schattenreiche Wohnplatz der ersten vom Allvater geschaffenen Menschen. Er selbst thronte in den dichtverschlungenen Waldungen des Berggipfels. Von da stieg er zu den Menschen herab und lohnte ihre Tugend oder strafte ihre Fehler; Sonne, Mond und Sterne waren seine Kinder, und sie erzeugten halbgöttliche Geschöpfe. — —

Man mag es gern glauben, daß den Esthen jener Domberg ein Naturwunder erschien. Hebt er sich doch noch heute, schön wie eine Fata Morgana aus dem ermüdenden Einerlei des Landes mit den schlanken Ruinen seines Domes empor. Und auch von seiner täuschenden Zauberkraft scheint er noch manches beibehalten zu haben. Der deutsche Reisende hält ihn noch immer für das weithin sichtbare Wahrzeichen eines vollkommen deutschen Besitzthums.

Dorpat — wir sind so gewohnt, es zu den deutschen Hochschulen zu rechnen, wir fühlen uns so sicher hier inmitten russischer Umdrohung noch eine feste Burg der deutschen Selbstständigkeit zu finden. Wir glauben es auch vollkommen unbefangen und beanspruchen es wie einen der deutschen Vorzüglichkeit naturgemäß geleisteten Tribut, wenn ein gesellig artiger Russe versichert, daß Dorpater Bildung die übrigen Universitäten Rußlands, folglich das ganze Ostreich beherrsche, daß ferner die Dorpater Aerzte allen nationalrussischen und vollends die Pädagogen

ſämmtlichen auf ruſſiſchen Univerſitäten gebildeten Erziehern vorgezogen werden, ja daß Dorpater Wiſſenſchaftlichkeit der Gipfelpunkt ruſſiſchen Gelehrtenehrgeizes ſei. Trotzdem vergeſſen dieſe artigen Ruſſen niemals beizufügen, wie Dorpat doch eigentlich eine ruſſiſche Erſchaffung. Und ſie haben mit der ruſſiſchen Erſchaffung in ihrer Art vollkommen recht. Fürſt Jaroslav von Moskovien hat um das Jahr 1000 die Stadt Jurieff an dieſer Stelle angelegt. Dann freilich verſchlangen ſie die Wogen des liviſchen Krieges. Als jedoch nach Guſtav Adolph die Ruſſen zum erſten Male wieder in die Gegend kamen, fanden ſie doch einen Ort und noch dazu eine blühende Handels- und Univerſitätsſtadt. Dieſe Stadt hatte ſich unterdeſſen Dörpt oder Dorpat genannt und an 30,000 Einwohner gewonnen. Die Ruſſen aber, in Vorausſicht der künftigen Schöpfung einer deutſch-ruſſiſchen Univerſität, jagten die Profeſſoren der ſchwediſch-liviſchen Stiftung davon, plünderten die Bürgerhäuſer, führten deren deutſche Bevölkerung gen Moskovien und brannten die Häuſer nieder. Als demungeachtet die Stadt eine ſo mächtige Wiedererzeugungskraft zeigte, daß ſie trotzdem von Neuem auf- und anwuchs, wiederholten ſie bei erneuten Einfällen daſſelbe Manöver mehrmals bis endlich Peter der Erſte der ermattenden Stadt die langverſagte Ruhe geſtattete. Und nunmehr nannten's die Ruſſen eine ruſſiſche Schöpfung. Peter verſtand allerdings die natürliche Wichtigkeit des Ortes als Handelsplatz zu würdigen, weil ihn der durchſtrömende Embach weſtwärts mit dem Wirzjerwſee und oſtwärts mit dem Peipusſee, ſolchermaßen mittelbar mit dem Innern Rußlands und unmittelbar mit dem weſtlichen Livland, ſelbſt mit Polen (Kowno'ſches Gouv.) in Verbindung bringt. Vielleicht wäre jedoch Dorpat dennoch vergeſſen geblieben, trotzdem daß dieſe natürlichen Vortheile ſeiner Lage es bereits früher zur Hanſabündnerin gemacht hatten, wenn nicht Rußlands kindliche Flotte ihre erſten

Schwimmversuche auf dem Peipussee unternommen hätte. Dadurch kam viel russische Welt nach der eingegangenen Hochschule, auch faßten deutsche Bürger wieder festen Fuß und Livlands Adel verlegte hierher seine Winterresidenz. Unter Paul tauchte dann der Gedanke auf, die in Pernau abgestorbene Universität von Dorpat wieder in's Leben zu rufen. Woher die Veranlassung? Wer fragt unter Paul's Regierung nach dem Warum? Es sollte so sein — allein es wurde nicht.

Erst Alexander setzte den Gedanken in's Werk, berief ausländische Lehrer und gab der neuen Hochschule eine deutsche Gestalt. So lang er auf dem Throne saß, schien auch diesem deutschen Charakter nirgends ein Drohniß gegenüberzutreten. Die Universität gehörte eben zu jenen Attributen halb gelehrten, halb ästhetischen Aussehens, mit denen Alexander seinen Thron und seinen humanen Despotismus so gern schmückte. Selbst gegen das Ende des Curatoriums des Fürsten Lieven (1817—1831) und des Grafen Pahlen schienen noch keinerlei russische Angriffe hierher gewendet zu sein. Auch Kohl, dessen Ostseeprovinzlicher Aufenthalt in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre fällt, scheint Dorpat noch im vollsten Ernste für ein Bollwerk des baltischen Deutschthums zu halten. Allein die deutsche Wissenschaft und der deutsche Ernst mag es sich damals im Drängen und Treiben eines buntbewegten Lebens allerdings bequem genug gemacht haben, obgleich die Ostseeprovinzianer dem liebenswürdigen Plauderer darüber ernstlich grollen, daß er davon gar so unbefangen gesprochen, wie von einem wissenschaftlichen Streben unter den Lehrern der Hochschule nur wenig die Rede sei, wie man an eine Verwahrung gegen russische Tendenzen gar nicht gedacht, ja wie seit einem Halbjahrhundert kein einzig Buch von einiger Bedeutung die Pressen der Ostseeprovinzen verlassen habe. Factisch widerlegen konnte ihn zwar selbst sein Dorpater Gegner nicht; aber er hätte es doch dem

ausländiſchen Publikum nicht gar ſo nackt und unverblümt erzählen ſollen. — So meinen die Oſtſeeprovinzianer. — Unterdeſſen war aber die ruſſiſche Politik in ihren gegenbaltiſchen Beſtrebungen bereits weiter vorgerückt; und endlich kam es zum offnen Bruche bei Gelegenheit der vielbeſprochenen Ullmann-Madaiſchen Vorgänge. Die Denuntiationen flogen nun geſchäftig gen Petersburg und aus dem Miniſterium Uwarow kamen die Befehle an den Curator, Oberſt von Kraffſtröm, welche ihn beauftragten gegen die urſprünglichen und nationalen Verhältniſſe des ganzen Organismus der Hochſchule, wie gegen gefährlich aufwuchernde Keime einer aufrühreriſchen und ſtaatsgefährlichen Bewegung Sturm zu laufen. Dies ging um ſo leichter, da bereits der Boden nach allen Richtungen von ruſſiſchen Minen durchbohrt war. „Denn ſchon 1841“ — ſagt Blaſius, der treffliche Beurtheiler ruſſiſcher Zuſtände, im zweiten Bande ſeiner Reiſeſchilderungen — „glühte in Dorpat der Funke, welcher ſpäter in ſo lichte Flammen ausbrach, nicht mehr unter der Aſche. Schon damals äußerten ſich die Befürchtungen, daß durch die Maximen der Regierung die nationalen Intereſſen der Univerſität gefährdet würden. Ueber Rußlands Ruſſifizirungsbeſtrebungen und ſein Nivellirungsſyſtem waren die Anſichten getheilt: die eine Partei nannte es Fortſchritt, die andere Rückſchritt. Zur erſten, ruſſiſchen gehörte die Mehrzahl der deutſchen Profeſſoren. Der Kampf Rußlands gegen die Oſtſeeprovinzen wird von Deutſchen geführt.“

Wahrlich, ein hartes, aber ein gerechtes Urtheil! Man gehe auf jenen Streit und die verſchiedenen Darſtellungen zurück, welche derſelbe in der deutſchen Zeitungswelt gefunden — und man wird dies harte, wahre Urtheil beſtätigt erkennen. Im unwürdigen Haſten und Haſchen nach ruſſiſcher Gunſt, ruſſiſchen Orden und ruſſiſchem Range ſchwangen die ſogenannten Vertreter des deutſchen Elementes

ihre feilen Waffen gegen die wirklichen Verfechter desselben. Russische Hülfe kam ihnen natürlich von allen Seiten und in allen Gestalten. Als aber die wenigen Ehrlichen vor der Uebermacht gewichen waren, da galt es, noch den unbefangenen Sinn derer zu befangen und irrzuleiten, welche gerad an jenen zurückgetretenen Lehrern mit warmer Liebe gehangen. Man bestach die leicht verblendbare Studentenschaft mit einer gewissen äußerlichen Milde. Man verließ durch fast zwei Jahre die Strenge der Gesetzesübung in Bezug auf die Studentenpolizei, indem man die Meinung verbreitete, die abgetretenen Professoren seien deren unerbittliche Executoren gewesen. Bis dahin war es unter Kraffström's Militärregiment z. B. unerhört, daß ein Duell straflos geblieben: jetzt bemerkte man den Zweikampf kaum; die Uniformen durften offenstehend getragen, ja selbst bisweilen mit Civilkleidern vertauscht werden; die alten, bisher nur leis gesummten Studentenlieder Arndts durchklangen ungestört die Gassen; sogar Verbindungen tauchten ungeahndet von Neuem empor.

Da jubilirte nun der Student und feierte die neue Ordnung der Dinge. Allein zum Ruhme der Ostseeprovinzen muß man doch bemerken, daß neun Lehrstühle lange Zeit unbesetzt blieben und zum großen Theile deshalb unbesetzt, weil die ernsten baltischen Gelehrten die ihnen angetragenen Professuren ausschlugen. Sie wußten es recht wohl, wohin die anscheinende Milde ziele; sie erkannten die allerwärts aufsteigenden Drohnisse. Da schickte Rußland nach Deutschland; und es fand gefügige Menschen. — Unterdessen hatte sich aber ein immer dichteres Gewölk gegen das nationale Element der Universität zusammengeballt. Von den 50 Studenten, welche auf Kosten der Krone bei der medizinischen Fakultät ihre wissenschaftliche Ausbildung erhielten, wurde die Mehrzahl nach bestandener Prüfung zum schwersten Armeedienst ver-

wendet. Fast nur auf der Flotte und in deren Hospitälern finden wir sie noch heute. Gleichzeitig ward die Forderung der Kenntniß russischer Sprache beim Abgang von den Gelehrtenschulen immer höher geschraubt. Die Zahl der russischen Vorlesungen, besonders im juristischen Fache, vermehrte sich; Disciplinen des russischen Rechtes traten an die Stelle allgemeinrechtlicher Ausbildung. Dann donnerte der Ukas (1844) aus dem Petersburger Olymp hernieder, wodurch jede Reise in's Ausland vom 18—25 Lebensjahre verpönt ward; eine Reihe deutscher Hochschulen war den russischen Unterthanen schon seit Jahren verschlossen und neue, gerad die beliebtesten, wurden dieser Reihe zugefügt. Endlich erschien der Befehl, wonach Niemand einen Anspruch auf eine staatliche Anstellung im russischen Reiche erheben kann, wenn auch die Zeugnisse aller Prüfungen für seine wissenschaftliche Befähigung sprechen, der nicht seinen vollständigen Cursus auf einer russischen Universität nachzuweisen vermag*).

Solchermaßen soll das Werk vollendet werden, welches der deutschen Hochschule in eine russische Einschulungsanstalt verwandelt. Die Männer unrussischer Bildung, welche jetzt noch auf den Lehrkanzeln stehen, werden nach und nach absterben, damit russische Zöglinge an ihre Stelle treten; im deutschen Sinne wirken, darf schon heute keiner von ihnen; und über die Studenten herrscht auch längst wieder mit erneuter Strenge das russische Soldatenregiment. Eingeschnürten Leibes und eingeschnürten Geistes dressirt sie ein schulmäßiger Unterricht für die Prüfungen und für banale Büreaupraxis, während die freie Ausbildung

*) Das Jahr 1847 brachte dazu bekanntlich noch einen Ukas, wonach fernerhin kein Student die deutsche Universität Dorpat beziehen darf, welcher in der Prüfung über seine Kenntniß der russischen Sprache nicht das erste Zeugniß (vollkommene Sprachfertigkeit) errungen hat.

nach irgend welcher ſpeziellen Richtung von den Cenſuren in den einzelnen Disciplinen bei den halbjährigen Prüfungen und deren Einfluß auf den ganzen Lebensgang eingeängſtigt und verkrüppelt wird. Nicht lang mehr kann es dauern, und Dorpat muß ſeines alten Ruhmes verluſtig gehen, die Lehranſtalten des Reiches mit theoretiſch ebenſo wie praktiſch durchgebildeten Männern zu bereichern. Handbücherwiſſenſchaft und alljährlich von Neuem abgeleſene Hefte müſſen an die Stelle freier wiſſenſchaftlicher Belehrung treten. Man will keine Gelehrten, man will nur Büreaudiener. Für den gemachten Glanz der Petersburger Akademie wird aber auch dann noch uraliſches Gold ſeine Männer vom Ausland zu erkaufen wiſſen. —

So ſind denn auch hier die Wege nach Rußland, und nur dieſe Wege eröffnet. So drängt auch hier ein unerbittliches Herrſcherprinzip das deutſche Element in ruſſiſche Formen, und nur in dieſe. Bereits ſind die baltiſchen Studenten von den deutſchen Univerſitäten verſchwunden; und bald wird jene ganze Generation der Oſtſeeprovinzen ausgeſtorben ſein, deren Jugenderinnerungen ſich an deutſche Hochſchulen knüpfen. Mit ihnen erſtirbt die letzte unmittelbare Berührung der baltiſchen mit der deutſchen Geiſteswelt, die letzte unmittelbare Kenntniß der Ideen und Hoffnungen unſerer ermannenden Jugend in Kur-, Liv- und Eſthland, die letzte unmittelbare Theilnahme an einem reichen und eigenthümlichen Stücke deutſchen Lebens in unſern preisgegebenen Stammbrüdern. Nur fertige Männer oder unreife Kinder können fernerhin einen längern Aufenthalt in Deutſchland nehmen. Die Kinder aber vermögen nichts von der Innerlichkeit der vorwärtsdrängenden Entwicklung des Deutſchthums in das erſterbende Vaterland überzuführen; und was davon bei ihnen ankeimte, vernichtet das nachherige ruſſiſche Regiment der Studentenjahre vollkommen. Die Männer aber, ein-

gelebt und eingewohnt in ihren heimischen Verhältnissen, fühlen sich leicht überstürzt, ja verletzt von dem, was sich in unserm Leben angebahnt hat. Ferngehalten durch Censur und Schriftverbote von den fortwährenden Anschauungen der allseitigen Anstrebungen und kleinen oder großen Errungenschaften, deren Resultate sich wieder in der äußern Erscheinung als in einer unmerklichen Umgestaltung aller Anschauungsweisen äußern, werden sie sich sogar wahrscheinlich von dem hastigen Drange der Neugestaltungen abgestoßen fühlen. Die weite Kluft zwischen dem sozialen, politischen und nationalen Entwicklungsgange, welche jetzt bereits in so viel Einzelheiten durch kein gegenseitig Verständniß zwischen den nichtrussischen und baltischen Deutschen ausgefüllt wird — diese Kluft muß sich nothwendig immer weiter aufthun. —

Aber auch in den Ostseeprovinzen selber kann der neue Charakter Dorpats nur verderblich wirken. Wie sich der Kampf zwischen den Stammvölkern und den Deutschen eben durch russische Einflüsse immer zerspaltender gestaltete, so muß nothwendig auch ein immer weiteres Auseinandergehen der bürgerlichen und adeligen Interessen in Kur-, Liv- und Estland die Folge der heutigen Geistesbildung unter den hiesigen Vertretern des Deutschthums werden. Indem der Hochschule Dorpat das Vermächtniß ihrer Vorzeit, die freie Wissenschaftsentwicklung, in eine Zustutzung für den russischen Staatsdienst verkehrt wird, drängt sich die Rivalität bürgerlicher und adeliger Amtsbewerber noch in die Menge schon vorhandener Zwiespalte ein. Der verarmende Adel, welcher sich noch nicht vom Anspruch einer Vorberechtigung vor allen andern Ständen der Provinzen zu trennen vermag, wird die bürgerliche Welt der russischen Hinneigung verdächtigen, wird sich zurückgesetzt glauben, wird darum leicht ein großes Contingent jener Schwachherzigen gebähren,

welche nun mit verdoppelter Loyalität und Hingebung Herz und Kopf an die Herrschermacht verkaufen, um aus dem allgemeinen Untergange egoistisch den Glanz des Wappens und Namens zu retten. Darüber wird der Wappenspruch in einen russischen verwandelt, der Name den moskowitischen Adelsregistern beigefügt, der Glaube der russischen Kirche angehörig. Gleichermaßen geschieht es dann auch im bürgerlichen Heerlager der Deutschen. Die aber übrig bleiben vom Adel und der Bürgerschaft, werden von der Masse der Abtrünnigen überfluthet und von allen befeindet stehen.

Dies ist die baltische Zukunft, die Ruine auf dem Dorpater Domberg ihr Sinnbild. Vom edeln gothischen Bau ragen dort die Pfeiler noch schlank und kräftig in die Luft hinaus. Aber kein Dach ruht auf ihnen und der Sturm erschüttert ihre Grundfesten, der Regen zerbröckelt ihren Halt. Unzugänglich und verfallen sind die Pforten zu dem Innern des Baues und im Getrümmer birgt sich vor den Blicken der Welt jener Reichthum einer Bücherſammlung, welche einst das Geistesleben Deutschlands auf der baltischen Halbinsel einheimisch machte, jetzt aber nur noch mit jenen Werken bereichert wird, denen die russische Erlaubniß einen Eintritt gestattet. Wohl verkünden uns die russischen Lobredner, wie jedem Lehrer der Hochschule die Einführung jedes nichtrussischen Buches erlaubt sei. Aber davon schweigen sie, daß jede Mittheilung aus jedem Buche mit schwerster Strafe verpönt ist, falls Buch und Mittheilung nicht das russische Censurbüreau passirte. Davon schweigen sie ferner, wie keine Sylbe derjenigen Ergebnisse selbstständigen Denkens und Erkennens laut werden darf, welche nicht vom Systeme der russischen Verwaltung sanctionirt wurden.

Täuschen wir uns nicht — die deutsche Universität Dorpat ist bereits verschwunden. Wohl mag noch mancher redliche Wille vorhan-

den ſein, um vom nationalen Elemente zu retten, was zu retten iſt. Wohl möchte man vielleicht eben heute ein Unrecht begehen, wenn man Blaſius' vor wenig Jahren geſprochenes und damals gerechtes Urtheil noch heute in ſeiner vollen Ausdehnung anwenden wollte. Aber die Anſtrebungen zu einem nationalen Geiſteskampfe werden übermächtig von der materiellen Unterdrückung niedergehalten. — — —

Trübe Gedanken — und eine ſo freundliche Stadt! Mitau im Baue nicht unähnlich, noch lichter und belebter, liegt ſie am Domberge mit ihren friſchen, niedrigen Häuſern. Keine Ahnung mag uns bei ihrem Anblick davon entſtehen, wie hier ein ſo blutiger Geiſteskampf eben jetzt ſeine volle Entſcheidung zum Nachtheile der baltiſchen Selbſtſtändigkeit findet. Lebhafter Handelsverkehr bewegt ſich durch die breiten Straßen hinunter gegen den Embach; lachende Geſichter zeigen die knapp uniformirten Studenten. Und im Winter ſchlingt ein liebenswürdiges Geſellſchaftsleben ſeine bunten Kreiſe.

Dann kommt der grundbeſitzende Adel, wie in Mitau, von fern und nah herangefahren, um ſich in ſtädtiſchem Leben zu verſammeln. Durch die Menge der wiſſenſchaftlich gebildeten Männer der Hochſchule gewinnt aber die Geſellſchaft hier vielſeitigere Intereſſen, als dort, wo eben nur der Adel vertreten iſt. Die noch vollkommene Unbefangenheit der Studentenzeit läßt die Bewegung in den jugendlichen Kreiſen friſcher und raſcher werden, als es Mitau erlaubt, wo eben keine Jünglinge, ſondern junge Männer den Hauptſtamm der jugendlichen Geſellſchaftswelt bilden. Auch ſpielt man hier minder großſtädtiſche Verhältniſſe; es ſind thatſächlich mehr Elemente großſtädtiſcher Bewegung vorhanden. Livlands Adel kennt ſich in ſeinen einzelnen Perſönlichkeiten weit weniger genau als der von Kurland. Die verwandtſchaftlichen, geſchäftlichen und ſonſtigen Beziehungen bleiben den Sommer

über in den weiten Landeskreiſen nicht ſo eng verknüpft, geben nicht ſo unmittelbare Veranlaſſung zu gegenſeitigen Berührungen als dort. Man kommt wirklich friſcher zuſammen, die Intereſſen ſind weiter ausgebreitet, und der Adel ſelber bildet weniger abgeſchloſſene Coterien. Die Kunſt der Geſellſchaft mag in Mitau vielleicht auf höherer Stufe ſtehen, in Dorpat gewinnt dagegen deren Natürlichkeit. Zwar klagt man auch hier, wie allerwärts im baltiſchen Land, über das Eindringen eines reſidenzlichen Luxus und der petersburger Etiquette. Allein die Geſellſchaftselemente ſind doch eben zu gemiſcht, um jenen Luxus und dieſe Formen überherrſchend werden zu laſſen. Auch treten überdies die „petersburger Gäſte“ hier minder zahlreich auf als in Mitau und Reval. Dadurch bleibt ein großer Theil der befangenden Rückſichten entfernt, welche anderwärts einen Schleier über das rechte Aufblühen geſelliger Hingebung werfen; auch dauert die Anweſenheit der petersburger Gäſte meiſtens kürzere Zeit als in Mitau und Reval, weil Dorpat ſeiner Lage nach keinen eigentlichen Reiſeendpunkt, ſondern mehr einen Durchgangsort bildet.

Allein dies Alles vermag dennoch keinen dauernden Einfluß auf den innern Geiſt der Stadt und der Hochſchule zu erringen. Blieb die Geſellſchaft baltiſch, ſo wurde es das Geſchäftsleben und die Geſchäftsrichtung deſto weniger. Was uns wolthuend berührt, iſt Ueberbleibſel aus früherer beſſerer Zeit, wie ein Rückerinnern an die Periode, da Dorpat wirklich noch eine deutſche Univerſität und ein Kernpunkt baltiſcher Eigenthümlichkeit genannt werden mochte. Einen Einfluß nach Außen auf Concentrirung der geiſtigen Potenzen und nationalen Intereſſen äußert Dorpat ebenfalls nur in geringſtem Maaß. Wie mit der Lieblichkeit ſeiner Natur eine Ausnahme von der traurigen Regel liviſcher Eintönigkeit, ſo iſt auch ſeine liebenswürdige Wintergeſelligkeit eine

freundliche Ausnahme des traurigen Unterganges ſeines geiſtigen und nationalen Lebens in ruſſiſcher Uniformität.

Dorpat iſt eine an Rußland verlorene Stadt!

Mit dem Bewußtſein eines unerſetzlichen Verluſtes treten wir aus den Mauern Dorpats, um den Weg nach Rußland weiter zu verfolgen; und der Weg, die Umgegend, die Menſchen, der graue Himmel, die ſchneidende Kühle der Luft — Alles ruft uns zu: Du biſt nun vollkommen in ruſſiſchem Land.

Es iſt, wie das Paſſiren einer zweiten Cordonlinie. Das ſeit dem Eintritt in die Reichesgrenzen Gewohnte verſchwindet zwar nicht mit einem Male; aber es tritt immer weiter in den Hintergrund zurück, um neue Geſtalten vorzuſchieben. Vielleicht iſt es eben auch dies Bewußtſein mehr als die thatſächliche Wahrheit, was uns die Eſthenhütten und ihre Bewohner hinter Dorpat noch trauriger anmuthen läßt als vorher, wenn überhaupt noch eine Steigerung dieſes ſchmerzlichen Eindruckes möglich iſt. Oder wäre es der Contraſt ihres Jammers mit dem erſten echtruſſiſchen Dorfe, welchem unſer Weg am Peipusſee vorüberläuft? Denn dieſes iſt allerdings neben jenen Hütten ein wahres Muſterdorf. Geradlinig reihen ſich die zierlich bemalten hölzernen Häuſer aneinander, freundliche Fenſter blicken unter dem vorgeſchobenen Dache heraus; die Umzäunungen, die Thore, das etwaige Mauerwerk erſcheint feſt und ſolid, und dazu giebt die meergleiche Waſſerfläche des Peipusſee's einen großartigen Hintergrund. Das Land iſt dagegen zur vollkommenen Sandwüſte worden. Auch hört deſſen praktiſche Benutzung auf; der Feldbau dieſer Ruſſen beſchränkt ſich nur auf die mit Sonnenroſen, Malven und andern Blumen großen Schlages gezierten Gemüſegärten im näch-

sten Umkreis ihrer Wohnstätten. Im Uebrigen leben sie vom Fischfang und wohl auch vom Wassertransport, welchen sie auf dem Peipussee vermitteln. Wie und wann sich ihre Urväter hier angesiedelt haben, weiß eigentlich niemand; noch weniger, bei welcher Gelegenheit. Man spricht von Kriegsgefangenschaft. Es ist möglich, nicht wahrscheinlich; viel wahrscheinlicher sind sie dem Fischfang nachgegangen, und weil sie hier eine unerschöpfliche Quelle dafür entdeckten, blieben sie haften. Drüben am östlichen Seeufer, welches bereits in das Petersburger Gouvernement gehört, liegt eine ganze Reihe russischer Dörfer, wodurch die Ingren von den Fluthen weg und in das Innere des Landes gedrängt wurden. Ueberhaupt sehen wir auf der ganzen Fläche des baltischen Landes die Russen sehr häufig an den größern Seen und Flüssen angesiedelt. Denn je unbeholfner als Seeleute, desto gewandter sind sie als Fischer und Fährknechte der Binnenwasser. Jedoch auch in der Betreibung dieser Kunst verläugnen sie den Charakter ihres barbarischen Grundelementes nicht. Sie kennen vortrefflich alle Mittel, wodurch man ein fischreiches Gewässer bis auf den letzten Fisch auszubeuten vermag; allein von der Wiedererzeugung eines Fischreichthums, von der Erhaltung eines guten Bestandes der Fischerei ist ihnen noch nie eine Ahnung geworden. Darum sind sie auch im baltischen Lande als Concurrenten von allen Anwohnern der Binnenwasser gefürchtet, und nur die den augenblicklichen Vortheil eines guten Pachtschillings wahrnehmende Spekulation mancher Grundherrn gestattete ihnen früher die Erbauung ihrer Fischerhütten. Dagegen gewährte ihnen natürlich die Krone auf ihrem Grund und Boden gern eine Ansiedelung. Von da aus sind sie dann weiter geschritten; und die Neuzeit der baltischen Zustände hat es bereits dahin gebracht, daß ihnen die Grundherrn kaum mehr das Gesuch zur Anbauung zu verweigern wagen. Geschähe dies,

so wäre es Grundes genug um den Edelmann des Russenhasses, ja wohl gar der Staatsfeindschaft verdächtig zu machen. Und wäre es auch nicht möglich ihn deshalb irgendwie zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, so könnte er doch sicher darauf rechnen, daß sein und der Seinen Name in die Reihe der verdächtigen aufgenommen würde. —

Hier am Peipussee ist auch dieser Kampf vollkommen entschieden. Nicht nur die russischen Dörfer, nicht nur die Ueberzahl der nationalen Russen sind die äußern Zeichen des vollen Triumphes. Auch von einem andern Wahrzeichen der baltischen Landschaft scheiden wir, um es durch das Wahrzeichen der echtrussischen Landschaft ersetzt zu sehen. Das verschwindende sind die einsamen, von Bäumen umfriedeten, auf irgend einer Erdhebung lagernden Kirchen mit ihrem spitzen Thürmlein und der kleinen, doch hellklingenden Glocke. Das neue Wahrzeichen sind dagegen die fünfkuppeligen Dome mit den durcheinanderklingelnden Schellen ihrer Kolokolniks *) und der prahlerischen Täuschung steinerner Architektur, welche in Wahrheit doch eben nur aus übertünchtem Holze besteht.

So scheiden wir mit diesem letzten Blicke auf die Wandlungen selbst des leblosen Charakters der Landschaft von den drei Ostseeprovinzen, die einst deutsches Blut erkämpfte, eine leichtsinnige Aristokratenpolitik nicht innerlich dem deutschen Wesen anzueignen verstand und welche nunmehr von der geschlossenen Phalanx einer Verwaltung niedergetreten werden, die ihre Kirchenfahnen auf Bajonetts pflanzte und die Opfer ihrer Verführung mit Fesseln bekränzt. — —

Trotzdem haben wir noch ein gutes Stück zu fahren, ehe wir die Landkartengrenze zwischen der letzten baltischen Provinz und dem Petersburger Gouvernement erreichen. Die peinlichen Eindrücke der bis-

*) Vorbau zum Aufhängen der Glocken.

herigen Reiſeſtrecken bleiben dieſelben. So mag es wohl am rechten Orte ſcheinen, mit unbefangenem Blicke und ſtrenger Unparteilichkeit zu fragen, auf welche Weiſe und durch weſſen Schuld zumeiſt die ruſſiſche Verheerung des angeſtammten Glaubens der baltiſchen Maſſen ſo rieſenhafte und ſo unabwehrbare Fortſchritte machen konnte?

Dieſe ernſte Frage ſei der Scheidegruß an die deutſchen Oſtſeeprovinzen, denen Rußland jetzt ſchon nicht mehr ihren alten Namen ließ.

Die baltische und die russische Kirche.

Eine seltene Erscheinung ist das Zusammenfallen der Stamm-, Landes- und Kirchengrenze. Zwischen den baltischen und polnischen Provinzen herrscht jedoch dieses Verhältniß. In beiden Landestheilen trat darum das Glaubensbekenntniß nicht selten starr, schroff und entscheidend auf. In Polen und Litthauen herrscht der Katholizismus, in Kur-, Liv- und Esthland der Protestantismus als charakteristisches Lebenselement, ob zwar die baltische Reformation ein Ereigniß rein politischen Charakters, nur eine Losreißung von der unbequemen Hegemonie Roms war, und für Letten und Esthen nichts weiter als die Umänderung äußerer Formen eines wurzellosen Christenthums. Auch schufen hier die anfänglichen Zeiten des aufgedrungenen Lutherthums keine reinere Erkenntniß; und dennoch blieb dieses fast unbegreiflich alleinherrschend. Denn eben so wenig als früher, ja noch weniger als unter dem katholischen Regiment, sorgten die Herrscher der leibeignen

Urvölker für eine religiöse Heranbildung. Die katholischen Priester, welche jeweilig der Bauern für ihre hierarchischen und papistischen Bestrebungen bedurften, hatten sich in nähere Beziehung zu den Letten und Esthen gesetzt. Als jedoch Riga thatsächlich ein Bischofssitz in partibus infidelium geworden und die lutherische Geistlichkeit in persönlichste Abhängigkeit von den grundbesitzenden Rittern gekommen war, verlor man jede geistliche Einwirkung auf dieselben vollkommen aus den Augen. Auch bestand der neue Klerus fast ausschließlich aus Ausländern. In Sprache, Sitte und allem Leben den Urvölkern fremd, hatten sie durchaus keinen Anhalt für irgendwelche Annäherung an dieselben. Der Edelherr, welcher den Pfarrer berufen, dachte aber niemals daran, den religiösen Zuständen seiner Leibeignen nachzufragen. Beobachteten sie in der Kirche die äußern Ceremonien, störten sie die Ruhe während der ihnen gänzlich unverständlichen deutschen Predigt nicht, lebten sie duldsam und still, litten sie widerspruchlos jede Laune des Herrn, arbeiteten sie unter dem Stocke der Aufseher ohne Murren im Feld, im Wald und auf dem Edelhofe — so genügte dies den Baronen vollkommen. Und bald auch ihren Dienern, den Geistlichen. Denn Herrendiener waren diese und nicht Gottesdiener.

Erschreckend sind die Schilderungen gleichzeitiger, wie wenig späterer Geschichtsschreiber von den sittlichen Zuständen der ersten lutherischen Jahrhunderte des baltischen Landes. Man erbaute wohl Kirchen oder richtete die vorhandenen für den protestantischen Gottesdienst ein — denn man brauchte nur die Kostbarkeiten daraus wegzuführen —; aber höchst selten fand sich ein Geistlicher, welcher nicht der Völlerei und dem Trunke ergeben, welcher nur im geringsten bemüht gewesen wäre der Landessprache kundig zu werden. Hielt er nur Sonntags eine kurze deutsche Rede für die Herrschaftskapelle und war er Wochentags ein

tüchtiger Jagd- und Trinkkumpan der edlen Herrn, so erklärten sich diese mit ihm zufrieden. Erst um Herzog Jakobs Zeit begann man in Kurland hier und da in den Kirchen besondere Leute anzustellen, welche den Letten die deutsche Predigt verdollmetschten. Das waren heruntergekommene deutsche Handwerker, altersschwache Bedienten, arbeitsunfähige Einwanderer. Diese „Tulke" standen auf dem „Pulpet" unter der Kirche, wie heut etwa die Vorsänger, und durch ihren rohen Mund ging das unverstandene Gotteswort unverständlich zur Gemeinde über. Erst gegen den Beginn des 18. Jahrhunderts verfaßten dann einige höher gebildete Pfarrer auf Veranlassung der geistlichen Oberbehörden lettische Predigten, welche in Abschriften durch das Land cursirten, von den Pastoren abgelesen und häufig sogar von ihnen nicht verstanden wurden. So blieb die Erfüllung der Ceremonien, ohne irgend eine Seelsorge, das einzige Streben der geistlichen Hirten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Da war man nun erschreckt, als endlich mehrere Diener der Kirche die religiösen Zustände der Letten offenbarten und es nachwiesen, wie dieselben fast noch auf derselben Stufe christlicher Rohheit verharrten, wo sie die Einführung des Christenthumes vor fünfhundert Jahren angetroffen. Nur wie ein Zeus thronte ihnen der Christengott über den luftigen Mächten, mit denen sie Wald und Feld, Wolken und Wasser aus altheidnischer Zeit bevölkert hielten. Ja diese personifizirende Poesie der Naturkräfte bewahrte ihre volle Macht sogar noch bis in die zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts unter einem großen Theile dieser Bevölkerung. Noch heute ist davon die Ausdrucksweise vollkommen gäng und gäbe geblieben. Es ist sogar noch heute nicht nur poetische Gewohnheit, wenn der Lette im Sturme die Windmutter über das Land gehen sieht, wenn er aus dem ächzenden Baume die Baummutter klagen hört, wenn der Fischer nicht ertrinkt, sondern sich die

Mutter des Fluſſes an ihm für irgend eine Beleidigung rächt — nein das Heidenthum und die Sage hat thatſächlich eine lebendigere Kraft als das unvermittelte und unverſtandene Chriſtenthum bewahrt. Und dieſer Chriſten Urväter waren bereits aus Katholiken angeblich durch beſſere Ueberzeugungen zu Lutheranern geworden? Wahrlich, ſolches Spiel mit den heiligſten Dingen iſt ein Schmachflecken in der baltiſchen Kirchengeſchichte; wahrlich, dieſe ſchöne Naturpoeſie der baltiſchen Urvölker bleibt eine unauslöſchliche Schande für die Väter ihrer heutigen Lehrer und Herrn.

Erſt ſeit dem Ende der Leibeigenſchaft datirt ein wirklicher Fortſchritt in dieſen Dingen; erſt ſeit jener Zeit iſt den Letten und Eſthen das Chriſtenthum ein Begriff und ausnahmsweiſe in einzelnen Kreiſen wohl auch der Lutheranismus eine verſtandene Idee geworden. Trotzdem giebt es jedoch ſelbſt unter den Jüngeren der heutigen Generation noch Tauſende, welche kaum wiſſen, wie der Katholik und der Ruſſiſchgläubige auch Chriſten ſind. Denn noch heute ſind die Geiſtlichen zum großen Theile ohne perſönlichen und unmittelbaren Einfluß auf die einzelnen Glieder der ihnen anvertrauten Gemeinden. Den Schullehrern — wo ſolche wirklich exiſtiren — und den Müttern bleibt es noch heute faſt ausſchließlich überlaſſen das heranwachſende Kind mit den chriſtlichen Lehren bekannt zu machen, und es die Gebote, das Vaterunſer nebſt den Hauptſtücken auswendig lernen zu laſſen. Der Prediger fordert dieſe Kenntniß, wenn ihm die Kinder zur Confirmation angemeldet werden, und viele Geiſtliche begnügen ſich auch vollkommen mit dem Wortlaut dieſer Katechismenſtücken; nur wenige des Flachlandes haben neuerdings begonnen, einen regelmäßigen und gründlichen Katechumenenunterricht einzuführen.

Allerdings bestehen schon seit mehr als einem Halbjahrhundert in Kur- und Livland verschiedene Consistorialverordnungen, welche die Thätigkeit der Geistlichen nach dieser Seite anspornen sollen. Aber wer folgte ihnen? Freilich ist den Predigern zur Pflicht gemacht, alljährlich dem Oberkirchenvorsteher ihres Kreises ein Verzeichniß der Bauernkinder nebst einem Bericht über deren Fortschritte in der Schule einzusenden, außerdem auch davon Anzeige zu machen, wenn ein Gutsbesitzer den Anforderungen zur Unterhaltung der Gemeindeschule und ihrer Lehrer nicht nachkommt. Allein, wenn auch diese Berichte alljährlich einlaufen — wie oft kommt es wohl vor, daß ein Pfarrer Muth genug beweist, um die Nachlässigkeit der Grundherrn im bezeichneten Falle zu rügen? Und wie oft verdankt noch heut der Geistliche seine nahrhafte Pfründe keineswegs wissenschaftlichen und praktischen Befähigungen, sondern rein persönlicher Begünstigung oder gar noch weniger auf seinem theologischen Beruf bezüglichen Eigenschaften. Ein solcher Seelenhirt wagt sicherlich nicht gegen derartige Mißbräuche aufzutreten und mit deren Abänderungen seine eigene Bequemlichkeit zu stören, oder gar seine Existenz für „das Volk" in die Schanze zu schlagen. Ueberdies weiß er ja, daß seine Berichte meistens keinen wirklichen Erfolg haben, daß sie nur etwa eine Consistorialverordnung hervorrufen, welche den Berichterstatter in unangenehme Conflicte mit dem Kirchspielsadel brächten, ohne ihm doch einen thatsächlichen Schutz in seinen Bestrebungen für die Ureinwohner zu gewähren. So begnügen sich selbst die Besserwollenden leicht mit der Abfassung eines lettischen oder esthnischen Erbauungsbuches, während dem eignen guten Willen der Adeligen und dem strebenden Bedürfnisse mancher Letten und Esthen — besonders wirken die Mütter hierin oft mächtig ein — die praktische Beförderung besserer religiöser Erkenntniß immer noch überlassen bleibt.

TRU Bibliothek

Ungerecht und undankbar wäre allerdings die Verläugnung dessen, was Einzelne aus dem geistlichen Stande trotz schwerer Kämpfe und Hindernisse praktisch für die Heranbildung der Ureinwohner seit nun fast einem Jahrhundert gethan. Ja freudig mag man es anerkennen, daß sich die Zahl dieser Ehrenmänner dem offener hervortretenden Proselytismus Moskoviens gegenüber außerordentlich vermehrt hat. Ihr Eifer wuchs mit der Gefahr. Aber während Kur-, Liv- und Esthland eben diesen Männern zu tiefstem Danke verpflichtet ist, kennt das Ausland die Namen Derer weit häufiger, welche zwar in ihren Schriften außerordentlich viel von der hohen Bestimmung der baltischen Urvölker zu sprechen wissen, auch für deren Erhebung außerordentlich energische Mittel vorschlagen: nur daß sie über ihrer Brochüren- und Bücherweisheit allzuhäufig die erste Bedingung ihrer Rathschläge unerfüllt lassen, ein selbstthätig Eingehen in die sittlichen und häuslichen Verhältnisse ihrer Gemeinden, ein selbstthätig Beaufsichtigen des noch sehr mangelhaften Schulunterrichtes. Darum mag man es oft in den Ostseeprovinzen hören, daß gerad in solchen Kirchspielen, aus denen die klingendsten Schriften hervorgehen, das Volk am mindesten einen Segen geistlicher Einwirkung empfindet. Bitter oder heiter spottend berechnet man es oftmals auf den Edelhöfen, wie viele der lutherischen Prediger wohl ihres ganzen Vermögens verlustig würden, wenn urplötzlich jenes alte livische Gesetz zu neuer Kraft gelangte, wonach der Pfarrer desjenigen Kirchspiels „mit einer ansehnlichen Geldstrafe“ belegt werden soll, aus welchem ein Verbrecher vor Gericht erscheint, welcher im 16. Lebensjahre noch nicht zum Abendmahl gegangen oder wenigstens lesen gelernt hat.

Die Möglichkeit solcher Mißzustände würde allerdings vollkommen unerklärbar sein, wenn nicht örtliche und in der Stellung der Geistlich-

keit bedingte Verhältnisse ihre Fortdauer begünstigt hätten. Die absolute Abhängigkeit der einzelnen Pfarrer von dem gegen seine Eigenhörigen unmenschlichen Adel machte früher in der That jede bessere Anstrebung beinah zur Unmöglichkeit. Ward dem unbeschränkten Grundherrn und Kirchenpatron der geistliche Eifer allzumißliebig, so schickte er den Eiferer fraglos aus seiner fetten Widme in die weite Welt. Erst spät gab eine geregeltere Kirchenverfassung dem Geistlichen einigen Anhalt gegen die Willkühr des Herrn. Aber immer blieb dieser Anhalt ziemlich unsicher, die Unterstützung von Seiten der Oberbehörden ziemlich unzulänglich, jedes Zerwürfniß mit dem einzelnen Adeligen ein Makel für den Geistlichen bei der gesammten Adelschaft. So schwieg auch später noch die große Ueberzahl der Zaghaften und Bequemen, verrichtete ihr sonntäglich Amt, beritt in den Wochentagen die weiten, gesegneten Felder, Wiesen und Wälder der Widme, ließ den Sohn Theologie studiren, erbat sich ihn zum Vikar und starb endlich mit dem ruhigen Bewußtsein durch langjährige Gefügigkeit die Widme und das Amt bei der Familie erhalten zu haben.

Auch selbst heute sind ähnliche Verhältnisse keineswegs ausgestorben. Die Barone erzählen's lachend, wie jede Widme beinah einem Majorate gleich zu erachten sei, wenn sich der Pfarrer nur mit seinen Kirchspielspatronen „gutstehe". Diese Widmen geben aber dem Geistlichen die Haupteinkünfte des Jahres. In Kurland sind sie meistens groß und weit, in Livland freilich enger begrenzt; doch rechnet man jene noch nicht zu den besten, welche zwei- bis dreitausend Silberrubel abwerfen, dagegen jene selbst in Esthland zu den schlechtesten, deren Einkommen vier- bis fünfhundert Rubel ausmacht. Sonach ist der geistliche Stand überall besser als durchschnittlich in Deutschland gestellt.

Allein er ist eben nur auf den Bodenertrag gewiesen*). Wer jedoch die Ausdehnungen der baltischen Areale kennt, begreift gar leicht, wie wenig Zeit unter solchen Voraussetzungen für die Verwaltung des geistlichen Amtes übrig bleibt. Dies wurde auch schon seit Jahrzehnten auf den baltischen Landtagen zur Sprache gebracht, man beantragte die Vertauschung der Widmen mit festen Besoldungen; allein immer erhob der Klerus ein Wehgeschrei und sprach erstaunlich schöne Worte, um solchen im Materiellen allerdings unvortheilhaften Tausch nicht eingehen zu müssen. So wurde die Ausführung dieser Umwandlung immer von Neuem hinausgeschoben, so besteht dies unzweckmäßige Verhältniß noch heute unverändert in allen drei Provinzen.

Freilich verhallt der Ruf des umgestaltenden Jahrhunderts nicht nur in den Ostseeprovinzen unbeachtet oder absichtlich überhört bei der niedern Geistlichkeit, sobald darin eine Aenderung des gewohnten Dahinlebens und die Möglichkeit eines materiellen Verlustes bedingt ist. Auch Deutschland kennt die Zähigkeit dieses Kampfes. Aber im baltischen Lande droht dem Mißzustande der Dinge ein furchtbarer Feind im Russogräcismus, und bereits ist es dahin gekommen, daß die Forderung ein volles Recht hat, welche der russischen Verführung einen starren, ja orthodoxen Protestantismus der Urvölker gegenübergestellt wissen will. Hier ist kein Moment für tolerante Auffassung in Glaubensdingen, hierher gehört das starre Dogma gegen die Schlangenwindungen einer Kirche, welche keinen bessern Glauben bringt, sondern eben das innigste Wesen mit ihren fürstendienerischen Verlockungen ertödten will. Vor

*) Die sogenannten Priesterabgaben, Zehnten und andere Baareinkünfte sind äußerst gering und können fast nur in Esthland in Anschlag gebracht werden.

der Bigotterie des Lutheranismus ist hier nicht in gleichem Maaß zurückzuschrecken, als vor einem zerfasernden Glaubenskaltsinn.

Aber welche Zustände erblicken wir dagegen? Ein Volk von zwei Millionen, welches selbst in seinen gebildetern Schichten kaum ein Verständniß von den Sakramenten hegt. Mit heiligem Ingrimme werden die Prediger allerdings auf ihre Sonntagsreden weisen und solcher Anklage ihre Taufliſten entgegenschleudern, weil sie den Beweis liefern, daß kein Mensch ungetauft großwächst. Und mit selbstgefälliger Salbung werden sie hinzufügen, wie die Häufigkeit des Abendmahlgenusses in fast allen Gemeinden zugenommen hat. — Was aber ist dem Letten und Esthen das Abendmahl? Tieftraurig muß man die Wahrheit anerkennen, daß er dessen Genuß nur als Signal einer mehrtägigen Arbeitsfeier und wilder Trinkgelage kennt. Man wende dagegen nicht einzelne Namen einzelner Gemeinden ein; denn die Ausnahmen unter den Seelenhirten haben allerdings in einzelnen Fällen auch bessere Zustände einzelner Gemeinden erschaffen. Allein selbst in Kurland, wo die religiöse Bildung der Letten verhältnißmäßig am weitesten vorschritt, ist diese entheiligende Unsitte noch ziemlich allgemein. In Liv- und Esthland darf man sogar keck behaupten, daß keine Gemeinde existirt, in welcher sie sich nicht wiederfände, daß hier die Ausnahmen sich nur auf einzelne Individualitäten, höchstens auf Familien erstreckt. — Was aber ist dem Letten und Esthen, diesem rohen Christen, ferner eine Taufe, welche eiligst und ohne alles Kirchengepränge in demselben Zimmer abgethan wird, wo kurz vorher noch der allerwirthschaftlichste Werkeltagslärm erklang? Wie mag er sie für heilig erachten, wenn ihn der kartenspielende Pastor im Vorhaus mit dem Täufling harren läßt, bis die Partie beendet ist? — Auch dies sind nicht erdachte, dies sind thatsächliche Fälle im baltischen Land: der erste gewöhnlich, der andere keines-

wegs selten. Eine hart zu rügende Unsitte der baltischen Pfarrbequemlichkeit muß man es darum nennen, daß die Taufhandlungen meistens im Pastorat, nur an Sonntagen in der Kirche vollzogen werden. Ja, nicht wenige der kleinen, stillen Kirchen des Flachlandes besitzen gar keinen Taufstein.

Der Anblick so rohen Aneinandergrenzens der Kirche und des Alltags beim Diener Gottes muß jedoch im Volke nothwendig eine große Lauheit gegen die kirchlichen Handlungen, gegen die Kirche, gegen die Religion überhaupt hervorrufen. Mag auch eingewendet werden, dies eben sei das Wesen des Protestantismus, daß er des Kirchenglanzes nicht bedürfe: dem rohen Sinne und der Unkultur muß die Heiligkeit der kirchlichen Handlung als erhabene Erscheinung außer allem gewohnten Lebensgang entgegentreten. Die Symbolik ist die Macht der Kirche im Ungebildeten. — — —

Doch nicht allein diese Lauheit gegen die angestammte Kirche, nicht nur russische Verlockungen, nicht nur die Lasten des Lebens schleudern dem Moskowiterthume das Volk der Esthen und Letten in die Arme; eben so wirksam ist bei ihnen auch der Umstand, daß sie nur selten einen ihrer „Herrn" am öffentlichen Gottesdienste theilnehmen sehen. Mißtrauisch wähnen sie nun, auch sogar das Glaubensbekenntniß des Herrn sei ein adelig bevorrechtetes, und er verachte die öffentliche Kirche, weil sie das Bethaus seiner Unterthanen. Die adelige Gewohnheit, Trauung, Taufe, Abendmahl und sonntägliche Erbauung den Blicken des Volkes zu entziehen, indem man sie auf die Räume des Edelhofes beschränkte und kaum der engern Dienerschaft den Zutritt öffnete, ist sogar in neuester Zeit, da die kirchliche Differenzfrage sich immer enger mit der politischen Unzufriedenheit verflocht, keineswegs selten ein unmittelbarer

Anklagepunkt der Letten und Esthen gegen die deutschen Herrn geworden.

Um so betrübender ist jedoch diese Erscheinung, als unter dem baltischen Adel wirklich viel ernster Sinn in kirchlichen Dingen herrscht. Man darf es sogar charakteristisch nennen, daß ihm eine gewisse Befangenheit und Starrheit innewohnt, welche keineswegs ohne Einfluß auf die Seltenheit der gemischten, wenigstens der protestantisch-katholischen Ehen geblieben ist. Daß neuerdings dagegen die russisch gemischten Ehen auch hier häufiger geschlossen wurden, gehört leider nicht mehr auf das religiöse, sondern entschieden auf das politische Feld. Es ist einer der traurigen Wege nach Rußland. Allein wir dürfen hinwieder auch nicht vergessen, daß trotzdem der größte Theil noch immer an der angestammten Kirche, und jener Erscheinung halber wohl auch noch fester denn ehedem haftet. Besonders gilt dies von Kurland. Livland zählt verhältnißmäßig weit mehr Nichtprotestanten und weit mehr konfessionell gespaltene Familien. Esthland, in allem Leben von der Petersburger Nachbarschaft am entschiedensten beherrscht, zeigt auch in religiöser Hinsicht die meisten Konvertiten. Trotz dieser naturgemäß bedingten Strenge gehört der größte Theil des protestantischen Adels einem klaren Rationalismus an, und es mag vielleicht wenig Länder geben, in deren gebildeten Kreisen der Lutheranismus so rein, unbefangen und natürlich wie hier auftritt.

Erst in den letzten Jahren erschien, heraufbeschworen durch mehrere Geistliche, jener gefährliche Hang zur Scheinfrömmigkeit, welcher fast gleichzeitig auch Deutschland durchschritt. Allein im Volke fand er keinerlei Eingang, und vielleicht schon darum nicht, weil seine erste praktische Bestrebung dessen Wünschen allzuschroff entgegentrat, indem

sie die Gründung von Mäßigkeitsvereinen bezweckte *). Mit dem Verbote dieser Vereine verlor aber der baltische Pietismus die einzige praktische Handhabe und so zog er sich wieder in die Pfarreien und Edelhöfe zurück, wo er sich bei seinen Bekennern bald zu einem allseitig abschließenden Mystizismus verkehrte. Kurland kennt ihn jedoch nur selten, häufiger Livland, am häufigsten Esthland. — Nicht unwahrscheinlich begünstigte ihn in diesen beiden Provinzen das Vorhandensein herrnhutischer Gemeinden, welche bereits bei Lebzeiten Zinzendorfs einen Eingang gefunden und durch die spezielle Beachtung der Letten und Esthen bereits 1821 an 30000 Anhänger ihrer Brüderunität gewonnen hatten. Rußland, welches bald erkannte, wie durch den Einfluß dieser dem Mystizismus nahverwandten Richtung seinen konvertistischen Absichten in die Hände gearbeitet werde, nahm die Herrnhuter sogar unter die erlaubten Religionsgesellschaften auf und verknüpfte sie dadurch noch enger mit den übrigen Protestanten, daß es sie 1832 der Oberaufsicht des evangelisch-lutherischen Konsistoriums unterordnete. Gleichzeitig begann damals die gelehrte theologische Welt in den „Dorpater evangelischen Blättern" eine Richtung zu verfolgen, welche sich als Nachahmung der Berliner evangelischen Kirchenzeitung und des Brandt'schen homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes kundgab. Ja, so eng schloß man sich dieser düstern Anschauungsweise an, daß man die Zeitschrift zum größten Theile nur mit Auszügen und Bruchstücken der genannten Journale erfüllte, daß man sich anstellte, als habe niemals eine theologische Philosophie der Neuzeit existirt, als habe niemals ein Stosch, Kant, Tieftrunk, Ammon, Tzschirner, Wegscheider, Paulus, Bret-

*) Bekanntlich verpönte Rußlands Argwohn deren Bildung, weil man höhern Ortes fürchten mochte, der Adel könne dadurch wieder an Einfluß auf die Stammnationen gewinnen und dem russischen Proselytismus hemmend entgegentreten.

ſchneider, Stäudlin und Strauß gelebt und gelehrt, daß man in leeren und gehaltloſen Redensarten und uralten Wendungen jede unabweisliche Forderung der Gegenwart begeiferte und alle Wiſſenſchaftlichkeit wie ein unnützes Ding bei Seite warf. — Dieſes Organ blieb trotzdem durch lange Jahre der einzige literariſche Vertreter baltiſcher Theologie. Da war's denn natürlich, daß ſich die Beſſerwollenden davon abwendeten, während die Lauen und Halben ihre literariſche Zeugekraft in kleinen, mit ihrem Berufe nicht zuſammenhängenden Schriften verſchwendeten, oder jene ſüßlichen Erbauungsbücher, Traktätchen und Brochüren in eſthniſcher und lettiſcher Sprache abzufaſſen fortfuhren, welche dem rohen Chriſten jeden faßbaren Halt ſeiner Konfeſſion unter den Händen wegziehen, ehe er überhaupt noch zu einem eigentlichen Begriff davon gelangt iſt *).

Verhehlen wir es uns nicht darum, weil den baltiſchen Proteſtantismus ingrimmige Feinde umdrohen — ſeine innern Zuſtände ſind eben ſo traurig, ja trauriger, weil von ſeinen Vertretern ſelbſtverſchuldet, als ſeine äußere Lage. Der Ruſſogräcismus, auch wenn er nur als Konfeſſion mit ehrlichen Miſſionen aufträte, hätte kein ſchweres Spiel mit proſelytiſchen Beſtrebungen. Hat doch ſogar der Katholizismus, welchem keinerlei politiſche Hülfsmittel zu Gebot ſtehen, einen Einfluß

*) Bei der Armuth der lettiſchen und noch mehr der eſthniſchen Sprache an Bezeichnungen für überſinnliche und abſtrakte Begriffe, wurden beide Sprachen für derartige Schriften in Unnatürlichkeiten hineingeſchraubt, welche dieſelben ſelbſt dem Wortlaute nach für die Nationalen unverſtändlich machen. Was einſt der geiſtreiche Stender mit weiſer Mäßigung in der lettiſchen Profanſprache begonnen und für die Kirchenſprache in ſeinem Wörterbuche nur angedeutet, überſtürzt man jetzt ohne alle Vorbereitung und Erläuterung in dieſen unmittelbaren Volksſchriften. So bleiben ſie entweder ganz wirkungslos, oder verwirren nur die unklaren Begriffe noch mehr. Dies die vorzüglichſte Begründung des oben ausgeſprochenen, ſcheinbar unberechtigten Urtheils.

auf die lettischen Protestanten zu erhalten vermocht. Besonders wußten die Priester der litthauischen Grenzen, des Kauen'schen Gouvernements und der wenigen katholischen Kreise Kur- und Livlands durch Vermittlung ihrer Gemeinden den Aberglauben zu verbreiten, als seien ihnen übermenschliche, zauberbannende, geisterbeschwörende Kräfte gegeben. Noch heute ist es darum nichts Seltenes, den einen oder andern „Strandbauern" nach Riga segeln zu sehen, um für seinen mühsam erarbeiteten Sparpfennig seinem kranken Pferd ein Amulet weihen, gegen das Unkraut seiner Felder ein Paternoster beten, gegen die Verhagelung seines Feldes eine Messe lesen zu lassen. Denn selbst in Riga giebt es katholische Geistliche, welche solchermaßen den Aberglauben des Volkes zum Vortheil ihrer Börse benutzen. Was ist da von den ungebildetern und ärmern Klerikern der kleinen litthauischen Städte und des Flachlandes zu erwarten? *)

Anders handelten und handeln aber die russischen Popen. Sie suchen direkt zu bekehren. Es ist bekannt und schon vielfach an andern Stellen erörtert, wie die Vorspiegelung des materiellen Gewinnes von ihnen als Lockvogel benutzt ward; wie die Versprechung größerer Freiheit von ihnen bei den schwer belästigten Bauern angewendet wird;

*) Ein Dokument zur Charakteristik der religiösen Bildung der baltischen Bauern und des russischen Proselytismus enthält das Journal „Inland" (Nr. 29, 18. Juli 1844) in einer Correspondenz aus Riga. Dort heißt es: „der kurländische Herr Generalsuperintendent Wilpert hat auf einer Inspectionsreise durch die Gouvernements Minsk und Mohilew am Dnejpr die Bemerkung gemacht, daß sehr viele Lutheraner aus den Ostseeprovinzen, und namentlich aus Livland, in jenen Gegenden aus Unkenntniß ihres Glaubens von Priestern der rechtgläubigen griechisch-russischen und abendländisch römisch-katholischen Kirche zu Religionshandlungen angehalten werden und auf diese Weise der lutherischen Kirche abfallen. Auf dießfallsige Anregung ist nunmehr die Anordnung getroffen, daß bei jedem nach Rußland gehenden hiesigen Einwohner die Konfession des Paßnehmers im Paß ausdrücklich mitbemerkt werden soll."

wie ihnen von den russischen Soldaten, Handarbeitern, Beamten und den renegirten Letten immer neue Schaaren zugetrieben werden; wie die Regierung selber ihrem frevelhaften Spiele keinerlei Hinderniß in den Weg legt. Aber die Popen sind auch persönlich als Popen, als Diener ihrer Kirche von unermüdlicher Thätigkeit und maßloser Zähigkeit. Vorzüglich drängen sie sich bei den Kranken ein, um diesen geistlichen Trost und Zuspruch zu bringen; dann suchen sie die von Krankheit Gemarterten und geistig Gefesselten zum Genusse des Abendmahls nach russischem Ritus zu vermögen, indem sie ihnen vorspiegeln, es liege darin auch körperliche Hülfe. Sie schildern ihnen mit trügerischen Worten, wie die russische Kirche gerad eben dieselben Lehren hege, als der Protestantismus und sich von diesem nur durch einzelne ceremonielle Abweichungen unterscheide; sie verflechten mit jeder Lehre eine halbe Drohung und ein halbes Versprechen — endlich erreichen sie ihr Ziel. Sowie aber der Lette, Mann oder Weib, vom russischen Salböl berührt ward, gehört er unwiderruflich der russischen Kirche; mit ihm seine gesammten Nachkommen, welche noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht haben. Und hinter dem Rücktritte zur ursprünglichen Konfession drohen Sibiriens Eisfelder.

Diese Mittel genügen vollkommen, um alljährlich ein großes Kontingent von Renegaten zu erpressen; es bedarf nicht einmal der Gewaltmittel, von denen uns die antirussischen Organe nicht selten bis zur Uebertreibung sprechen. Allein auch diese bleiben nicht aus. Bereits vernehmen wir es aus dem russischen Heerlager, wie die religiöse Vernachlässigung der baltischen Urvölker durchgreifende Regierungsmaßregeln erheische. Die mangelhafte Seelsorge will man zum Vorwand nehmen, um neue, vom Staate unmittelbar abhängige Geistliche einzusetzen; mit denselben Zwangsmitteln kämpft man hier, wie in Polen,

wo man die zu direkte Einwirkung der katholischen Priester, einen fingirten Jesuitismus im Katholizismus, zum Vorwande nahm, um die Kirche aller Selbstständigkeit zu berauben. — Hier ist es auch schon gelungen. Die volle Niederlage des polnischen Katholizismus ist entschieden. Mehrere Volksaufstände wurden mit der Schärfe des Schwertes vernichtet, indem man die Priester der Aufreizung dazu anschuldigte. Und das Ende des Kampfes war jener Ukas, worin nur mehr eine russisch-katholische Kirche anerkannt wird, deren Oberhaupt der Czar zu Petersburg und deren Priester einzig und allein aus dem Seminar der Hauptstadt hervorgehen dürfen. Danach aber wagt Niemand zu fragen, ob nicht das Oberhaupt der griechischen Kirche mit jenem Befehle selber ein zerspaltendes Schisma in den Russogräcismus geschleudert hat, indem es neben dem Primate des griechischen auch das Primat des römischen Katholizismus an sich riß. Denn im Ukase steht: Bût possemu! Dem sei also! Und kein Sterblicher widerspreche bei Strafe des Hochverraths.

Die ursprüngliche Niederschrift dieser Worte stammt aus dem Jahre 1844; sie war das Ergebniß unmittelbarer Anschauung und Erfahrung. Mit welchen Riesenschritten seitdem die Beraubung der protestantischen Kirche an ihren Kindern vorwärtsgeschritten — bedarf es noch der Erwähnung? Jenen Bischof Irinarch zu Riga, welcher des Proselytismus bei den livischen Bauernaufständen im Jahr 1842 beschuldigt und geständig war, sahen wir unterdessen allerdings zuerst nach Wologda versetzt; aber bereits im Vorfrühling des Jahres 1845 ließ man die Maske fallen und belohnte ihn durch die Bisthümer von Kischenew und Chotin in Beßarabien. Wer mag sich da des Ge-

dankens erwehren, daß man hier den ruſſiſchen Eiferer glücklich gegen die zahlreichen, meiſt proteſtantiſchen und kirchlich ſchlecht verſorgten deutſchen Kolonien zu verwenden gedenkt? — Doch weiter in den Oſtſeeprovinzen. Mit eiſerner Strenge werden die konvertirten Proteſtanten an die neue Kirche gefeſſelt, während ein Ukas den Grundbeſitzern aufgiebt, dann bereits eine ruſſiſche Kirche zu erbauen und einen Popen zu beſtellen, wenn mehr als 60 Unterthanen griechiſchen Glaubens ihr Gebiet bewohnen. Nicht ſelten waren ferner die Nachrichten davon, wie proteſtantiſche Prediger, welche ſich um die Erhaltung ihrer Gemeindeglieder bei dem urſprünglichen Glaubensbekenntniſſe bemühten, mit ruſſiſchen Drohungen eingeſchüchtert, ja wohl gar mit Abſetzung und Verbannung gezüchtigt wurden. Dazu kam der Miswachs der Jahre 1844 und 1845. Da war den Popen reiche Gelegenheit gegeben, die Letten und Eſthen vom Lutherthume abwendig zu machen, indem ſie ihnen Hülfe und Brot verhießen, wenn ſie den ruſſiſchen Kirchenfahnen folgen würden. Wir haben von den Tauſenden geleſen, die ihnen folgten. Wir haben den Jammer der Oſtſeeprovinzen über dieſen maſſenhaften Abfall vernommen. Wir ſahen eine Deputation der liviſchen Ritterſchaft hülfeflehend zum Kaiſerhof eilen; und der Erfolg war eine angebliche Suspendirung der Uebertritte für ſechs Monate. Allein im ſelben Augenblicke, da man dieſen Ukas durch ergebene Federn in den ausländiſchen Zeitungen lautrühmend verkünden ließ — in dieſem ſelben Augenblicke theilte eine Verordnung des baltiſchen Generalgouverneurs Golowin die Provinz Livland in 34 Diſtrikte der orthodoxen griechiſchen Kirche. Der Bauer aber, welcher ſich dem Ruſſogräcismus zuwenden will, bedarf dazu fernerhin weder der Erlaubniß ſeines Grundherrn, noch ſeines Beichtigers; er ſchreibt nur ſeinen Namen in die Verzeichniſſe der Popen nieder. Und während neue

russische Kirchen bereits in den Städten Livlands emporgestiegen sind, hat man soeben noch 25 in Angriff genommen, deren jeder eine Bezirksschule unter der Aufsicht der russischen Geistlichen beigefügt werden soll. Das Gesammtergebniß dieses treulosen Kampfes enthüllte sich endlich im Berichte des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, welcher den Uebertritt von 16,500 livländischen Bauern zum griechisch-orthodoxen Glaubensbekenntniß als wichtigstes Ereigniß der protestantischen Kirche Rußlands im Jahre 1845 bezeichnet. —

Auf solche Weise erfüllt Rußland die Eide Peter des Ersten und seiner Nachfolger, womit sie die Einhaltung derjenigen Versprechen für alle Ostseeprovinzen bekräftigt haben, welche einst Scheremetjew im Namen seines Kaisers der livischen Ritterschaft zuschwor. Diese Versprechen faßt nämlich die nachträglich von Peter dem Ersten eigenhändig unterstegelte und unterzeichnete Urkunde der Rigischen Kapitulation zusammen. Dort heißt es: „daß im Lande sowohl, als in allen Städten, die bisherzu ererceirte evangelische Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgischen Confession, und von selbigen Kirchen angenommenen symbolischen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conserviret, sämmtliche Einwohner im Lande und Städten dabey kräftig und unveränderlich gehandhabet und bey der Administration sowohl internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Consistorien und competirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden."

Die Fahrt zur Residenz.

Mitten durch die Festung Narwa strömt die Narowa, ehmals eine Grenze zwischen den Volksstämmen der Esthen und Ingren, heut nur noch eine Marke zwischen dem Revaler und Petersburger Gouvernement. Narwa selbst erscheint Petersburgs Anfang. Die Pracht der von russischen Adlern gezierten Narowabrücke, die Kuppeln der griechischen Kirchen, welche sich sogar über den Unterbau eines unverkennbar lutherischen Gotteshauses emporwölben, die übermächtig zahlreiche Russenbevölkerung der städtischen Neubauten — Alles erinnert daran. Endlich vervollständigt auch die Chaussee, welche glatt wie eine Eisenbahn von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, diesen Eindruck.

Von Riga bis Narwa ist sie noch immer nicht zu Stand gekommen, als halte das Petersburger Kabinet diese sogenannten deutschen Provinzen jetzt bereits für zu unwichtig, als sei deren Umwandlung in echtrussische Lande bereits so gesichert, daß man ihnen die Wege zur kai-

ſerlichen Reſidenz nicht einmal mehr zu ebnen brauche. Auch reiſt ja der Kaiſer niemals in dieſer Richtung. Die Narwa-Petersburger Chauſſee iſt dagegen ein Ergebniß kaiſerlicher Fahrten, ſie ward befohlen, als der Weg nach Warſchau noch über Narwa lief. Vielleicht erbaute man ſie darum auch ſo vollkommen im Uniformengeſchmack der Hauptſtadt. An die Stelle der bisher hölzernen Werſtpfähle treten ſteinerne Pyramiden, welche ſich bis Petersburg in einer Gleichförmigkeit wiederholen, wie ſie eben nur unter ruſſiſchen Vorausſetzungen ermöglicht werden kann. Eben ſo übereinſtimmend im Aeußern, wie im Innern bis zur kleinſten Einzelheit, wiederholen ſich auch die Stationspoſthaltereien; ja ſelbſt die Natur hat an dieſer tödtlichen Einförmigkeit mitgearbeitet, denn mannshohes Buſchwerk auf ſpärlich übergraſ'ten Haidegrund, welches zehn Fuß weit vom Rande des Weges beginnt, und dahinter halbwüchſiger Föhrenwald iſt das unabänderlich Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als zehn Meilen vor- und rückwärts, rechts- und linkshin erſchaut.

Man lernt hier wirklich daran glauben, wie in ſolchen Umgebungen das langſam einſchlummernde Gedankenleben ebenfalls in eine Uniform gezwängt werden und die Seele ſelber nach und nach abſterben kann. Man glaubt daran, daß hier jede nichtruſſiſche Erinnerung unvermerkt entſchwinden und nichts übrig bleiben mag, als ein Fortvegetiren von Heut auf Morgen. Darum mögen auch den meiſten Eingebornen die Kanonendonner Peter des Erſten, womit er Narwa's Erſtürmung feierte, alles Andenken verwiſcht haben an frühere Akte der Geſchichte, welche auf dieſen Landſtrecken ſpielten und der triumphirende ruſſiſche Pulverdampf umhüllt ihren rückwärtsgewandten Blicken die Banner, welche ehmals hier ſiegreich flatterten. Dennoch iſt erſt ſo kurze Zeit ſeitdem verfloſſen, da Alles hier noch ganz anders war.

Brauchen wir doch kaum bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinaufzusteigen, um Rußland politisch vollkommen bedeutungslos, innerlich vollkommen haltlos zu finden. Der Kampf im europäischen Osten um die Herrschaft des slavischen oder des deutschen Elementes hatte ja durch lange Jahrzehnte nur zwischen Polen, Dänemark und Schweden hin und hergewogt; Rußland war immer nur ein beiläufig beachtetes Land geblieben, dessen Eroberungsversuchen die andern Nordmächte nur von Zeit zu Zeit einmal eine siegreiche Schlacht entgegensetzten, um es für gelegene Zeiten der eignen Eroberungslust aufzubewahren. Jeder schwedische und polnische König betrachtete es als sein dereinst gewisses Erbe, wenn er nur vorher die Waffen der wettkämpfenden Krone gelähmt haben würde. So hatte auch Gustav Adolph aus den Händen des sterbenden Königs Karl IX. einen zwar gegen die überwachsenden Adels-, Bürger- und Bauernansprüche festgekämpften Königsthron, doch außerdem ein vom dreifachem Erbe blutigster Art belastetes Königreich erhalten. Tödtlicher Staatshaß gegen Polen hieß das erste Erbtheil, Vertheidigungskrieg der schwedischen Existenz gegen Dänemark nannte sich das andere, ein Spekulationskrieg in Rußland war das dritte. Schuiskoy, jener selbe Bojar, welcher dem falschen Demetrius die Czarenmütze entrissen und sich selber auf das ungesalbte Haupt gestülpt hatte, hatte nämlich Schwedens Hülfe gegen Polen angerufen. Karl der Neunte hatte sie auch zugesprochen, zugesprochen unter der Bedingung, daß die an Livland grenzenden Landstriche der Ingren und Finnen, nach glücklich bewerkstelligter Zurücktreibung der Polen an Schweden abgetreten würden. Immer enger von den Polen unter Sapieha in Moskau umzingelt, unterschrieb Schuiskoy alle schwedischen Bedingungen. Als jedoch Jakob de la Gardie und Ewert Horn die Czarenresidenz wirklich entsetzt hatten und triumphirend eingezogen waren, nahm

er sein Wort zurück. De la Gardie, von einem Theile seiner Truppen durch russische Einflüsterungen verlassen, konnte auch wirklich im Augenblick die Einhaltung des Versprechens nicht erzwingen; ein Theil der russischen Bojaren wandte sich sogar dem Polenkönig zu; der rings umdrohte Schuiskoy selbst ward in ein Kloster gesperrt — wie es bei russischen Palastrevolutionen auch schon damals gebräuchlich war. Damit war aber die russische Verwirrung auf's Höchste gestiegen. Die eine Bojarenpartei rief Sigismund's Sohn, Wladislaw von Polen, eine schwedisch-gesinnte Karl des Neunten zweiten Sohn und Gustav Adolphs Bruder, Karl Philipp, zum moskowitischen Czaren aus. Schweden besetzte unterdessen das Lehen von Kerholm — das heutige Petersburger Gouvernement —, erstürmte Nowgorod und nahm alles Land zwischen dem Ladoga-, Ilmen- und Peipussee mit Waffengewalt. Sigismund von Polen belagerte dagegen Smolenks. Eine Theilung Moskoviens zu schwedischem und polnischem Besitz schien unabwendbar — da stirbt Karl der Neunte und Gustav Adolph wird Schwedens König. —

Die Nowgoroder Gesandtschaft, welche nach Stockholm gekommen war, um Karl Philipp zum Czarenthrone zu geleiten, ward vom staatsklugen jungen König mit Vertröstungen hingehalten. In seine Pläne ließ sich die Herrschaft seines Bruders über das russische Land nicht einfügen. Gleiche Politik übte auch Sigismund gegen jene Deputation, welche seinen Sohn Wladislaw nach Moskau einholen wollte. Beide Könige erblickten in Rußlands Zerrüttung den sichern Beginn ihrer nordischen Alleinmacht; Beiden ward jedoch diese zögernde Schlauheit zum Verderb. Denn unterdessen war in Moskovien eine dritte Bojarenpartei an Zahl und Ansehen im Volke gewachsen, eine streng nationale. Sie stellte Michaël Romanow auf den Thron und zwei beutegierigen Gegnern einen sechszehnjährigen Jüngling gegenüber. So geschah es

im Februar 1613. — Mit vollends rücksichtsloser Gewalt verfuhr nun Gustav Adolphs Erbitterung. Nach dreijährigem Kampfe unter übermenschlichen Anstrengungen der Truppen stand er am Ziele seiner Wünsche: Der Frieden zu Stolbowa (Frühling 1617) gab das Lehen Kerholm, nebst den Festen Iwangorod (Narwa), Jama (Jamburg), Koporie, Nöteborg (Schlüsselburg), sowie die Insel Ritzar (Kronstadt) in schwedischen Besitz; auch entsagte der russische Czar allen ferneren Ansprüchen auf Livland zu Gunsten des schwedischen Staates „auf ewig." Aber der staatskluge Schwedenkönig verstand diese schon damals, wie heute gebräuchliche Formel der Traktate vollständig zu würdigen, kannte auch den Charakter der Staatsmacht, mit welcher er abschloß, zu genau, um deren Nachgedanken zu diesem Ewig nicht vollkommen richtig zu schätzen, berief sich daher durchaus nicht auf die unterschriebenen und untersiegelten Worte des Friedenschlusses, als er dessen Vortheile vor der reichsständischen Versammlung zu Upsala auseinandersetzte, sondern sagte ganz einfach: „Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen." — An diesen Bach, der Narowa, ward später auch ein steinernes Denkmal aufgerichtet, worauf die Worte eingegraben waren: „Hier hat der König von Schweden, Gustavus Adolphus, die Grenzen des Reiches gesteckt. Möge dieses Werk unter Gottes Obhut von Dauer sein."

Die stolze Hoffnung auf dem Reichstag, sowie der mißtrauische Wunsch auf dem Markfteine blieb unerfüllt. Zur Erfüllung gekommen ist dagegen, was nur zehn Monate vor jenem beutereichen Friedensschlusse Gustav Adolph eben auch an seine Reichsstände geschrieben hatte. Ja jeder einzelne Satz ist zur Bestätigung gekommen, und das Ergebniß dieser Bestätigungen ist die heutige Lage der Dinge. — „Die

Festungen Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod sind gleichsam der Schlüssel zu Finn- und Livland und sperren den Russen die Ostsee" — so schreibt Gustav Adolph. „Wenn der Moskowite Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme" — fährt er dann fort — „und künftig seine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küsten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte, könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen, und zwar besser des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verstanden, sondern auch in Betracht seiner großen Macht die Ostsee mit Schiffen füllen, also daß Schweden in beständiger Gefahr wäre." — Nöteborg ward denn auch in der That der Schlüssel, mit welchem sich Rußland die Geheimnisse „der vielen Vortheilen von Strömen, Seen und Küsten" eröffnete. Es ward der Sammelpunkt jener kolossalen Wasserstraßen, welche nun von der Ostsee ausgestrahlt, nach drei verschiedenen Richtungen durch die Düna, Weichsel und den Niemen, vermittelst des Beresina-, König- und Oginskikanals sich wieder im Dnieper sammeln, um am schwarzen Meere auszumünden. Drei andere Wasserwege verknüpfen ferner den finnischen Busen mit dem kaspischen See: das System von Wyschney-Wolotschek, das Mariensystem, das Tychwin'sche System. Der Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg aber leitet nicht nur die Ostsee mit dem weißen Meere zusammen, sondern spinnt seine Fäden auch zum Mariensystem hinab, während die Newa und Dwina durch den Nordkanal Katharina's ihre Wasser miteinander vermischen. Welche feindliche Macht hindert nun heute das Czarenreich, seine Waffenkräfte, Nahrungsmittel und allen Kriegsbedarf auf kürzestem Wege vom Norden herab nach dem Süden, wie vom Süden hinauf nach dem Norden zu werfen?

Als Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod einmal

in russischem Besitze waren, folgte Ingermannland, Esthland, Livland, sowie der größte Theil Kareliens und Wyborg (Nystädter Frieden 1721) beinah naturnothwendig als untrennbares Zubehör. Peters erste Sorge wurde dann Kronstadts unüberwindliche Befestigung, nachdem Petersburg mit seiner Citadelle aufgewachsen war; sein nächstes Werk ward die Erschaffung einer Ostseeflotte, welche bei seinem Tode bereits 39 Schiffe zählte, und auf diese gestützt, hatte er sogar eroberungslustige Blicke hinübergeworfen nach Wismar und Mecklenburgs Küsten. Von diesen aufgeworfenen Grundfesten einer unermeßlichen Zukunftsmacht getragen, durfte die thatlose Elisabeth nach kaum wieder vier und zwanzig Jahren im Abo'schen Frieden die schwedischen Städte Nyslot und Kymmengord erraffen; und Kurland mußte nach abermals fünfzig Jahren vor dem Throne Katharina's II. auf den Knieen um bedingungslose Aufnahme in das Czarenreich flehen. Alexander aber schloß das Werk des zukunftschwangern Erwerbes der baltischen Küsten, als er im Frieden von Friedrichshamm (1804) Finnland, die Alandsinseln und Westerbotnien bis zum Tornea hinauf dem abgeschwächten Schweden abdrang. So war Gustav Adolphs Prophezeiung erfüllt. — Swenborg und Helsingfors, bisher beinah vergessen, gürteten sich nun mit unnahbaren Werken; eine russische Flotte von beinah hundert großen Schiffen mit 3500 Geschützen, nebst einer Flotille von 136 kleinern Fahrzeugen mit 705 Kanonen füllen heute die Ostsee. Einzig in Rußlands Händen ist die wesentliche Kriegsmacht auf deren Wogen und nach der Königskrone von Dänemark, dem einzigen Staate, welcher wenigstens gewissermaßen dieser russischen Seeübermacht auf deutschem Meere entgegenstehen könnte, streckt das Haus Holstein-Gottorp-Romanow seine Erbansprüche hinüber. Und bis diese sich erfüllen, wird Rußland die ihm noch nicht eignen Strecken der Ostsee vollkommen

kennen gelernt haben. An den schwedischen, dänischen und preußischen Häfen zeigen sich fortwährend seine Schiffe, in den schwedischen, dänischen und preußischen Küstenstädten verkehren seine Matrosen und Offiziere. Und Deutschland hat keine Flotte!

Wie stehen dabei die Verhältnisse in den bereits errungenen Landen mit unrussischer Bevölkerung? Ehren, Schmeicheleien und Orden verblenden den baltischen Adel, dessen Macht die Bauernfreiheit zersplitterte. Ein unerbittlich Gesetz für die gemischten Ehen zerschmettert die religiöse Kompaktheit der baltischen und nunmehr selbst der finnischen Küstenlande; ein ewig Mäkeln zerbröckelt die bremischen und lübischen Verfassungen der baltischen, wie der ehmals schwedischen Städte; autokratische Auslegungen zerklüften die deutschen Rechtsverhältnisse der ehmaligen Ritterstaaten und machen die garantirte Eigenthümlichkeit der finnischen Verfassung zur leeren Illusion. Ein Popenheer mit falschen Versprechungen zieht verlockend unter dem lettischen, esthnischen, finnischen Landvolk einher und moskowitische Einwandererschaaren entfremden alle Bevölkerungsklassen der angestammten Sitte. So vollendet Rußland die politischen Eroberungen auch innerlich. — Was steht nach diesem Gelingen, was steht jetzt bereits weiteren westlichen Plänen gegenüber? Nichts als ein von Rußland mitgarantirter Grundsatz eines europäischen Gleichgewichtes. Schweden und Norwegen mußte sein innerlich Staatsleben von Neuem beginnen, da der letzte Wasakönig in der Verbannung gestorben war; seine Kräfte zu energischem Einfluß auf die europäischen Weltgeschäfte sind auf lange Zeit hinaus gelähmt. Der dänische Staat unterbindet sich selbst die Lebensadern durch feindselige Bedrückung der Rechte seiner wichtigsten Reichsglieder, will Rußland mit seinen deutschen Landen spielen und russische Ansprüche für seine Oberherrschaft geltend machen durch die unnatürlichste und rechtswidrigste

Ausdehnung eines Königsgesetzes, wonach der Dänenkönig „ein freier, höchster, vollmächtiger Alleinherrscher ist, so daß alles, was von einem absoluten, souveränen, christlichen Erbkönig Vortheilhaftes kann gesagt und geschrieben werden, solches alles auch von ihm im günstigsten und besten Sinne gedeutet werden soll.“ Und in dieser unseligen Befangenheit liebäugelt sein Königthum zum russischen Czarismus hinüber! Polen reißt dazu die alten Wunden an russischen, österreichischen und preußischen Bajonetten immer von Neuem blutig, ist todtmatt und kann doch neben den national-aristokratischen Aufraffungen das heimliche Buhlen mit der panslavistischen Idee nicht lassen, in deren phantastischem Reiche es im Stillen auf die geistige Hegemonie spekulirt. Nach keiner Seite ehrlich, lügt es sich selber zu Tode. — Oesterreich aber muß für die Donaumündungen und seine orientalischen Beziehungen bangen, ohne sich doch von allen Vorurtheilen losreißen und fester mit dem übrigen Deutschland zusammenthun zu können, um mit ihm vereint der gemeinschaftlichen Gefahr entgegenzustehen. Dagegen hat Rußland an den Höfen Europa's durch seine Diplomaten und Fürstenkinder sich festgehakt. Mit dem panslavistischen Treiben wechselt es verständigende Blicke und beruhigt die politisch Kurzsichtigen durch Bestrafung seiner ungeschickten Agenten. Aus Frankreich herüber antwortet seinen mitteleuropäischen Herrschaftsgelüsten der Vorschlag auf Halbpart; und die Waffen der nationalen Presse Deutschlands werden in höflicher Rücksicht auf die Wünsche des östlichen Nachbarn häufig genug gestumpft, ja zerbrochen. —

Es war im Anfang unsers Jahrhunderts, daß der offizielle Czarenjournalist Karamsin in russischer Sprache schrieb: „Rußland ist ein neues Kaiserthum, welches mit frischer und starker Kraftfülle seine glorreiche Laufbahn erst beginnt; Rußlands Riesenkraft schreitet aber

unaufhörlich vorwärts und dereinst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern." Stambul ist noch nicht gefallen und wir stehen noch nicht einmal in der zweiten Hälfte dieses selben Jahrhunderts — trotzdem durfte bereits die „Europäische Pentarchie" das überkecke, frech verhöhnende Wort in deutscher Sprache ausrufen: „Rußland hat durch Polen eine militärische Position errungen, welche Oesterreich und Preußen *spaltet* und unschätzbar für Rußland ist, wenn es zum Schutz, zur Kettung *deutschen* Geistes und Handelns, als *Hort* der schwachen kapitulirenden deutschen Mittelstaaten aufgerufen wird." — —

Das sind die Bilder, wie sie aus der ertödtenden Gleichförmigkeit unserer Umgebungen während der windschnellen Fahrt auf der glatten Kaiserstraße erstehen; und es sind keine phantastischen Nebelbilder. In den Palästen der petersburger Ministerien arbeitet man eifrig an ihrer Ausführung. Bereits eben so vollkommen russifizirt im Wohnungsbau, Tracht, Sprache, Sitte und Glauben, wie die Kaiserstraße petersburgisirt ist, wurden die Menschen finnischen Stammes in den Landeskreisen, welche wir durchfahren. Bevor die Sonne hinter uns sinkt, erscheint auf hohem Hügel auch schon das vollständigste Abbild Petersburgs in kleinem Maaßstabe: die Stadt Jamburg. Regelrecht aufmarschirt und frisch geputzt, wie die beiden hier garnisonirenden Regimenter, sind seine Kirchen, Kasernen, Kronsgebäude und Russenhäuser, aus denen nur offizielle Menschen hervortreten. Denn was nicht kaiserlich ist drängt sich demüthig fernab von der Straße zusammen. — Nachher senkt sich auf die immer mehr verödende Landschaft die Nacht und bereits an der Thorfarth der letzten Poststation vor Petersburg angelangt erblicken wir das Tageslicht wieder.

Dies Posthaus verhält sich zu seinen Provinzbrüdern eben so abweichend elegant, wie der Petersburger zum Nationalrussen. Ein un-

mittelbar kaiſerliches Anbehör, das Luſtſchloß Strelna, jetzt kaum mehr benutzt, doch ehemals ein Lieblingsſitz Alexanders, ſchimmert geradüber durch die Büſche. Jetzt beſteigt auch ein reſidenzlich eleganter Roſſelenker im langen blauen Kaftan mit rothem, zweizipflichen Gürtel den Reiſewagen, auf welchem bisher faſt immer nur zerlumpte Buben ſaßen; und wie die Vorbereitungen zum Eintritt in die Kaiſerſtadt hier getroffen wurden, ſo beginnen nunmehr zu beiden Seiten der Straße ihre nächſten Anhängſel und Vorpoſten. Bald weitet ſich die prachtvolle Fahrbahn noch mehr denn bisher, dann zeigen ſich zuerſt einzelner, nachher häufiger hinter den Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuſer der petersburger Vornehmen; und endlich durchfährt man einen ſtundenlangen Park, die fortlaufende Pracht der nunmehr aneinanderſtoßenden Gartenanlagen. — Etwas Zierlicheres, als die darin ſtehenden Landhäuſer, iſt kaum zu denken. Die Leichtigkeit, Freiheit und Koketterie aller einzelnen Bauſtyle miſcht ſich an ihnen zuſammen, um eine zwar regelloſe, doch für den flüchtigen Blick äußerſt gefällige Bauweiſe zu erſchaffen.

„Datſchen", Geſchenke, nennt der ruſſiſche Sprachgebrauch dieſe Landhäuſer und die Petersburger Welt erklärt dieſen Ausdruck, wie jede Lebensäußerung, mit Bezug auf kaiſerliche Gnadenerweiſe. Aber warum ſoll man nicht daran denken dürfen, daß hier der Petersburger Sprachgebrauch einmal dankbar gegen das nichtruſſiſche Europa geweſen ſein könne und darum dieſe Landhäuſer, von denen die ruſſiſche Welt urſprünglich keine Ahnung hatte, als Geſchenke ausländiſcher Sitte bezeichnet habe? Die hieſigen Menſchen haben dann freilich das Geſchenk nach ihrer Weiſe ausgebildet. Sie haben die ſteinernen Wände und Verzierungen aus milderen Himmelsſtrichen hierher verſetzt und täuſchend aus Holz in noch zierlicherer Ausführung nachgearbeitet, ohne dabei ihres ſiebenmonatlichen Winterhimmels und des Moraſtgrundes

zu gedenken. Allein eben darum sind in Hinsicht die Datschen ein recht eigentlich Abbild des Petersburger Naturells. Aller verschwenderische Leichtsinn eines Lebens prägt sich in ihnen aus, dessen Gegenwart mit berauschenden Zügen genossen werden muß, weil keine menschliche Zuversicht darauf erwachsen kann, daß die Zukunft ihre Quellen darin finden werde.

Vorherrschend erscheint an diesen luftigen Wohnungen des Augenblicks der maurische Geschmack; doch auch nicht rein und richtig, sondern gewöhnlich mit den Uebertreibungen theatralischen Aufputzes. Oder es spielten Renaissance- und Rokokomoden daran herum, bis von seinem Grundtypus nur noch leise Spuren übrigblieben. Seltener ist das Byzantinische oder das Gothische in der Filigranverzärtelung späterer Jahrhunderte; noch seltner der echte altfranzösische, am seltensten der überaus einfache englische Styl. Denn dies Alles bedarf breiterer Grundfesten. Alle diese Richtungen der Baukunst durchweht auch allerwärts noch ein asiatischer Hauch, welcher sich an der Ausarbeitung der massenweis angebrachten Säulen, Säulchen und Gitterwerke, an der Verzierung der Eingänge und Fenster, an der Menge der Kiosks und Verstecke hervordrängt, ebenso wie er hinter den weitfaltigen Draperien und den Teppichen, aus der Ueberladung mit Goldschnuren und Goldleisten, unter der ganzen grellen Farbenzusammenstellung des Anstrichs hervorlugt. Dazu Blumenmassen in unerhörtem Ueberreichthum. Sie umhüllen alle Eingänge, umkleiden alle Verzierungen, steigen an den Vorsprüngen empor, prangen hinter dem Gegitter, umblühen alle Wände und schlagen mit ihren bunten Wogen über den Brustwehren des niemals fehlenden Söllers zusammen. — Urplötzlich hierher versetzt, könnte uns keine Ahnung davon entstehen, daß wir uns unter dem 59. Breiten- und 47. Längengrade befinden. Viel eher würden wir an die Nähe von

Liſſabon, Sevilla, Rom, Neapel oder Konſtantinopel glauben, als an die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches. Denn auch die minder luxuriöſen Umgebungen der Gebäude haben ihre wenigen Baumarten, welche den raſchen Temperaturwechſel des wochenkurzen Sommers und die dreißig Froſtgrade des Winters überdauern, in immer neuen Gruppirungen zu fortwährend wechſelnden Schattirungen zuſammengeordnet. Dazu bewahrt der ſammetglatte Raſen im feuchten Moraſtland das herrlichſte Frühlingsgrün bis zum Spätherbſt und — ſeltſam — gerad die ſibiriſche Fichte gleicht einer recht üppigen Cypreſſe an Geſtalt und Farbe zum Verwechſeln. —

Unterdeſſen hat ſich die Straße mehr und mehr belebt. Der bunte Holzbogen über dem Nacken des Pferdes, neben welchem ein anderes auf der Wildbahn galoppirt, die Moskauer Droſchken, die begegnenden Menſchen mit und ohne Uniform rufen uns in die Petersburger Wirklichkeit zurück. Von Zeit zu Zeit mahnt wohl auch eine klagende Singweiſe an Rußland und die ſchwarzrothweißen Pfähle mit den ruſſiſch geſchriebenen Namen am Eingange jeder Datſche verkünden die Formenſtrenge der kaiſerlichen Straßenpolizei. —

Plötzlich ändert ſich die Scene. —

Schmucke Dorfhütten, umgeben von Blumen- und Gemüſegärten, dahinter ein Wirthſchaftshof, über deſſen Dächer Fruchtbäume nicken, treten an die Stelle des ariſtokratiſchen Landhäuſerluxus. Und über den Hauspforten glänzen in goldner Schrift auf blauem Grund lauter Namen echtdeutſchen Klanges. Ein heimiſches Gefühl ergreift uns; wir befinden uns im Dorfe einer jener deutſchen Kolonien, wie ſie durch ganz Rußland verſtreut ſind. In die Umgegend von Petersburg kamen dieſe deutſchen Ackerbauer ſchon unter Katharina II., während erſt ſpäter ihre Anſiedelung in Südrußland und in Finnland fällt. „Schwaben“ nennt

ſie jedoch der Volksbrauch überall, obſchon ſie aus Schwaben, Elſaſſern, Rheinländern, Heſſen und preußiſchen Mennoniten zuſammengeſetzt ſind. Die Kolonien im Petersburger Gouvernement ſind der Bewohnerzahl nach am ſchwächſten, zählen zuſammen kaum etwa 20,000 Menſchen und haben ſich bereits ziemlich vollkommen entnationaliſirt. Obgleich ungefähr erſt in dritter Generation hier wohnend haben ſie ſogar die deutſche Tracht zum großen Theil mit dem ruſſiſchen Kaftan überdeckt, vergaßen ſie die einfache Sitte der Heimath, verſetzten ſie ihre Sprache mit ruſſiſchen Flittern und ingriſchen Ausdrücken, ihr Weſen mit Petersburger Entſittlichung. Tiefſchmerzlich berührt es den Ankömmling, die hieſige Welt von dieſen deutſchen Kolonien ſpottlächelnd reden zu hören und die zierlichen Hütten als petites maisons der Reſidenzlüderlichkeit bezeichnet zu ſehen.

Der echtnationale Kutſcher hat vollkommen Recht, an dieſer proſtituirten Idylle achtungslos vorbeizujagen; ſein nationaler Stolz erwartet ſehnſüchtig den Augenblick, wo der Anblick der Czarenreſidenz das Auge des Fremden überraſchen wird. Dieſer Augenblick erſcheint, ſowie jenes Zwitterdorf endet. — Linkshin blinkt zuerſt durch die Bäume, dann frei über eine weite von zerſtreuten Datſchen und Anlagen geſchmückte Fläche die Newamündung im Morgenſonnengold als prachtvolle Grenze unſers Umblickes. Weiße Möven, die Segelſchiffe, ſchweifen auf der glänzenden Fläche hin und wieder; ſchwarze Adler, die Dampfboote, ſchießen mitten hindurch. Jenſeits des Waſſerlebens hebt es ſich aber wie neue Wogen, ſcheinbar bewegt im wallenden Morgennebel, hier und da aufblitzend wie mit Diamanten und weiter rückwärts im dichteren Dunſtgrau verſinkend — ein unermeßlich Häuſermeer auf den Inſeln der Stadt. Gerad vor uns heben ſich gleichzeitig, trotz Rauch und Qualm deutlich abſcheidbare Häuſermaſſen, aus welcher zwei feinge-

ſpitzte goldne Nadeln emporſchießen — der Admiralitäts- und Feſtungsthurm — und eine zweite Sonne emporſteigt — die millionentheure Goldkuppel der Iſaakskathedrale.

Bei einer leichten Wendung des Weges iſt die ganze Fata Morgana wieder verſchwunden. Kokette Datſchen mit tiefſchattigen Parks verhüllen von Neuem alle Ausſicht. Aber ſie können's nicht verhindern, daß inmitten ihres überfeinerten Luxus, eben ſo plötzlich wie vorher die Reſidenzpracht, breite Striche des tiefſten Sumpfbodens ſich ausdehnen und eine traurige Halbwüſte bis an die mühſam daraus emporgemauerte Straße heranſenden, ſo daß dieſe nur durch tiefe Kanäle ihren Untergang im Schlamme abzuwehren vermag. — So eng grenzte hier ſchwelgeriſche Erkünſtelung üppiger Lebenspracht an die roheſte Urſprünglichkeit einer troſtloſen Sterbensöde! Alle Uebergänge fehlen im Naturleben, wie in den menſchlichen Verhältniſſen. Den einzigen Zuſammenhang zwiſchen Allem, dennoch abgeſchieden und theilnahmlos am Einzelnen vorüberziehend, bildet die prachtvolle Chauſſe — ein aufgemauerter Ukas.

Man ſieht Petersburg nicht eher wieder, als bis man hineinfährt; und hier beginnt es ſogar kleinſtädtiſch mit hölzernen Häuſern. Dieſe hölzernen Gebäude von ruſſiſcher Form und grellbuntem Anſtrich, mit vielen deutſchgeſchriebenen Aushängſchildern, bilden eine Art von Vorſtadt, eine nicht nur hier, ſondern im ganzen ruſſiſchen Reiche ſonſt unbekannte Erſcheinung. Denn auch die Sloboden der Oſtſeeprovinzen laſſen ſich nicht damit vergleichen und ſelbſt die ſogenannte Vorſtadt Praga bei Warſchau iſt ein vollkommen ſelbſtſtändiger Flecken. In Petersburg läuft dagegen die genannte Vorſtadt genau bis an die Triumphpforte heran, welche den Beginn des Stadtkernes bezeichnet, und ihre Hauptſtraße iſt eine vollkommen zuſammenhängende Fortſetzung der Stadtgaſſe, worein wir einfahren. Die Aeußerlichkeit der Häuſer

unterscheidet aber freilich die Innerstadt wesentlich von der Vorstadt. Diesseits wirren Geschmack und Formen des deutschen Kolonistendorfes, des nationalrussischen Baustyles und des Flitterputzes der Datschen bunt durcheinander; jenseits des Triumphbogens verschwindet auch die leiseste Mahnung an etwas Nationelles oder nur Originelles in städtischer Charakterlosigkeit und schnurgerader Aneinanderreihung steinerner Kolosse. Ja, der Gegensatz befängt uns bei der Ankunft so überwältigend, daß wir sogar die Triumphpforte zwischen Stadt- und Vorstadthäusern leichtlich übersehen können.

Die Petersburger behaupten, dieselbe sei im besten römischen Styl erbaut. Allerdings deuten auch einige ihrer Anordnungen darauf hin. Z. B. Säulen, auf denen ein Aufsatz lastet, dessen Plateform eine Siegesgöttin in sechsspänniger Attika einnimmt. Außer dem Lorbeerkranze, welchen sie dem Sieger entgegenhält, sind auch noch mehrere lorbeerbringende Gestalten auf der Plateform und überdies viele Reservelorbeerkränze zwischen den Unmassen von Inschriften an den Wandungen der Pforte vertheilt. Dazu treten aus den Nischen zwischen den Säulen vier altslavische Krieger abermals lorbeerbringend hervor. — Diese Triumphpforte war die letzte, welche Alexander auf seiner Heimkehr von Paris durchzog, nachdem er durch viele auch außerhalb Rußlands gekommen. Denn man glaubte damals in Europa wirklich daran, der Czar sei fest entschlossen gewesen, „den Krieg nur zur allgemeinen Befreiung durchzuführen, welchen ein gewöhnlicher Fürst auf Vergrößerung seines Landes beschränkt hätte" — wie der preußische Generallieutenant von Hofmann versichert*). Heut aber ist die Verblendung

*) „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813." S. 11.

oder Absichtlichkeit der Worte Ségur's erkannt, wenn er sagt: „Der Russen Opfer war vollständig, ohne Rückhalt, ohne Reue. Seitdem haben sie nichts zurückgefordert, selbst nicht inmitten der Hauptstadt, welche sie retteten." Darum sammelt auch „das centrale Föderativsystem" diese und ähnliche Aussprüche verschollener Zeiten umsonst, umsonst zählt es uns ferner Mann für Mann die russischen Opfer „für die deutsche Freiheit" auf — man weiß, daß jene selbe Feder dieses centrale Föderativsystem niederschrieb, welcher fünf Jahre früher das diplomatische Manöver mißglückt war, Deutschlands kleine Fürsten durch „die europäische Pentarchie" gegen die Großmächte und für russische Absichten zu gewinnen.

Diese Triumphpforte jenes gefeierten Kampfes der Russen „für Deutschlands Befreiung und Erschaffung des heutigen europäischen Staatensystems" ist übrigens erst in den dreißiger Jahren aus Quadern in ihrer jetzigen Gestalt zusammengemauert worden, da man sich plötzlich erinnerte, daß Petersburg zwar Obelisken, Statuen, Monumente und Gebäude in römischem, griechischem, egyptischem, byzantinischem und gothischem Style besitze, doch noch keine Triumphpforte in römischem Geschmack.

Den Gegensatz zu der Triumphpforte bildet nun die russische Thorwache dicht dahinter. Dann geht's in eine unabsehbare, schnurgerade Straße hinein, auf welcher nur die Menschen fehlen. Ein tschernomorskischer Kosak und zwei kubanische Tscherkessen in voller Uniform sind die ersten Begegnungen, welche an den Winterpalast und Asiens Nähe mahnen. Erst tief hinein in die Stadt muß jedoch der Wagen rollen, um von den Wogen einer Hauptstadt umfluthet zu werden. Aber wundersam, diese Menschenwogen brausen nicht. Als habe Jeder zu

fürchten, den Schlummer zorniger Mächte zu wecken — so schweigsam eilt das Leben vorüber. Freilich rasseln die Räder der Fuhrwerke und klappern die Hufe der Rosse, freilich dröhnt der Taktschritt vorbeischwenkender Truppenabtheilungen, freilich hört man wohl auch den Ausruf der Verkäufer; aber der eigentliche Lärmen der Lebensunbefangenheit fehlt.

Petersburger Wanderungen.

1844.

Uniform und Orientirung.

Hotel Coulon am Michaelsplatz, Hotel Demuth an der Moika, die Gasthäuser von Engelhardt und Georges auf dem Nefskyprospekt, Hotel Heyde in der Kadettenlinie auf Wassily Ostrow — diese und noch manche andere nennt man die besten Gasthöfe von Petersburg. Dennoch sind alle nur Logirhäuser im eigentlichen Sinne des Wortes, eben so wie wir sie in den Ostseeprovinzen fanden und in Warschau wiederfinden werden. Denn auch die Großstädte des europäischen Ostens kennen das Bedürfniß nach wirklich ausgebildeten Gasthäusern nicht, selbst der vollkommen Fremde benutzt sie nur für Stunden, höchstens für Tage, bis er sich in einer Privatwohnung eingerichtet hat, während die nordische Gastfreundschaft dem nur halbweg Bekannten außerdem überall ihre Gemächer öffnet. —

Wo wir auch eintreten, sei's im Gasthof, beim Gastfreund oder in der Privatwohnung — sowie der Reisemantel abgeworfen ist, mahnt

der Wirth mit ängstlicher Sorgfalt an die Erfüllung unserer Pflichten gegen die Polizeivorschriften. Die erste Ausfahrt und das erste Geschäft des Fremden gilt also derjenigen Behörde, welche den offiziellen Namen der „dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers" trägt, vom Publikum kurzweg das „Gensdarmeriekorps" genannt wird und thatsächlich mit der Leitung der Geheimpolizei betraut ist.

Eigenthümlich befängt den Ankömmling die öffentliche Anerkenntniß einer Behörde, deren Vorhandensein jeder andere europäische Staat auf das Entschiedenste verneint, und welche selbst noch in den Ostseeprovinzen so viel Achtung vor der öffentlichen Meinung hatte, daß sie dem Publikum gegenüber sich nicht als offizielle Autorität geltend machte. Auch in Petersburg liegt das Gebäude des Gensdarmeriekorps, im Gegensatze zu den Lokalen anderer kaiserlicher Aemter, nicht in breiter Pracht an einer der vornehmsten Straßen, sondern in einem ziemlich abgelegenen Stadttheile. Sogar zwei Höfe muß man durchschreiten, ehe man zu den Expeditionszimmern gelangt. Dem Eingange dieser Höfe gegenüber steht aber eine russische Kirche, deren Umzäunung von aufgerichteten Kanonenläufen gebildet wird, welche untereinander durch Arabesken aus Ketten verbunden sind — wahrlich, ein treffendes Symbol des ehernen Zusammenwirkens der kirchlichen und weltlichen Herrschaftselemente in Rußland!

Man hat es natürlich auf diesem Geheimpolizeibureau durchaus nicht mit uniformirten Gensdarmen zu thun. Diese besetzen nur die Höfe des Gebäudes und die Eingänge der Geschäftszimmer, in denen uns dagegen äußerst gewandte Herrn mit den artigsten Gesellschaftsformen empfangen, gleich als ob sie unsern Besuch für einen persönlichen Höflichkeitserweis nähmen. Flüchtig durchlaufen sie den russischen Paß, mit welchem unsere Originalpapiere bereits beim Eintritt

in das Reich vertauscht werden mußten, und stellen uns gegen dessen Empfang den Erlaubnißschein zur Erwerbung einer Aufenthaltskarte im Fremdenbureau aus. Sie begrüßen den Fremden natürlich stets in seiner Muttersprache, leiten rasch und lebhaft eine allgemeine Unterhaltung ein, worein sie die Fragen nach der wahrscheinlichen Dauer unseres hiesigen Verweilens, nach Bekanntschaften, Empfehlungen, nächsten und fernern Reiseplänen, nach dem Zwecke des Petersburger Aufenthaltes u. s. w. scheinbar oberflächlich und absichtslos einfließen lassen. Endlich schließen sie mit dem höflichen Bedauern, daß man doch wohl genöthigt sein werde, die Aufenthaltskarte im Fremdenbureau mit demselben Preis auszulösen, als ob unser Hierbleiben auf ein ganzes Jahr berechnet wäre. Diese Abgabe steigt aber je nach der bürgerlichen Stellung des Fremden von fünf bis zu fünfundzwanzig Silberrubeln, dabei gilt sie auch wirklich für ein ganzes Jahr, falls wir sie zufällig am ersten Januar erhielten; sollte sie dagegen in den letzten Tagen des Dezember gelöst worden sein, so muß sie trotzdem diesmal voll und ebenso von Neuem in den ersten Tagen des neuen Jahres bezahlt werden. — Während dieses Gespräches gehen schweigsame Personen im Expeditionszimmer ab und zu oder auch nur an den offenstehenden Thüren der Nebenstuben vorüber. Sie mustern den Ankömmling aufmerksam vom Wirbel bis zur Zehe, lauschen dem Tonfall seiner Stimme, bemerken sich die Antworten auf die vorgelegten Fragen und machen sich überhaupt mit der neuen Persönlichkeit so vertraut, als es eben durch eine solche Beobachtung geschehen kann. Aus ihnen werden die Schutzgeister erwählt, deren zwar unsichtbarer Obhut, doch besonderer Wachsamkeit der Fremde während seines Verweilens anvertraut ist.

Wurde endlich die Aufenthaltskarte in dem vom „Gensdarmerie-

korps" etwa eine Stunde entfernten Fremdenbureau nach mannichfachen Weitschweifigkeiten, Bemühungen und Geldkosten erlangt, beim Stadttheilskommissär (Pristav) vorgezeigt und beim Viertelsaufseher (Quartalnik) eingetragen, so ist selbst der Ausländer fernerhin von allem äußerlichen Polizeiwesen unbehelligt. Wir können unser Handwerk, unsere Kunst und jedes beliebige Geschäft wie ein eingeborner Petersburger treiben; nur darf es nicht wissenschaftlichen Charakters sein. Da bedarf es erst noch polizeilich-moralischer Beweise für unsere russische Befähigung und auch sogenannter gelehrter Prüfungen. Giebt uns vollends der Paß einen gelehrten Titel und schlagen wir dennoch weder die Wege zu jenen Prüfungen ein, noch zu sonstigem Erwerbe, sondern schlendern beschauend, absichtslos und ohne bestimmte Verkehrsrichtungen umher, kurz, leben wir von unserm Geld nach unserer Behaglichkeit als unabhängige Fremde, so verfolgt uns allüberall die argwöhnischste Aufpasserei. Freilich bemerkt man auch davon nichts in der ersten Zeit des Verweilens; erst später wird uns hier und da eine Andeutung und ein Zeichen davon. Die uniformirte und noch mehr die nichtuniformirte Polizei findet es nämlich geradezu unbegreiflich, daß ein Mensch einzig und allein Anschauens halber hierherkommen kann, und die Aussage des Passes: il voyage en but scientifique — erscheint ihr vollends unglaublich. Wie kann ein Deutscher, vollends ein deutscher Gelehrter, ohne geheime Erwerbsquellen und ohne Nebenabsichten mehrere Monate in Petersburg leben? Sind sie doch sämmtlich arme Schlucker und das Leben in Petersburg theurer, als selbst in London! So rufen die offiziellen und mit ihnen auch die nichtoffiziellen Petersburger. Mit dem einwandernden Schneider und Schuhmacher, mit dem nach einer Stelle suchenden Hauslehrer, mit dem nach Praxis hastenden Arzte, mit dem Maler, Künstler, Industriellen, Kaufmann

und selbst mit dem Glücksritter ist die Petersburger Polizei und Welt viel besser daran. Diese wollen Gold, nichts als uralisches Gold. Auch haben sie gewöhnlich die Brücke nach der Heimath hinter sich abgebrochen; oder sie wird ungangbar, indem das kleine Anlagekapital des Spekulanten sich im Mißlingen seiner Pläne zersplittert, oder aber sie verwittert, weil die gelingenden Erwerbsabsichten jeden Gedanken an eine Heimkehr ersticken. Was kann jedoch ein Fremder wollen außer Gold oder Orden? Daher immer von Neuem unter immer andern Formen und Wendungen die alte Frage, welche uns seit dem Eintritt in das Land verfolgte: Was wollen, was suchen Sie hier? — Eigentlich lauert aber bei den offiziellen, wie bei den nichtoffiziellen Fragern hinter solchem Argwohn meistens nur eine kleinliche Scheu, die Scheu vor gedruckten Beurtheilungen der russischen Dinge, wie sie die letzten Jahre in England, Frankreich und Deutschland auf den Markt gebracht haben. Ja, wer es ehrlich meint, entschuldigt wohl damit ganz unbefangen die Zurückhaltung im alltäglichsten Gespräche und sagt, die ausländischen Schriftsteller haben uns „kopfscheu" gemacht. Früher fand man sich freilich mit derartigen Schriften leichter ab; denn früher kamen die Ausländer noch seltner als jetzt ohne Absicht auf russische Reichthümer und Ehren herangereist. Wer tadelnde Bemerkungen wagte, wurde kurzweg mit der Beschuldigung beseitigt, seine Pläne seien ihm mißglückt und im Aerger darüber habe er entstellende Schilderungen der russischen oder Petersburger Zustände niedergeschrieben. Der Nachweis einiger Irrthümer galt als voller Beweis. Allein seitdem hat sich die ausländische hierher bezügliche Literatur immer breiter entfaltet; besonders hat die englische Publizistik und die deutsche Wissenschaftlichkeit mit bedrohlicher Sachkenntniß und Rücksichtslosigkeit die russischen und Petersburger Verhältnisse zergliedert und auseinandergelegt. Der

Kampf verließ das Plänkelgefecht des allgemeinen Raisonnements und der Anekdotenjägerei, begann aber dagegen die Thatsachen zu wohlgeordneten Batterien zusammenzustellen. Die Organe des Petersburger Kabinettes, welche im nichtrussischen Europa verstreut sind, verloren gleichzeitig immer mehr an literarischer Wirkung im Publikum, an diplomatischer Ueberzeugungskraft bei den Staatsmännern; die Petersburger Residenzwelt fühlte sich in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt und vermochte dennoch weder die empfangenen Wunden mit Spott und Verachtung wegzulächeln, noch die platte, baare, bewiesene Wahrheit unbedingt wegzuläugnen. So argwöhnt sie denn eben in jedem neuen Ankömmling einen neuen heimlichen Feind. —

Unter solchen Voraussetzungen bedarf es natürlich gerad für den vollkommen unabhängigen Fremden langer Wochen und genauer Bekanntschaften, ehe er nur ein Wenig in die Kulissen des hiesigen Lebens zu blicken vermag, um am Ende doch nicht viel Anderes als neue Kulissen zu sehen. Darüber darf man sich nicht täuschen. Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; durch offne Fragen ist nichts zu erforschen. Jede Antwort ist parteiisch oder absichtlich, verhehlend oder ostentirend; nirgends gilt weniger das Sprichwort: in der Mitte liegt die Wahrheit. Selbst diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung und Ostentation ist eine andere als wir sie anderwärts gewohnt sind. Sie gilt nicht nur dem eignen Zwecke, sie gilt auch dem Frager. Sie legt ihm die Verhältnisse eben so gut für seine wahrscheinliche Anschauungsweise behaglich zurecht, als sie dem eignen Zwecke zu Gefallen deren Schatten und Lichter vertheilt; sie ist sogar keineswegs immer dem klaren Bewußtsein eines speziellen Augenmerks entsprungen, sondern oft nur eben Petersburger Form, ein Kind des Petersburger Naturells. Darum wird der Franzos ein anders gefärbtes Bild erhal-

ten als von denselben Leuten der Deutsche, der Vornehme ein anderes als der Mindervornehme, der Geschäftsmann ein anderes als der Rentier. Eine ungeschminkte Darstellung der Dinge und Menschen giebt es nicht und doch *scheint* über nichts ein so allgemeiner Einklang zu herrschen, als über eben dieses Petersburg.

Auf jedem Schritte, welcher uns der Nordkapitale zuförderte, scholl uns der Wunderruf in's Ohr, überall erklang die Weissagung unsers eignen Erstaunens. Auch nun wir da sind, ertönt diese Bewundrung von Neuem, vom wirklich Ausgezeichneten beginnend und bis zum Gewöhnlichsten herabsteigend, Alles in Bezug setzend zum Czaren und dem was des Kaisers ist, keine naturwüchsige, selbsteigne Entwicklung von vorn herein, sondern Alles erst dann als vollgültig anerkennend, wenn die Regierung ihr bestätigendes Siegel darauf gedrückt hat. Dabei trotzdem ein so keckes Aburtheilen über das nichtrussische Europa in allen einzelnen Erscheinungen, wie es kein Ausländer in Bezug auf Rußland wagen wird; und komischer Weise nicht nur von Seiten Derer, welche im Auslande lebten, oder durch günstige Umstände in fortdauernden literarischen oder persönlichen Beziehungen dazu stehen, sondern beinah noch in höherm Grade von Jenen, welche die Reichsgrenzen niemals überschritten und nichtrussische Lebensgestaltungen nur durch Mittheilungen kennen lernten, welche die russische Censur- und Menschenpolizei erlaubte.

Diese schonungslose Kritik an einer Stelle, wo wir sie nimmer erwarteten, weil wir eben in allen Gestaltungen die Nachahmung ausländischer Zustände und Verhältnisse wiederfinden, überrascht den Ankömmling. Er vermag nicht, im ersten Augenblicke zu erkennen, wie solche Aburtheilungen fast ausschließlich da geübt werden, wo es gilt auf der Folie tadelnder Bemerkungen über ausländisches Wesen und Leben neue Verherrlichungen der Petersburger Welt erglänzen zu lassen.

Ja selbst wenn unser vergangenes Leben in den Reichesgrenzen uns auf derartige Begegnungen vorbereitete, welche den Vortheil des Angreifers wahren sollen, vermögen wir nicht immer einen solchen Standpunkt für deren Auffassung festzuhalten. Wir lassen uns leicht davon befangen und einschüchtern, es entsteht unvermerkt eine gewisse passive Bereitwilligkeit zu fraglosem Bewundern, die Anschauung verliert an ihrer Unbefangenheit, die Auffassung an Klarheit, die Beurtheilung an Schwungkraft. Der Hauch der Russifizirung, oder richtiger der Petersburgisirung berührt uns und es bedarf einer wirklichen Anstrengung, um ihn jetzt und später entschieden von sich zu weisen.

Der erste Eindruck von Petersburg ist in der That überwältigend, wie von keiner andern Hauptstadt Europa's. Wer den Wasserweg wählte, am Newakai landete und die Stadt mit ihren Anstalten unter der bereitwilligen Leitung eines echten Petersburgers anschaute, oder gar unter der Führung eines Lohndieners, welche durchschnittlich in näherer oder fernerer Beziehung zur dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers stehen, und dann auf dem nächsten Dampfboote dem Hafen von Kronstadt wieder enteilte — er wird diese Residenz für das Ideal eines Kaisersitzes und Berlin, Wien, ja selbst Paris für schmucklose Mittelstädte erklären. Er hat auch jenes Bild aufgenommen, welches die Petersburger Welt im Auslande entworfen wissen will. Er kann bei halbweg absolutistischen Neigungen sogar gelernt haben, in Verehrung vor der Schöpfermacht des Autokratismus niederzusinken.

Anders gestalten sich dagegen die Eindrücke, wenn wir es wagen, die Benutzung unserer Bekanntschaften und Empfehlungsbriefe spätern Wochen zu überlassen. Der Eindruck der steinernen Stadt bleibt auch dann zwar gleichermaßen imponirend; allein was sich als Leben an-

kündigt, erzeugt eine vollkommen andere Wirkung. Vor Allem bedrückt und befängt uns die unbedingte Alleingeltung Dessen, was kaiserlich ist, die völlige Bedeutungslosigkeit Dessen, worüber kein doppeltköpfiger Adler schwebt. Wir haben zwar schon auf der Schule gelernt und später in Büchern und Zeitschriften viel tausendmal wieder gelesen, wie alles Leben, Streben, Wirken und Schaffen in Rußland überhaupt, in Petersburg insbesondere, von diesem einen Punkte ausgeht und in ihn zurückführt. Allein es hat uns immer wie ein halb und halb verborgen gehaltenes Unrecht vorgeschwebt, wir haben keine wirkliche Veranschaulichung der vollberechtigten, breiten Offenbarungen eines so rein asiatischen Verhältnisses gewinnen können. Der Begriff war nicht zur runden Gestalt worden. Nun breitet sich dagegen vor unserm Auge mit eins eben dieses Verhältniß zu Fleisch, Blut, Häuserpracht, Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung und Seelenleben geworden, aus.

Nennt den Winterpalast mit den zwingenden Kanonen der Festung das Hirn, nennt die Newa das Herz dieses Körpers, so ist der Nefsky-prospekt die Pulsader. Dort drängt sich zusammen, was als eigentliches Petersburger Leben genannt und anerkannt sein will. Vom Admiralitätsthurme, dessen säulenumstellte Gallerie das bekannte nadelförmige Golddach trägt, beginnt die wirbelnde Bewegung der Welt von St. Petersburg; und soweit das goldne Schiff, die Windfahne jenes Thurmes, in die Perspektive hinausblinkt, treibt sie ihre Wogen. Während in der Mitte der Straße die prächtigsten Viergespanne, die Feldjägerwagen, elegante Reiter, donische und tschernomorskische Kosaken, die einfache Troika und ameisenemsige Lohndroschken in unzählbaren Massen durcheinanderdrängend dennoch so geräuschlos auf den Holzbahnen dahingleiten, das man fortwährend das gelle Beregissa und Padji ihrer Führer heraushört — läuft, geht und schlendert auf den

breiten Trottoirs der Häuser die elegante Welt und die Masse der Geschäftigen. Nur funfzig und einige Häuser bilden die Kulissen einer Bühne, welche wir über eine Werst hinaus mit einem Blick überschauen, die aber dann in geringer Biegung sich noch über drei Werste hinzieht, um an der schweigsamen Pracht eines Klosters zu enden. —

Während nun schon aller leblose Glanz dem Auge des Herrschers und der Hofmächtigen entgegenleuchtet, scheint sich auch in der Bevölkerung des Nefskyprospektes die Versammlung der Hofsäle zu wiederholen. Denn vor dem blitzenden Schmucke der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor dem Wallen und Wehen der Federbüsche verschwindet die nichtuniformirte Menge vollkommen oder tritt doch in jene selbe Unscheinbarkeit und Bedeutungslosigkeit zurück, wie thatsächlich im ganzen russischen Leben. Die Uniform bringt hier den Menschen erst zur Geltung; das schwarze Civil hat im Staatsleben nur die Aufgabe des Gehorchens, im Gesellschaftsleben keinerlei Anerkennung. Die Uniform ist überall berechtigt und dem Träger eines Degens steht der Zutritt zur niedersten Hütte, wie zu den kaiserlichen Palästen ungefragt offen. Die bürgerliche Kleidung scheint überall nur geduldet, wird entweder gar nicht zugelassen oder muß ihren Eintritt erst der Fürsprache eines Uniformirten danken. Vor dem Uniformirten müssen alle Andern weichen, sogar wenn sie nach russischen Klassengesetzen weit über jenen Rang erhaben sind, welchen Degenkoppel und Epaulette verkünden. Selbst das einzige Aequivalent der Uniform, ein Orden, genießt weit weniger Ansehen im Publikum, als der zweifarbige Rock. Uniformirt ist aber Alles, was nur irgend einer Gesammtheit angehört, welche irgendwie in offiziellem Zusammenhange mit dem Staate — d. i. mit dem Czaren — steht: der kleine Elementarschüler wie der wirkliche Offizier, der Student wie der Thürsteher einer kaiserlichen Anstalt, der Jünger der

freien Künste wie der Straßenlaternenputzer. Ja sogar der Briefträger, welcher hier sein Amt reitend verrichtet, führt Tschako und Säbel. Ohne Säbel, Epauletten und Tschako, doch übrigens in eine Halbuniform gezwängt, ist ferner die Masse Derer, welche sich den Dienern des Staates zuzählt; und unter diese muß sich Jeder aufnehmen lassen, welcher auf eine gute Verwerthung seiner wissenschaftlichen Leistungen und Geschicklichkeiten beim Publikum rechnen will.

Nicht uniformirt sind nur die Handel- und Gewerbtreibenden; ihnen allein steht auch die freie Verfügung über den Bartwuchs ihres Antlitzes zu. Wer dagegen eine volle Militäruniform trägt, muß den Schnurr- und Backenbart nach genau vorgeschriebenen Maßen und Formen erziehen und beschneiden, wer eine Halbuniform, darf sich mit keinerlei Bart schmücken. So entsteht sogar eine Uniformirung der Gesichter, welche tief hineinreicht in alle Klassen der Gesellschaft, da selbst in der Masse des grundbesitzenden Adels nur äußerst Wenige ihr Leben titellos hinzubringen wagen. Denn welcher Adelige in seinem Leben nie einen Tschin errang, bleibt in jedem Geschäfte gewissermaßen minorenn sein Leben lang und kann nur unter Beihülfe eines juristischen Assistenten rechtskräftige Handlungen ausüben. Ferner verliert die älteste Adelsfamilie des Reiches die sehr bedeutenden Vorrechte ihres Standes, wenn durch zwei Generationen keines ihrer Mitglieder die Adelskrone von Neuem durch den Staatsdienst errang. Die dritte Generation geht sogar des Adelstitels, der Steuerfreiheit und des Grunderwerbrechtes verlustig; die vierte endlich sinkt insofern auf völlig gleiche Stufe mit dem Leibeignen herab, als sie rekrutenpflichtig, der Kopfsteuer und den Leibesstrafen unterworfen wird. — So hat die Staatsform des russischen Reiches, welche „nach Herkommen rein monarchisch" ist, wie die unverfänglichen genealogisch-historisch-statistischen Almanache

sich ausdrücken, jene stolze Adelschaft bezwungen, ohne deren Einwilligung ehmals kein Kaiserbefehl zur Gültigkeit kommen konnte. Czar ukazall i bojare prigovorili (der Czar hat befohlen und die Bojaren haben entschieden) hieß das Ukasschlußwort bis zur Herrschaft Peter des Ersten, Büt po ssemu (dem sei also) heißt es seitdem.

Die Pracht und Stattlichkeit der Uniformen Rußlands sind genugsam geschildert. Petersburg, welches außer den Polizeisoldaten nur Garderegimenter und Luxusmilitär in seinen Kasernen beherbergt, bietet natürlich auch von diesem Glanze das Glänzendste. Vom einfachen Graurocke des Budoschnik (Polizeiwachtposten) stufenweis aufsteigend bis zur goldschimmernden und seideglänzenden Prachttracht des tscherkessischen Leibregimentes, wogt es in allen Farben, Formen und Gestalten blendend durcheinander. Die verschiedenen Abänderungen der militärischen und halbmilitärischen Anzüge schildern zu wollen, ist ein Werk der Unmöglichkeit; dicke Bildwerke, welche niemals ihr Ende erreichen, haben sich dies zur Aufgabe gestellt und sogar das Arbeitskabinet des Kaisers schmückte man mit den Abbildungen, um dem berühmten Gedächtniß seines Einwohners für derartige Dinge zu Hülfe kommen. — Allein die Uniform bleibt trotzdem Uniform, behält stets den Charakter des Steifen, Gezwungenen, die Persönlichkeit Verwischenden. In Petersburg gehören nun zweimalhunderttausend unter fünfmalhunderttausend Menschen zu den Uniformirten — denn so viele umfaßt ein unmittelbares Dienstverhältniß — und damit nicht genug, erstreckt sich das Uniformwesen auch auf die Mehrzahl derer, welche den „freien" Klassen zugezählt werden.

„Frei" nennt der russische Sprachgebrauch nämlich Jeden, welcher die Aufgabe seines Lebens nicht durch unmittelbaren Dienst in der Staatsmaschine und seine Ehre nicht in einen vom Kaiser gewährten

Range findet. Frei ſind nicht nur Handwerker, Künſtler und Kaufleute, ſondern frei heißen auch die leibeignen Arbeiter, deren alljährlich an vierzigtauſend in die Reſidenz einwandern, um hier nach einem Lebensunterhalt zu ſuchen. Doch eben auch dieſe „freien Klaſſen“ ſcheinen nur in verſchiedne uniformirte Heerhaufen zu zerfallen. Ein langer blauer Ueberrock, aus welchem oben der bärtige Kopf mit dem breitkrämpigen Hut, unten ein Paar plumpe Stiefeln hervorragen, iſt die unabänderliche Uniform des Heerhaufens der freien Nationalen, welche vom Handwerk und Handel leben; ein blauer Kaftan mit rothem Gürtel umhüllt das ſechstauſend Mann ſtarke Regiment der Lohnfuhrleute; das bunte, vom Strick umgürtete Hemd, ein griechiſches Doppelkreuz, ein meſſingner Kamm, ſowie das Beil im Gürtel bezeichnen die Cohorten der eingewanderten Arbeiter. Ihr könnt der Uniform nicht entfliehen.

Umſonſt blickt Ihr über die Menſchen hinaus in die Straßen; auch ſie tragen ihre ewig wiederkehrende Uniform. Keine einzige wagt es, ſich unregelmäßig zu krümmen, kein Haus wagt vor- oder rückwärts zu treten, keines vom allgemeinen Baugeſchmack ſich zu entfernen. Jedes ſteht in Paradehaltung und meldet ſich auf Appell als anweſend durch den Namen ſeines Herrn, welcher auf einem Blechſchild über der Hauptthür nebſt Straßen- und Brandkataſternummer glänzt. An jeder Unterbrechung der Fronte durch einmündende Nebengaſſen erſcheint eine Polizeiwachbude mit drei uniformirten „Budoſchniks,“ während eine Kirchenkuppel oder ein ſonſtiger Hochbau am Ende der Straße emporragt, gleich einem Hauptmann, welcher die Aufſtellung ſeiner Truppenabtheilung richtet.

Lächerlich wäre es, die von ſolcher Regelmäßigkeit bedingte Leichtigkeit der Orientirung, ungerecht die damit verbundene Stadtſchönheit wegleugnen zu wollen. Nur das Menſchliche und Perſönliche hat keine

Geltung, keine Anerkennung, kaum ein Exiſtenzrecht in dieſer Polizeiordnungswelt. Unausweichlich ergreift uns darum im Wandern und Wiederwandern die tödtlichſte Langeweile, wie in einer unbegrenzten Oede, und gleichzeitig überſchleicht uns eine bange Beſorgniß, wir möchten unwillkürlich eines der militäriſchen Geſetze verletzen, welche dieſe lebendigen und ſteinernen Regimenter in regelrechten Gang und Stand hineinzwangen. — Und wie uns beim Anblicke von Paraden und Militärſchauſpielen mitunter der Gedanke kommt: wenn nun plötzlich jeder Einzelne der unbedingt gehorchenden Tauſende ein Bewußtſein ſeines ſelbſtſtändigen Willens bekäme? und wie dieſer Gedanke im längern Hinblick auf die maſſenhafte Kraft der anbefohlenen Bewegungen, trotz des Widerſpruches des Verſtandes, bis zu einer peinigenden, körperlichen Angſt zu ſteigen vermag, die uns die langen Reihen und wohlgeordneten Truppen in wildem Aufruhr durcheinandertobend vorſpiegelt — ſo auch hier. Freilich hat die unmittelbare Nähe der unbegrenzten Staatsgewalten fünfmalhunderttauſend Menſchen in etwa neuntauſend Häuſern an der Newa in jene uniforme Ebenmäßigkeit auf eine Weiſe eingezwungen, daß von ihnen nichts derartiges zu befahren ſteht. Und dies nicht allein durch Befehle, nicht allein dadurch, daß beinah die Hälfte der Bevölkerungsmaſſe ihr täglich Brod unmittelbar aus den Händen des Czaren nimmt, ſondern dadurch noch unmittelbarer, daß dieſe Stadtwelt ſich von dem Bewußtſein geſchmeichelt fühlt, ihr Leben offiziell als Verwirklichung eines Schema's anerkannt zu wiſſen, nach welchem über fünfzig Millionen in drei Erdtheilen durch materielle und moraliſche Zwangsmittel gemodelt werden ſollen. Als ein Elitekorps betrachten ſich die Petersburger und als eine Selecta der großen Erziehungsſchule Rußland ihr Petersburg. Damit ſpekuliren ſie auf ein Stück vom Ruhm jener idealen Zukunft, in welcher Karamſin's Schmei-

chelei „des Volkes Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum“ zur Wahrheit geworden ſein ſoll. Sie hoffen, eine dann erſcheinende offizielle Staatshiſtorie werde dieſen Worten den Zuſatz beizufügen haben: Und Petersburg war Rußlands erhabenes Vorbild. Darum fügen ſie ſich fraglos, darum ſind ſie ſtolz auf dieſe fragloſe Fügſamkeit. Aber weil unter ſolchen Vorausſetzungen Petersburg eine naturgemäße Selbſtentwicklung niemals kennen lernte, weil die Petersburger auf jedes Recht der Geſchichte verzichteten, vergeſſen ſie, daß die großen und wirklichen Weltgänge ſich nimmer den vorgezeichneten Spuren ſchmeichleriſcher Hofhiſtoriographen anpaſſen laſſen. Sie vergeſſen, daß die Geſchichte immer nur eine Naturgeſchichte der Menſchheit bleibt, daß jede Unnatürlichkeit der Verhältniſſe nach Naturgeſetzen ſich ſelbſt vernichtet. Sie vergeſſen die einzige organiſch begründete Thatſache ihrer eignen künſtlichen Geſchichte, wonach Petersburg noch heute, wie vor hundert und dreißig Jahren nur ein ſtrahlender Kaiſerſitz am fernſten Ende des Reiches blieb und keine Landeshauptſtadt wurde. Sie und ihre Lenker vergeſſen, daß kein Hauch deſſen, was ſich Petersburger Leben nennt, zu einem volksthümlichen Element erſtarkte. Sie vergeſſen, daß noch zu allen Zeiten die Reaktion der Volksmacht gegen die rückſichtsloſe Autokratenkraft das Ende der Dinge, daß der Gewaltſamkeit einzig Erzeugniß die Gewaltſamkeit wurde und vom Unrechte des Zwanges nichts geboren werden kann, als das Unrecht des Aufruhrs. — — —

Warum aber, daß gerad ſolche Gedanken und am mächtigſten in den erſten Tagen eines Petersburger Aufenthaltes dem Fremden aus den Uniformen und der Eintönigkeit, aus den ſchnurgeraden Straßenlinien und auf den rechtwinklichen Plätzen, aus der Ordnung und hinter der überall ſichtbaren Straßenpolizei entgegengrinſen? Sind ſie Kinder der uns inwohnenden Zerſtörungsluſt, oder entſtammen ſie denſelben

Seelenquellen, aus denen im ſtürmiſchen Winter dem Poeten die lachendſten Frühlingslieder kommen, aus denen im glänzendſten Stadtleben die Sehnſucht nach ländlicher Einfachheit ſtammet, aus denen im Vollgenuſſe höchſten Liebesglückes ein dämoniſcher Drang nach deſſen gräßlicher Zerſtörung hervorbricht? Zum Theil mögen ſie ſo unerforſchlichen und unmittelbaren Urſprungs ſein, zum größern Theile aber Erzeugniſſe halb unbewußter Reflexionen und des angelernten Bewußtſeins, daß gerad unter dem ſchimmernden Kettenpanzer dieſer offiziellen Verähnlichung ſo grelle Widerſprüche gegeneinanderſtreiten, wie in keiner zweiten Stadt der Welt. Denn eine Stadt liegt vor uns, welche auf unergründlichem Moraſtboden granitne Paläſte aufthürmte, deren Gleichen an Größe und Maſſen ſich nirgendwo auf gleich kleinem Umkreis zuſammendrängten; und wieder dehnen ſich unendliche häuſer- und menſchenleere, ja völlig wüſte Landesſtrecken vor uns hin, welche dennoch Stadt heißen. Auf einem Archipel iſt dieſe Stadt zerſprengt und dennoch ziehen ſich die Fäden der äußerlichen Gleichheit herüber und hinüber, als ſei nirgends eine Unterbrechung. Dieſe Stadt umklammert die beiden Seiten eines Fluſſes, welcher nur acht Meilen lang, nur der Ausfluß eines Sees iſt und in ein Waſſer mündet, welches kein eigentlich Meer zu nennen und überdies die volle Hälfte des Jahres für alle Schifffahrt unzugänglich iſt. Trotzdem zählt nun dieſer Fluß unter Europa's Hauptſtrömen, wurde trotzdem die einzige Bedingung einer Möglichkeit dieſes Menſchenſammelplatzes. Dieſe größte Stadt des Reiches und des Czaren Reſidenz iſt jedoch nicht des Volkes Hauptſtadt, und wurde trotzdem die Urſache, daß dieſer Staat zur europäiſchen Großmacht heranwuchs. Dabei iſt wieder dieſe ſelbe Stadt, trotz zarter Jugend bereits voll Zeichen entkräfteter Ueberlebung. Bevölkert iſt ſie von einer Menſchenwelt, welche ihre ſeuchenreiche Erdſcholle nach

Außen und Innen ſchmückt, pflegt, verherrlicht, als ſei ſie ein Paradies, während ſie eben daſſelbe Mutterland zu verachten, während ſie der Mutterſprache ſich zu ſchämen ſcheint, darum Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch und Petersburgiſch bunt durcheinandermengt, das Ruſſiſche jedoch nur als Nothbehelf braucht, trotzdem Fremdländiſches mißachtet, haßt, verachtet, dabei wiederum gierig nach deſſen kleinſten Abfällen und Flittern haſcht, und wenn ſie's erhaſchte, doch nicht als Fremdes, Erworbenes zugeſtehen mag, ſondern als Ureignes, Selbſterſchaffnes beanſprucht! — Endlich die einzelnen Menſchen. Menſchen, die eben bloß als Perſönlichkeiten gelten wollen, begegnen uns nur ausnahmsweiſe; untereinander anerkennen ſie ſich nur als Theile der Staatsgewalt, als Rangkläſſler, Ordensträger, Betitelte; Denen aber, welche keinen ſolchen Vorzug beſitzen, gönnen ſie nicht einmal das Recht der Selbſtbeſtimmung und der perſönlichen Selbſtſtändigkeit .... Widerſprüche ohne Ende, Gegenſätze ohne Zahl!

So ſteht Ihr in dieſem Wirrniß und ſteht allein. Kein Bild könnt Ihr faſſen und feſſeln und über allem Leben ſchwebt eine nebelfeuchte Atmoſphäre, dennoch ſtauberfüllt, auf allem laſtet ein drückendes und beängſtigendes Klima, dennoch niemals warm und ſommerlich. Was Euch vollends an Bildern und Skizzen zugebracht wird, iſt grellbunt, mit Lichtern überſäet, ohne alle Uebergänge zu den ſeltnen, tiefſchwarzen Schatten. Das Nackte hat überall ſo wenig Recht, daß es kaum bedeutungslos, abgeſtorben und unerkennbar aus einem Loche hervorzudunkeln wagt, wie Geſicht und Hände der griechiſchen Heiligen aus ihren in Gold und Silber getriebenen Gewandungen. Oder aber es erſcheint wachsartig, marmorglatt, geſchminkt: gerad ſo, wie bei dem Bildniß des herrſchenden Czaren in der Gardegeneralsuniform, mit den unzähligen Groß- und Kleinkreuzen, mit den breiten Ordensbändern,

mit den prachtvollen Epauletten, mit der Goldſtickerei des Rockkragens, mit den Adlern auf den Knöpfen, mit dem Seidenglanz am Halstuch — nur das Geſicht ohne den Charakter ſeiner Züge und ohne Züge für den Charakter des lebendigen Originals. — Auch ein engbefreundeter Berather, falls er ein Petersburger, wird unſern Auffaſſungen unnütz, ſobald wir mit ihm das Zimmer verlaſſen. Zu ſorgſam ſpäht er auf der Straße rechts und links, wohin er eine Verbeugung ſchulde, zu ängſtlich ſchaut er vorwärts und zurück, ob nicht ein lauernder Blick ihn und den Fremden mißliebig finde; und was er auffaßt, iſt ihm von dem Glanze der Krone auf dem Winterpalaſte mehr denn von Gottes Sonne beleuchtet. Was Ihr für ein urſprüngliches Wahrzeichen nehmt, nennt er eine Zufälligkeit; was Euch ein naturwüchſiges Ergebniß des Lebens iſt, dünkt ihm unwichtig und bedeutungslos; was Ihr künſtliche Aufpfropfung nennt, beanſprucht er als Blüthe natürlicher Entwicklungen.

Da gilt es denn ſich ſelbſt die Stadt von Neuem aufzubauen und ſie von Neuem zu ordnen. Selbſteigne Zeichnungsquadrate müßt Ihr über den Grundriß werfen, worein ſich die Konturen Eurer Bilder einfügen ſollen. Sorgſam müßt Ihr die Farben zuſammenſuchen, ordnen und prüfend miſchen zum richtigen Kolorit. Da gilt es vor Allem auch die Staffagen zu Gruppen zuſammenzuſtellen und dieſen ihren wirkſamen Platz im Vorder-, Mittel- oder Hintergrunde anzuweiſen. —

Eine Feſtung ließ Peter der Erſte auf einer äußerſten Inſel eines neueroberten, wüſten Küſtenſtriches von leibeignen Arbeitern emporemauern; und die nicht im Moraſt erſtickt, im Winter erfroren, in den Wildniſſen verkommen waren, mußten neben die Häuſer ihrer herangezwungenen Herrn die eigenen Hütten gezwungen im Bereiche der zwingenden Feſtungskanonen empormauern. Einen prächtigen Palaſt ließ ſpäter Eliſabeth von italieniſchen Künſtlern auf dem Feſtlandsende dieſes

Küſtenſtriches aufführen; und aus dem Innerſten Moskoviens, aus Deutſchland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen kamen die Vornehmen herangezogen, um ihre Prachtgebäude daran zu hängen. Die Feſtung aber, welche dem Winterpalaſte gegenüberſteht, beherrſcht mit ihren Geſchützen auch dieſen Menſchenſammelplatz. Zwiſchen Feſtung und Kaiſerſchloß rauſcht die Newa. Schnurgerad kommt ſie vom Oſten herangeſtrömt und dicht, bevor ſie den finniſchen Buſen erreicht, bäumt ſie ſich in jäher Wendung nach Norden, verliert ſolchermaßen die volle Wucht ihrer Stromkraft, kann nun bei abermals weſtlicher Richtung das noch vorgeſchobene Landſtück nicht mehr mit eins bis zu den Meereswogen durchſtoßen, zerſpaltet ſich erſt in zwei, dann mehrere Zweige, mit denen ſie endlich zwiſchen Inſeln und Sandbänken in die Seebucht greift. So ſcheidet ſie Petersburg in drei große Abtheilungen.

Dort, wo der noch ungetheilte Strom nach Norden umbeugt, beginnt an ſeinem linken Ufer die eine Stadthälfte. Mit ihren Häuſermengen füllt ſie die nordwärts ragende Landſpitze, welche von der ſüdweſtlichen Wendung des größten Newaarmes bis an das Seeufer eingefaßt wird. Das iſt die Stadt des Winterpalaſtes, „die Große Seite," dasjenige Petersburg, durch welches man den Fremden zuerſt geleitet.

Das rechte, finniſche Flußufer begrenzt dagegen nur ein ſchmaler Häuſerſaum. Doch zieht er ſich ununterbrochen von ſeinem Beginn an der erſten, nördlichen Beugung der Newa bis zum Ende ihres nordweſtwärts zum Meerbuſen ſtrömenden, kleinern Mündungszweiges. Das waren ehmals einzelne Fiſcherhütten, welche dann Dörfer wurden und jetzt das neueſte Zubehör der Stadt, „die Wiborger Seite," bilden.

Gerad an der Stelle, wo die Newa ihre Stromkraft in jene Mün-

dungszweige zerſpaltet, umklammern die Feſtungsmauern eine kleine Sandbank. Keilförmig breitet ſich davor „Waſſili Oſtrow“ nach dem Meer hin und ſchiebt noch einige halbüberfluthete Anſchwemmungen, auch baumreiche Eilande dort hinein. Der Feſtung nordweſtlich wuchs „die Petersburger Seite“ aus einem weiten Inſelmoraſt empor, von deſſen nördlichem Rande die drängenden Waſſer der Newa abermals kleine Inſelſtücken abſchnitten.

Dies iſt der Grundriß des Bodens, auf welchem fußt, was St. Petersburg heißt; und die offizielle Eintheilung faßt Alles in dreizehn Stadttheile zuſammen. Wer Petersburg nur äußerlich kennt, erſieht dafür keinen Grund. Eben ſo gut, könnte er meinen, habe man die Stadt in fünfzehn Bereiche zerfällen können, für jede der vierzehn Rangklaſſen einen und den Reſt für die Rangloſen. So wäre es für Juſtiz und Verwaltung überſichtlicher, für die Polizei vollends von äußerſter Bequemlichkeit.

Auf der Großen Seite.

Wo sich die Petersburger Welt zunächst und am massenhaftesten um die höchsten Staatsmächte drängte, da hat sich unwillkührlich etwas von jener idealen Stadtanordnung ausgebildet, welche die Häuser nach Pracht und Stattlichkeit, die Menschen nach Rang und Würden zusammenstellen will. Die Große Seite ist in der That ein erweiterter Kaiserhof, dessen gesammte Menschenwelt zur Aristokratie ihrer Lebenskreise gehört und im Gegensatze zur mähligen Erhebung des Bodens von der Newa landeinwärts mit den Entfernungen ihrer Wohnungen vom Kaiserhof hinsichtlich ihrer Vornehmheit abwärtssteigt.

Eiförmig ist der Grundriß der Großen Seite und von der Newa wird ihr südwestlicher Halbumkreis gebildet; das Smolnakloster an der westlichen Wendung des noch ungespaltenen Flusses bezeichnet ihre östliche Spitze und das westliche Ende bespülen die Meereswogen. Die Mitte dieser südwestlichen Wölbung nimmt der dreieinige Brenn- und Kern-

punkt ihres Gesammtlebens ein: die Admiralität mit dem Winterpalaste und Peters Standbild. Diesen Kernpunkt scheiden aber die drei ineinanderfließenden Vorplätze der Isaaksbrücke, des Admiralitätsgebäudes und des Winterpalastes als breiter Halbgürtel zunächst von der übrigen Stadt. Von dort aus münden dagegen eben auf jene drei unscheidbaren Plätze, und den Admiralitätsthurm als Augenpunkt, die drei größten Straßen: die Erbsen- oder Admiralitätsstraße, welche das Häuseroval in seiner Hälfte queer durchschneidet, der Nefskyprospekt, welcher aus dessen östlicher Hälfte heranzieht, der Wosnosseeskyprospekt, welcher die westliche Hälfte durchläuft. Vier hauptsächliche Kanäle legen sich ferner, je tiefer im Festland mit desto weiteren Halbkreisen um den Halbgürtel jener drei Plätze und zerfällen, weil von der Newa kommend und in deren Seemündung ausströmend, die Grundfläche der gesammten Großen Seite in vier concentrische Halbgürtel.

1.

Mit einer prachtvollen Rückfronte schaut der Winterpalast auf die Newa nieder. Daneben dehnt sich das lange Viereck des Admiralitätsgebäudes in der Richtung gegen den Meerbusen, und Peter der Große auf dem Granitfelsen verbindet es mit dem Senatspalast. Diesem reiht sich das „englische Kai“ an, hinter welchem in paralleler Richtung die „Galeerenstraße“ verläuft. Rechtshin wirft dagegen der Winterpalast über einen Kanal eine überdeckte Brücke zu den beiden Eremitagen am „Schloßkai“ hinüber, diesen folgt das Hoftheater, und daran ketten sich wieder die Paläste Paskewitsch, Tschernitscheff, Feridoff, Jussupoff u. s. w., lauter Wohnsitze der Petersburger Hocharistokraten russi-

schen Stammes, bis das Marmorpalais am schlachtenspielenden Marsfeld mit dem Sommergarten ihre Reihe abschließt. Wer aber in dieser ersten Reihe am Newaufer keinen Platz mehr fand, baute sich in den nächsten Parallelgassen an. So in der „kleinen" und „großen Million", wie sie das Publikum nennt, weil dort einst jeder Hausbau im Ursumpfe des Stadtlandes eine solche Summe gekostet haben soll. Die endlich weder an das Newakai, noch an den Admiralitätsplatz, noch an die Ostseite des Winterpalastes gelangen konnten, doch aber dem Kaiserhause nahe sein mochten, besetzten die Anfänge der drei Prospektstraßen und schoben neue Palastreihen zwischen deren Anfänge ein. So erstand hier die „kleine" und „große Morskoi", welche ihre Ausläufer hinter dem englischen Kai und der Galeerenstraße hinweg, sogar bis zur sogenannten kleinen Admiralität und bis zum Meeresufer senden. — Eine wirkliche Hofstadt baute sich solchermaßen zusammen, abgeschieden von den Wogen des minder vornehmen Stadtlebens durch den ersten großen Kanal: die Moika.

In allen diesen Straßen erkennt man es augenblicklich: hier thront die höchste Adelschaft, hier gebieten unbegrenzte Geldsummen. Kein Zeichen eines bürgerlichen Mittelstandes, noch minder eine Spur von bettelnder Armuth. In den Häusern herrscht dieselbe feierliche Stille, wie in den wappenstolzen Bauten der Herrengasse zu Wien, wie einst in guter alter Zeit im Faubourg St. Germain oder heute in der Rue Lafitte. Was durch die Straßen von Geschäftslärmen brausen darf, geht das Innere dieser Paläste nichts an. Nur selten erlaubte sich ein Kaufmann seine Waaren in ihrem Erdgeschosse auszulegen und schweigend liegen selber die Comptoirzimmer der Börsenkönige am englischen Kai. Der gemeine Ton des abgezählten Geldes klirrt aus ihnen nicht hervor, ein kleines Papier genügt bei ihrem Verkehr für Goldmassen,

welche in Metallen ausgeprägt den Fußboden des Zimmers bedecken würden. Wen Ihr am Vormittag in diesen Straßen erblickt, gehört sicherlich ursprünglich nicht hierher. Den Palästen zum Dienst kam er vom äußersten Ende der großen Seite oder vom jenseitigen Newaufer herangewandert, und wenn die Paläste erwachen, muß auch das leiseste Zeichen seines Schaffens verschwunden sein.

Erst gegen Mittag beginnt das eigene Leben dieser Hofstadt. Dann rollen die vierspännigen Karossen zahlreich hindurch. Große Wappen in Hermelinmänteln schimmern am Kutschenschlag oder es umranken goldene Zierrathen die Stelle, welcher dies Wappen fehlt, weil ein einfacher Namenszug besagt, daß der Inhaber der Equipage nicht mehr solcher Zeichen bedarf, um in der Aristokratie vollgültiger Berechtigung sicher zu sein. — Gallonirte Bedienten fliegen auch dann erst von einem Thorweg zum andern; leibeigne Menschen schlüpfen zwischen den ungeduldig stampfenden Rossen hindurch, auf denen oft so zwerghafte Vorreiter sitzen, daß man sie auf dem Sattel anbinden mußte; grellbunte Thürsteher brüsten sich gravitätisch in den Hausfluren, und sprechen gewichtige Worte mit selbstbewußter Miene zu den harrenden Kutschern, während sie trotzdem mit unterthäniger Scheu nach der Tiefe des Gebäudes lauschen, ob dort etwa die Gewänder der Herrin auf der Treppe rauschen oder der sporenklirrende Schritt des Gebieters erklingt. — Aber wenn auch Herr und Herrin sich in die Wagen warfen und davon eilten, so erwacht in ihrem Wohnsitz dennoch kein Zeichen einer Betheiligung am Leben der übrigen Welt. Geschlossen bleiben die Spiegelfenster und verhüllt gegen den hellstrahlenden Tag. Nur als beiläufiges Zubehör der standesmäßigen Ausschmückung ihrer Zimmer erscheint das Schauspiel des Drängens, Treibens, Arbeitens und Bewegens auf der Wasserfläche der Newa; und erst am Abend, wenn sich

dort die dunkeln Schiffkolosse in undeutlichen Schatten festlagerten, wenn nur noch selten ein eiliger Funken über die Wassermassen hinwegschlüpft, wenn drüben auf Wassili-Ostrow und hüben in den weitern Umkreisen der großen Seite allmählig alles Leben schweigt — dann schlagen jene Häuser ihre Augen auf, dann brechen breite Lichtgarben durch die Spalten der schwerstoffigen Vorhänge aus den gold- und edelsteinblinkenden Säulen hervor, wie verwundert, daß da draußen auch eine Welt vorhanden ist und daß diese Welt nun schlafen mag, da die einzige Zeit gekommen, welche ihrer Welt des Wachens werth erscheint.

Dagegen mag wohl auch mancher Blick aus dieser dunkeln Welt zu den stolzen Adelssitzen hinschweifen und auf den Lichtstrahlen, welche aus den erwachten Fürstensälen hervorglänzen, wiegt sich wohl manch ein dämonischer Reigen bedenklicher Betrachtungen. Denn immerhin ist es ein seltsamer Standpunkt, welchen der Sammelplatz dieses russischen Fürsten- und Herrenlebens einnimmt. Zwar hat es sich um die Sonne des Czarenthrones geschaart; aber doch noch näher, als irgend ein Fürstenpalast, steht dem Winterpalast das Gebäude des Generalstabs und des allmächtigen Kommandanten der Residenz. Dieses umringen die Geschäftszimmer des Polizeiministeriums, des Institutes rücksichtslosester Gewaltübung, und dicht daneben das Büreau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, jenes grauen Grafen Nesselrode, dessen Macht selbst der vornehmste Knese im fernsten Lande nicht unerreichbar ist. Ostwärts aber, in der Richtung gen Sibirien, üben sich auf dem Marsfelde die Regimenter mit ihren Batterien, dahinter drängen sich Kasernen an Kasernen. Ja, eine derselben schob ihre waffengefüllten Räume mißtrauisch sogar zwischen die Kaiserzimmer und jene Paläste. Unten am Fuße des Winterpalastes harren außerdem fortwährend Schaaren von Feldjägern jener Befehle, welche bedingungs-

los über Wohl und Wehe jedes Einzelnen im weiten Russenreich entscheiden; unsichtbar fliegen an den Drähten des galvanischen Telegraphen unter dem Pflaster und den Brücken, über welche die stolzen Karossen rollen, die Selbstherrscherworte aus des Kaisers Arbeitsgemach nach der Wohnung des fraglos ausführenden General Kleinmichel. Jenseits des Kaiserpalastes aber und auch jenseits des Nefskyprospektes, wo in den Palästen der kleinen und großen Morskoi des höchsten Adels nächste Sippschaften wohnen, erblickt man ein vorn offnes, hufeisenförmiges Gebäude: die Behausung des Kavalleriegenerals Orloff, welcher Benkendorff's Nachfolger in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen wurde. —

Worauf stößt dann der Fürstenblick, wenn er über die Newa hinschweift? Die Peter-Pauls-Citadelle wickelt sich gerad gegenüber finsterschweigend in den steinernen Mantel ihrer Bastionen. Zwar schwingt ein Engel das Kreuz des Friedens über der vergoldeten Spitze ihres Kirchthurmes, aber in den Grabgewölben dieser selben Kirche stehen die Särge vieler Czaren und bei jedem Czarentod zertrümmerte das Glück, erblich das Lebenslicht vieler Häupter der Hofadelschaft. Neben dem Thurme steigt auch tag- und nachtüber eine schwarze Rauchsäule auf. Vom Schmelzofen der Münze kommt sie, deren Metalle in den Schachten des Ural und aus dem Sande des Irtysch von Sträflingen zu Tage gefördert sind, welche nicht nur der Hütte entstammen. Aus den Festungsmauern hervor blicken dazu die Mündungen schwerer Batterien; unter den Geschützreihen und über der darunter hinrauschenden Newa dunkeln kleine Fenster, paarweis zusammengestellt, aus tiefen Mauerhöhlen, ausgeweinten Augen vergleichbar, niemals von einem Lichtstrahl erhellt. Das sind die Kasematten, in denen nach des Staatsraths Gretsch Versicherung nur ein Paar gemeine Kriminalverbrecher festge-

halten werden, während doch im einzigen Wonnemond des Jahres 1843 neunzehn Kranke vom Lazarethe derselben Gefangenen verpflegt wurden. — Russische Räthsel, russische Wahrzeichen!

Wohl mögen sie in den Gemächern jener Paläste dieser Umgebungen selten gedenken; und nur wenn einmal plötzlich ein Blitzstrahl zerschmetternd herabfährt, kommen die trüben Gedanken. Aber die echte „Stolbovaia", der alte Moskowiterabel, hat doch eben darum dies Petersburg hassen gelernt bis in das tiefste Herz hinein. Wohl muß er seinen Zorn verschließen, aber mißachtend blickt er auf seine Genossen an der Newa, daß sie dem Hause Romanow dienen, demselben Hause Romanow, welches einst die alten Bojaren nur nach Zögern in ihre Genossenschaft aufnahmen und welches nunmehr den von der Adelskammer ihm verliehenen Kaiserthron auf vergoldetem Stahl erbaute und mit den Strahlen scharfgeschliffener Bayonette umgab. Sie können es noch immer nicht vergessen, daß sie einst mitsprachen im obersten Rathe des Reiches und sich mitnannten in den höchsten Befehlen der Herrschermacht. Sie wissen auch recht gut, wie neben allen Geschützen, deren Donner so feierlich an kaiserlichen Geburts- und Jubeltagen über die festlich geschmückte Residenz dahinrollen, noch heute große Kugelhaufen vorsorglich aufgeschichtet liegen. —

Unterdessen glänzt das Petersburger Leben weiter; unterdessen quillt dort jede Erscheinung fort und fort nur aus dem Bronnen kaiserlicher Macht und kaiserlichen Willens. Die Gottesmacht selber scheint nur soweit anerkannt, als der Kaiser ihr Vertreter auf Erden ist, dagegen vollkommen vergessen die demokratische Elementarkraft, an welcher trotzdem jede Lebensfaser des Brennpunktes dieser Kaiserpracht hängt — die Newa.

Wie bezwungen von Ukasen und wie gefesselt vom czarischen Willen

wälzt sie ihre Wogen zum Meerbusen. Finnische Granitmassen, zu beiden Seiten aufgethürmt, bezeichnen ihren anbefohlnen Weg, und prächtige Fluchttreppen mit dem Schmucke altägyptischer und neupetersburger Bildhauerwerke bezeichnen den Menschen die Straße zu ihr hinab. In leichtsinnigen Barken wiegen sich diese auf ihren Wellen und ihre Waaren führen sie in weitbäuchigen Lastschiffen darüber hin. Im frohen und geschäftigen Lärmen der Residenz verhallt am Tage das gewaltsame Rauschen ihrer Wasser; vor dem Blinken und Blitzen der Gondeln, vor dem Räderschlag und Maschinenrauche der Dampfboote, vor der wimmelnden Bewegung auf den Brücken vor der Häuserpracht an ihren Ufern verschwindet jeder Gedanke an die Urkraft ihres Wellenschlages. Die Newa scheint wirklich gezähmt. Nur in tiefer Nacht, wenn endlich auch die Lichter der Gesellschaftssäle erloschen sind, das Rollen der Wagen verhallte und zuletzt die ganze weite Stadt stillschweigend ruht, selten einmal aufstöhnend im wehklagenden Anruf der Wachtposten — nur dann erklingt das Brausen ihrer Fluthen alleinherrschend. Dazwischen jauchzen mitunter einzelne Athemzüge ihres Bruders, des Sturmes. Dann rollt es wohl von fernher, wie ein drohender Donner: das Grollen des finnischen Meeres, ihrer Schwester. Und in solchen unheimlichen Nächten geschieht es, daß der Sturm mit dem Meere hereindrängt vom Kronstädter Seebollwerk. Dann stürzen die Fluthen der Newa aufjauchzend jenen beiden entgegen. Vorn an den Mündungen ihrer gespaltenen Ausflüsse hebt sich's wie wilder Geistertanz leuchtend aus dem Nachtdunkel. Die unbebaut gebliebenen Vorposten des Petersburger Archipels überdecken sich mit weißem Schaum, die Wasserfluthen innerhalb der Kaiserstadt heben und bäumen sich an ihren granitnen Ufermauern empor, im wilden Taumel losgeketteter Kraft steigen sie die breiten Fluchttreppen heran, auf denen sonst die Menschen zu ihnen

hinab und auf ihren Postamenten scheinen selbst die steinernen Sphinxe, Greife, Löwen, Obelisken dem tollen Wellentanz entgegen zu zittern. Wenn dann die ersten Morgenlichter von Sibirien zu dem russischen Landende hergeflogen kommen, erkennt der Wächter auf der Festungszinne das Drohniß. Dann donnert ein Kanonenschuß die Städter aus dem Schlaf empor; noch glauben diese den Verkünder eines offiziellen Jubeltags zu hören, da dröhnt ein zweiter Schuß, bis endlich Schuß auf Schuß sie zu der Wirklichkeit des Schreckens erweckt. — Vor die Häuser der Aristokratie fahren nun die stolzen Karossen in rasendem Eilen, todtbleiche Menschen ohne Uniformen und Orden stürzen daraus hervor; Schaaren von Dienern rennen aus den treulos verlassenen Gebäuden hinter den Herren landeinwärts. Und während sich die flüchtende Menge durch die prachtvolle Nefskyperspektive hinwälzt, haben die Wogen bereits die Flußtreppen erstürmt, im leichten Spiel die Granitquadern der Einfassungen umgestürzt, um verfolgend hinter den flüchtigen Massen herzuspringen. Aus den Kanälen brechen gleichzeitig die abgeleiteten Newawellen hervor, aus den Abzugsschleußen schießen mannsdicke Springfluthen und bald schäumt, tost, brüllt das rasende Element durch die drei Prospekte bis an das äußerste Ende der Stadt. Denn selbst die höchsten Theile der Großen Seite erheben sich nur fünfzehn Fuß über den Meeresspiegel.

Dies sind die furchtbaren Mahnungen, mit denen die Elementargewalt der Erdengröße gegenüber tritt; und diese weicht ihr eben so unbedingt, als sie vorher allein herrschte. Die ununterbrochen dröhnenden Kanonendonner der Festung sind die Jammerrufe, mit denen sich die Czarenmacht von Gottes Gnaden der Newamacht auf Gottes Gnade ergiebt. — Man könnte glauben, nur um dem kaiserlichen Auge mit der Dekoration einer Elemente bändigenden Steinmacht zu schmeicheln, seien

die granitnen Flußeinfaſſungen emporgethürmt worden; denn keine Bruſtwehren ſind ſie, ſondern nur Zierrathen, welche der erſte Fluthenandrang hinwegſpühlt. Man hat auch keinen andern Verſuch eines Schutzwalles erſchaffen, dagegen an den Feſtungsmauern, an den Ecken der Palaſtſtraßen, neben den Pforten der Kathedralen große Tafeln aus ſchwarzem Geſtein eingemauert und darauf die einfachen Worte geſchrieben: „17. November 1824.“

Trotzdem verließ die Ariſtokratie ihre Wohnungen am Newaufer nicht. — Iſt es ein ſtolzer Muth, der ſie hier bleiben läßt? Lößte ſich ihr inneres Weſen vielleicht doch nicht völlig in der czariſchen Alleinmacht auf und kitzelt's ihre Sinne, mit ihrem Leben unmittelbar an jene Macht zu grenzen, vor welcher ſelbſt ihr Kaiſer weichen muß? Will ſie ſich dem Anblicke der unbezwinglichen Elementarkraft gewöhnen, um dereinſt deſto kecker in das Auge des Herrſchers zu blicken? Wen man einmal überwunden ſah, vor dem hat man kein rechtes Fürchten mehr und wäre ſeine Kraft der unſern auch unermeßlich überlegen. Kam es daher, daß die Erwürgung Pauls, die Erdroſſelung Peter des Dritten, der nach Kaiſerblut lüſterne Aufruhr des Jahres 1825 gerad in der Petersburger Hofwelt ihre Urheber fanden? — Wer mag entſcheiden?! Wer mag ſagen, ob die alten Moskauer Bojaren Recht haben, wenn ſie alle Sinne ihrer Petersburger Sippen verweichlicht und ihre Wünſche entnervt im Schranzendienſte nennen? Wer mag ergründen, welche wirkliche Gedankenwelt und welche Zukunftpläne in jenen vornehmſtillen Häuſern wohnen, die ſich ſo nah zum Kaiſerſitze drängen, ſo ſtolz der Feſtung gegenüberſtehen, ſo ruhig auf die Newawogen blicken?

Petersburg ist die jüngste europäische Großstadt und ward sogleich als solche aufgebaut, während die übrigen an ihrer Geschichte allmählig aufwuchsen. Darum sind wir anderwärts gewohnt, die Erzeugnisse architektonischer, überhaupt bildender Kunst für Merksteine der Entwicklungsgeschichte der Stadt, für Erinnerungszeichen der Staatengeschichte, ja mitunter — obwohl dies selten — für Zeugnisse des Volkslebens zu erachten. Darum reichen auch so häufig die alltäglichen Verhältnisse ihrer heutigen Umgebungen nicht an sie heran. Sie sind eben Erschaffungen der Gesammtheit einer Jahrhunderte lang fördernden Gemeinkraft, doch heute oftmals nur mehr Denksteine einer ruhmvollen Vergangenheit, mit welcher sich die Gegenwart zwar nicht messen kann, von welcher sie aber trotzdem in organischer Nothwendigkeit der Geschichtsgänge abstammt; denn auch der Rückschritt der Kräfte ist ein Lebensgesetz. Wie der zitternde Alte inmitten prunkender Trophäen sitzt und den kindischgewordenen Greis die selbstgeschaffenen Werke höchster Geisteskraft umstehen, so umgekehrt können wohl die Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit in lang vergessenen und verlassenen Winkeln verkommen, sie können Riesen in der Hütte, Könige ohne Hofstaat erscheinen; aber es bleibt ihnen die historische Berechtigung, das Recht der Existenz. — Anders in Petersburg. Als Erinnerungszeichen einer fernen Vergangenheit sind derartige Denkmale ohne Nothwendigkeit, weil die fernste Vergangenheit der Stadt und des ganzen Kaiserstaates kaum über drei Menschenalter zurückliegt. Die historische Berechtigung entgeht ihnen, weil jene Vergangenheit keinerlei organische Beziehungen zur Gegenwart besitzt. Rußland und Petersburg hat ja überhaupt keine selbstständig aus seinem Boden hervorgewachsene Entwicklung, es hat nur eine Reihe von Regenten-, von Hofgeschichten, die nun Stadt- und Staatsgeschichte genannt werden. Ja, während der einzigen Zeit, in welcher eine Art

von Volksgeſchichte auftaucht — Alexanders Regierungsperiode und die Napoleoniſche Kriegsepoche — iſt gerad Petersburg mit ſeiner innerlichen Ausbildung verhältnißmäßig am wenigſten vorgeſchritten. So erſcheinen denn die überhäufigen Denkmale, Standbilder und hervorragenden Bauten nur als Staffagen, als bunte Steine im Gallageſchmeide der aufgeputzten Reſidenz. Der Boden erzeugte ſie nicht, auf welchem ſie ſtehen, ſondern ein Ukas hat ſie dorthin befohlen. Und eben weil ſie nicht als Naturnothwendigkeiten einer aus ſich ſelbſt erwachſenden Stadt und eines aus ſich ſelbſt geſtaltenden Staatslebens erſtanden, ſondern gleich den Baumgruppen eines Parkes nur dem Geſchmacke des Grundherrn ihren Urſprung verdanken, konnte auch der Gärtner ihre Größe, Geſtalt, wie Aufſtellungsorte theils im Voraus beſtimmen, theils in die urſprünglichen Pläne einpaſſen oder deren noch unvollendete Ausführung nach den neuen Bedingniſſen einer wohlgefälligen Wirkung anbefehlen. So iſt es gekommen, daß alle derartigen Dinge in Petersburg den Augenpunkt irgend eines weiten Zuganges, den Kernpunkt eines abgepaßten Platzes einnehmen. Man erblickt ſie alſo zuerſt aus weiter Ferne, undeutlich und der Perſpektive verkleint. Allerdings wachſen ſie heran, indem wir ihnen nahen; aber bei dieſer Allmähligkeit gewöhnt ſich unterdeſſen das Auge ihrem Maßſtabe, und die rieſenmäßigen Glieder des Körpers, an deſſen Fuße wir ſtehen, verlieren ihre Macht. Ueberhaupt läßt uns Nachdenken und Vergleichung weit mehr, als augenblicklicher Eindruck die Petersburger Rieſenmäßigkeit anſtaunen. Auf ſolche Weiſe iſt es auch begreiflich, wie man eben in Petersburg weniger denn ſonſtwo durch längere Gewohnheit gegen ſolche Stadtſchönheit gleichgültig wird. Ja, es gehört ſogar erſt ein gewiſſes Einleben dazu, um ſie in vollem Maße zu würdigen; es iſt alſo wirklich nicht nur der Glanz des Kaiſerlichen und die Eitelkeit,

was die Petersburger und ganz Rußland zu fortdauernder Ueberschwenglichkeit im Lobe der Schönheit ihrer Residenz begeistert; es ist thatsächlich viel Wahres daran.

Der Fremde, besonders der Deutsche, vermag jedoch nur für kürzeste Zeit in dieser reinen Stadtschönheit sein Genüge zu finden. Die historische Neigung ist in ihm überwiegend, er fragt nach deren Bedingungen, er will Geschichte. Wir haben ja daheim so viel Vergangenheit und so viel Geschichte! Wir haften ja an ihr mit solcher Herzinnigkeit, daß wir darüber gar oft die drängende Gegenwart vergessen und selber unsere Zukunft am liebsten als verschönte Wiederkehr einer verklärten Vergangenheit erschaffen möchten. Wir können es nicht fassen, wie eine ganze Welt eben nur in, mit und von der Gegenwart leben, wie sie die Zukunft sich selbst überlassen und die Vergangenheit abgethan hinter sich werfen mag. Wir wollen auch die Petersburger Gegenwart aus ihrer Vergangenheit herausentwickeln und suchen darum so eifrig nach den Marksteinen ihres Anfanges. — So geschieht es wohl, daß wir stunden- und tagelang achtlos die Petersburger Straßen durchkreuzen, ohne etwas Weiteres als den Eindruck prächtiger Massenhaftigkeit davonzutragen; ja, daß wir selbst das Leben von uns weisen, weil wir zuerst den Schlüssel zu seinem Verständniß im Anblicke der Denkmale seiner Schöpfung finden wollen. Man hat uns aber auf der Schule gelehrt, Peter der Erste habe die Newahauptstadt geschaffen; und nachdem der Lehrer seine historische Begeisterung für des Czaren Thaten mit vollem Brusttone bis zu Ende abgelesen hatte, fügte er eine Beschreibung der Reiterstatue hinzu, welche an der Newa auf einem finnischen Granitfelsen aufgerichtet sei. — Endlich erschauen wir das Standbild.

Mitten auf einem weiten Platze trägt ein trefflich gearbeitetes Roß in kühnem Satze den Erbauer Petersburgs zur Spitze eines aus niede-

rem Buschwerk schroff emporragenden Felsens hinauf; zertreten krümmen sich über die Kanten des Granitblockes zwei Schlangen herab — des Neides und der Mißgunst sagt die offizielle Erklärung des Fremdenführers. Zur Linken des Standbildes prangt der säulenreiche Senatspalast, zur Rechten dehnt sich hinter Bäumen ein Seitenflügel des Admiralitätsgebäudes, im Hintergrunde steigt die dunkelfarbige Isaakskirche mit ihren fünf Goldkuppeln empor und im Vordergrund lagert die Isaaksbrücke mit ihren wimmelnden Menschenmengen auf der seebreiten Newa. Frei und leicht leitet die Linke des ehernen Czaren das Roß am Zügel, während die Rechte hindeutet nach der Festung und der Akademie jenseits des Flusses. —

Kunstkennerschaft hat an der Ausführung des Bildes, deutelnde Absichtlichkeit am ganzen Entwurfe gemäkelt. Wer zum ersten Male auf dem Isaaksplatz im Angesicht der Statue steht, mag schwerlich solche Eindrücke empfinden. Höchstens beklagt er den Standpunkt derselben (denn drüben im Festungshofe, zwischen den zwingenden Kanonen und den Waffen der Regimenter wäre der richtigere Platz gewesen), und dann vielleicht das herrliche Latein, welches überdies noch eine russische Nebenschrift nöthig machte. Petro primo Catharina secunda gruben sie in den Felsen, als ob es eines Wortes der Erklärung bedürfe; und sie schrieben es an die Seite des Felsens, als ob die „Philosophie auf dem Throne" sich in Weibereitelkeit geschämt habe, an der Stirn des Monumentes für Peter, welcher unbedingt der Erste war, ihren Namen als den zweiten unterzuordnen. — Es ist einmal das allgemeine Unglück des Großen, von der Lächerlichkeit des Kleinen verfolgt zu werden! Was aber war hier klein? Ein schmeichlerischer Entwurf Falconets, oder ein Wunsch Katharina's? Weder die kleinen Memoiren, noch die große Geschichte geben Antwort darauf. —

Das Denkmal bliebe auch trotzdem in seinem Gesammteindrucke erhaben, bleibt es dann selber, wenn man uns erzählt hat, wie der finnische Granitfelsen um die Hälfte seiner Größe gestutzt worden ist, beim Aufstellen der Reiterstatue zerberstete und endlich gar zusammengekittet werden mußte. Der Reiter darauf hat ebenfalls manches Felsenherz zerspalten und manche Felsenstirn zerschmettert, um in seinem Russenreiche die Newahauptstadt zusammenzufügen. Wer war nun sinnbildlicher? Die Natur, da sie den Felsen zersprengte, oder die Menschenkunst, da sie ihn dicht vor den Hufen des anspringenden Rosses abhackte, als sei mit Peters letztem Schritte die aufstrebende Entwicklung Rußlands abgebrochen?

Jenseits der Newa steht noch ein Denkmal, der Gegensatz zu diesem, weil unschön und kunstlos, doch aber bedeutungsschwerer als dieses, weil ein wirkliches Ueberbleibsel der Zeit, von welcher es zeugt. Das erste Haus Peters steht zur Rechten der Festung, auf der Petersburger Seite und dicht an der Newa. Es ist nur aus Holz, nicht einmal in nationalrussischem, sondern in holländischem Geschmack gezimmert, von Außen angestrichen, als bestände es aus unbetünchten Ziegelsteinen, und einstockig. Zwei kleine Stuben mit niedern Fenstern, eine enge Flur und ein einfaches Betzimmer: das ist sein ganzer Inhalt. Spätere Geschlechter stellten ein auf Pfeilerbogen ruhendes Dach darüber und umgaben das Ganze mit weiten Fenstern, damit der Regen den Bau nicht zerweiche und das Wetter ihn nicht zerbröckele. So gleicht dies kleine Kaiserhaus nunmehr einem Spielzeug im Glasschrank und doch ist es die Mutter Petersburgs, der Geburtsort der europäischen Großmacht Rußland.

Von diesem Hause sprechen trotzdem die Petersburger viel weniger, als von der Reiterstatue. Denn jener Stolz, welcher nach erlangter

Größe so gern auf deren kleinen Anfänge hinweist, ist ihnen fremd. Was Petersburg nicht glänzend schmückt, ist ihnen bedeutungslos; sie haben kein Verständniß für ihre eigne Geschichte, vielleicht weil diese, wenn sie sich frei entfalten durfte, nothwendig ganz anders gestaltete Ergebnisse hätte bringen müssen, als die vorhandenen. Die majestätische Reiterstatue ist ihnen lieber. Da ist volles Zugeständniß an das Bild eines Kaisers aller Reußen im offiziellen Residenzgeschmack; denn selbst die ursprüngliche Tracht des Czaren wird vom klassischen Cäsarenmantel bedeckt, die pelzbesetzte Mütze ist vom Haupt geworfen und das starkknochige Gesicht zu einem Imperatorenantlitz umgemodelt.

Trotzdem versinkt auch dieses Kaiserbild, wenn wir von der Isaaksbrücke zum Isaaksplatze zurückkehren, in der Massenhaftigkeit des neuen Petersburg, von welchem es umgeben wird. Ja, wir gewahren jetzt, wie dasselbe nicht einmal die Mitte des Platzes einnimmt, als solle es eine nicht ferne Zukunft völlig beseitigen.

Man hat damit nicht Unrecht. Und im Gefühle solcher Berechtigung der Gegenwart mag auch der Petersburger Sprachgebrauch die strenge Scheidung erfunden haben, wonach der unmittelbare Umkreis der Petersstatue als „Petersplatz" aus dem Isaaksplatze herausgeschnitten wird. Peters Steinbild steht wirklich vollkommen vereinsamt inmitten des umgrenzenden Schmuckes. Die künstlerische Ausführung des Denkmals harmonirt eben so wenig mit dessen Charakter, wie Peter selber mit dem Petersburg der Gegenwart. Und doch bildet das Steinbild auch keinen erhabenen Gegensatz zu den Gebäuden des modernen Petersburg, Peter selbst erscheint diesem nicht alterthümlich, sondern altmodisch. Die Neuzeit kokettirt umsonst mit dem steinernen Bilde; sie hat kein Gefühl für die Art seines Originals, dessen Name zu einem

banalen Schlagwort herabgesunken ist. Petersburg kann auch keine wirkliche Pietät für seinen Schöpfer hegen; denn es hat die Aufgabe in keiner Weise erfüllt, welche ihm dessen Wille setzte. Er wollte daraus das pulsirende Herz, das schöpferische Hirn eines im Innersten europäisch zu gestaltenden Reiches machen und Petersburg begnügte sich mit der Rolle eines Crachat d'ordres impériaux. Aus seinem Grabe in der Festungskirche aufsteigend würde sich der titanenhafte Selbstherrscher grimmig umschauen, würde wohl gar den gefürchteten Stab schwingen, welchen sie bei seinem Wachsbild in der Kunstkammer aufbewahren, wenn er erschaute, auf welche Art sich die Früchte seines gewaltigen Hereinziehens ausländischer Formen in russisches Leben eben in Petersburg und eben durch Petersburg entfaltet haben. Was hat es geholfen, daß er in seinem politischen Testamente den Thronfolgern zurief: Beruft durch alle möglichen Mittel von den gebildeten Völkern Europa's die Feldherrn während des Krieges und Gelehrte während des Friedens, um die russische Nation an den Vorzügen fremder Länder zu betheiligen, doch laßt ihr von ihren eignen nichts rauben! Die ausländischen Gelehrten sind allerdings berufen worden, die ausländischen Feldherrn haben allerdings Rußlands Schlachten geschlagen und der russische Staat hat die Errungenschaften durch fremden Geist und fremde Kraft als Eigenhöriges betrachtet; aber wo sich die russische Nation selbstthätig an den Vorzügen fremder Länder betheiligte, da hat sie die Vorzüge ihres nationalen Elementes aufgegeben, um in Petersburgischer Nachahmung die Flittern einer ausländischen Ueberfeinerung einem roh verbliebenen, dennoch angegangenen Kerne umzuhängen. Dies Gemisch aufgepfropften und unnatürlichen Wesens betitelt sich trotzdem nunmehr russische Entwicklung, beansprucht seine Alleinherrschaft im ganzen russischen Reiche, wird unter dem Namen der Russifizirung vom Ausland,

von den Nationalen als Fremdländerei gehaßt und wuchert dennoch weiter.

Man darf nicht flüchtig wieder nach dem Innern der Großen Seite eilen, nachdem man den ehernen Czaren auf dem Granitfelsen zum andern Mal erschaute. Denn mittelbar, wie unmittelbar ketten sich noch manche bemerkenswerthe Stücken von Petersburg zwar nicht an das Standbild, doch an den Isaaksplatz. Touristenpflicht wäre darum zunächst, die vereinigten Paläste des dirigirenden Senats und des heiligen Synods zu schildern mit ihren erstaunlich vielen Säulen, Pfeilern, Figuren, Thorfahrten, kaiserlichen Adlern, runden und scharfen Ecken, welche die Hauptfronte am Isaaksplatze, wie die Flügelseite am englischen Kai verzieren. Publizistenpflicht wäre, von Neuem darauf hinzuweisen, wie diese beiden Behörden, von denen geschrieben steht, in weltlichen Streitsachen sei die eine, in Angelegenheiten der rechtgläubigen Staatskirche die andere des Reiches höchste Behörde, eben so von den Sekretären, von persönlichen Beziehungen zu den Parteien, von der Augendienerei gegen die Ministerien und die oberste Staatsgewalt abhängen als alle andern Gerichtsstellen, ja selbst gesetzlich in der Rechtskraft ihrer Entscheidungen der persönlichen Ansicht des Justizministers und des Czaren unterworfen sind. Aber wer möchte die greisen Häupter kampfunfähig gewordener Generale antasten, welche nun ihre letzten Lebenstage damit hinmartern, daß sie rechtsunkundig die schwersten Rechtsfragen erörtern? Wer möchte nacherzählen, wie ganz Petersburg davon spricht, daß die Advokaten mit den Sekretären der Senatsabtheilungen feste Prozente normirt haben, damit diese eine Rechtsstreitigkeit nur nicht aufhalten? Wer könnte das russische Wortspiel mit „Thor" und

„Beſtechlichkeit“ überſetzen, welches damals erſchaffen wurde, als man den Senats- und Synodpalaſt durch eine prächtige Pforte verband? Der Urheber des Wortſpieles, obſchon durch ſeine Geburt über ruſſiſche Geſetze erhaben, erlitt Arreſtſtrafe dafür und das Thor ſelbſt iſt ſo reich mit bronzenen Engeln beſetzt, als ſollten ſie es vor jeder profanen Bemerkung ſchützen.

Das eigentliche Petersburg ſchreitet nicht einmal hindurch; die Straße, zu welcher ſeine hochgeſchwungene Wölbung den Einblick und Weg öffnet, gehört gar nicht zum eigentlichen Petersburg. Freilich herrſcht in den dortigen Gebäuden dieſelbe Stille, wie in allen Gaſſen des hofſtädtiſchen Theiles der großen Seite, aber die Gebäude tragen nur ſehr einzeln den beliebten Säulenſchmuck, zeigen nur ſehr einzeln reichgallonirte Thürſteher, noch ſeltner eine müßige Schaar leibeigner Diener im ruſſiſchen Kaftan und nirgends den czariſchen Doppeladler. Man möchte die ganze Phyſiognomie dieſer Straße eine vornehme wohl, aber eine demokratiſch-ariſtokratiſche nennen. — Vielleicht iſt jedoch ſolcher Eindruck nicht vollkommen urſprünglich, vielleicht nur ein halb unbewußtes Ergebniß der bekannten Thatſache, daß die „Galeerenſtraße,“ ſowie das „engliſche Kai“ faſt ausſchließlich von den Vornehmen jener Kolonie beſetzt wird, welche Großbritanien in Petersburg vertritt. Und England iſt durch ſie wirklich vertreten, ſo vollſtändig vertreten, daß der britiſche Nationalſtolz auch in der Czarenreſidenz ein abgeſchloſſenes, kompaktes, in ſich gefeſtetes, vom Kaiſerhof und Rußland unabhängiges Häuflein von etwa dritthalbtauſend Menſchen aneinanderſchließt. Während die andern Einwanderer in ungeſtümem Drang nach Gold, im Fieberdurſt nach Orden und nach Rängen mehr oder minder jedes nationale Selbſtbewußtſein rückwärts warfen, um rechte, echte, ganze Petersburger, jedes freie Selbſtbewußtſein verleugnen, um gar rechte,

echte, ganze Russen zu werden, hält sich die englische Einwandererwelt vollständig als Fremdengemeinde. Nicht gen Osten nach dem Winterpalaste ist ihr Blick gerichtet, und man findet wenig englische Namen in den bunten Hofranglisten, in den Behördenverzeichnissen, in den Offizierreihen. Aber an dem Seebusen mündet ihre Straße aus und die stolzen Dampfboote auf der Newa schwammen der größten Zahl nach aus den Werften Beird's hervor. Drüben in den kaiserlichen Eisenwerken zu Kolpenas und Alexandrowsk gebieten Engländer; dort werden unter ihrer Leitung alle Bedürfnisse der Marine und vorzüglich die Eisenarbeiten der Schiffe, die Kanonen, Wurfkugeln und Maschinen hergerichtet, welche einst in jenem Kriege dienen sollen, der Europa's Fluthengürtel im Süden, Norden und Westen durchtoben wird. Und doch ringen eben auch gegen diese Kronsfabriken englische Privatwerkstätten um den Preis. Ja, der englische Stolz behauptet, daß sogar neun Zehntheile dieser Kriegsbedürfnisse den Anstalten englischer Ansiedler entstammen. — So steht die Kolonie im vollsten Bewußtsein ihrer industriellen Macht den Kraftäußerungen der Krone gegenüber. — Mit der Petersburger Welt verkehrt sie ebenfalls nur geschäftlich. Sie hat keine Beziehungen zu deren außergeschäftlichem Leben, keinerlei Neigung zu deren flitterglänzendem Wesen. Selten verirrt sich ein Engländer in die Petersburger Gesellschaftswelt, während sich diese trotzdem zu dem „englischen Klubb" drängt, wo gegen hohes Eintrittsgeld jedem Mitglied ohne Ansehen der Nationalität verstattet ist, enorme Summen am Whisttisch zu vergeuden. Doch desto seltner dringt die Petersburger Welt in das Innere der stillen Häuser des Newakais und der Galeerenstraße. Nur mit einigen großen Raouts, mit einigen Mittagsmahlen wird sie dort abgespeis't, und dann lebt Altengland wieder bis zum nächsten Winter abgeschlossen, wie zuvor.

Ein einziger Mann der Petersburger Hofwelt erkaufte in der Galeerenstraße seinen Palast, wie einst der Graf Cancrin den seinen am englischen Kai. Das ist der Baron Wilhelm von Lieven. Petersburg hatte ihn früher kaum gekannt, kaum einmal beiläufig unter den Offizieren bemerkt, welche dichtgedrängt die Zimmer des Winterpalastes an kaiserlichen Gallatagen füllen. Das Ausland wußte nichts und selbst die kurische Heimath sprach nur selten von ihm; denn er war der jüngere Sohn eines nicht eben reichen Edelmannes und schon früh nach einer Petersburger Militärschule abgegangen. Später war er freilich mitunter zur Mitauer Saison herangefahren, und es war aus dem kleinen Jungen ein eleganter Gardedragoneroffizier von hoher Gestalt, mit edlem, ruhigem Antlitz, tiefschwarzem Auge und üppigem Schnurrbart, geworden. Aber er erschien so einfach, klar und rückhaltlos, daß man in ihm selbst nicht die aalglatte Gesellschaftsform eines Petersburger Salonoffiziers anerkennen zu müssen glaubte, noch viel minder sich eines tieferen Hindergrundes versah. Man wunderte sich sogar, als man bald nachher erfuhr, der junge Mann sei bereits Stabsoffizier und vom Kaiser persönlich beachtet. Nachher ging sein Bild der Heimath, wie der Petersburger Welt für lange Zeit verloren; man wußte nur in allgemeinen Ausdrücken davon zu erzählen, wie er sich in militärischen oder auch diplomatischen Aufträgen in Persien befinde. Eben so spurlos glitten später Sendungen nach Konstantinopel an der flüchtig zublickenden Welt vorbei. Noch später war er noch mehr vergessen; denn man wußte nicht, welche bedeutsame Geltung er bereits im Ministerium Nesselrode errungen hatte und verwunderte sich fast, wenn einer erzählte, der Wilhelm Lieven komme als Generaladjutant sehr viel in die nächsten Umgebungen des Kaisers, ja sei beinah allabendlich der Gegner desselben in dem von ihm gern geübten Kriegsspiel. Unterdessen hatte er sich

in aber Petersburg mit der Tochter des Generals Sablykoff verheirathet, war dann der Begleiter des jungen Thronfolgers auf dessen Reisen nach Deutschland, der Schweiz und Italien geworden, und darüber waren wieder mehrere Jahre verflossen.

Urplötzlich erklang nun mitten aus den serbischen Wirrungen der Name Lieven überraschend durch Europa. Täglich brachten die Zeitungen neue Kunden von der Bedeutsamkeit, Gewandtheit, Keckheit des neuen russischen Bevollmächtigten. In raschem Zuge ordnete sich die bisher unentwirrbar erschienene Verwicklung dortiger Zustände unter seiner Hand, täglich klagten neue Zeitungsartikel von neuen Siegen im slavisch panarchischen Interesse Rußlands, täglich verkündeten andere den Ruhm und Preis des Mannes, welcher sie errang. Und nunmehr verkündeten's auch die Kurländer mit lauter Stimme einander und erzählten es mit stolzer Freude dem Ausländer, welch ausgezeichneter Diplomat wiederum aus ihrer Ritterschaft hervorgegangen. Sie erwähnten jetzt selbst davon nichts, was sie sonst doch ehedem niemals vergaßen, daß diese Lieven eigentlich nicht echtdeutschen Schwertrittergeblütes seien, sondern Nachkömmlinge des lettischen Heerführers Kaupe, der sein Wappen erst um des angenommenen Christenthumes willen vom Papste zu Rom erhalten habe. Ja, so entzückt waren sie von dieser neuen Blüthe des diplomatisch vortrefflich akkreditirten Namens der Lieven, daß sich ihnen plötzlich die bis dahin ziemlich unbeachtete serbische Angelegenheit mehr zu einem kurischen, denn zu einem serbischen und slavischen Ereigniß gestaltete. Als habe Kurland einen Sieg errungen, so jubelte man über den russischen Triumph, welchen der nach Petersburg entführte Neffe Bibesko's als Geisel schmückte; und nunmehr sprach auch St. Petersburg vom General Wassil Iwanowitsch Lieven. Seine Zimmer umlagerten sich mit der Vornehmheit der Hofwelt, und ein kai-

ſerliches Gnadengeſchenk von zehntauſend Silberrubeln klirrte aus der ſtillen Galeerenſtraße heraus in den Bewunderungsruf der Hauptſtadt, hinaus durch die zujauchzenden Oſtſeeprovinzen, durch das ganze mißtrauiſche Europa.

Seitdem lebt Herr von Lieven wieder in Petersburg, ſcheinbar nur vom Hofdienſt beſchäftigt und den diplomatiſchen Angelegenheiten fremd. Aber noch ſteht er in der Blüthe ſeines Mannesalters, und wer die Verhältniſſe genauer kennt, erwartet von ihm über lang oder kurz ein neues Vortreten. Seine Laufbahn iſt noch keineswegs abgeſchloſſen. Das ſtille Haus in der engliſchen Galeerenſtraße birgt vielleicht einen der wichtigſten Lenker des Petersburger Kabinetsrathes der Zukunft. — —

Die ganze Galeerenſtraße mit dem engliſchen Kai mag überhaupt nicht lang mehr in jener Abgeſchloſſenheit verharren können, welche ſie bisher vom allgemeinen Petersburger Leben ſchied. Bereits lärmen zahlreiche Regimenter ruſſiſcher Arbeiter gerad in der Hälfte ihrer Ausdehnung, wo bisher nur eine ſchmale Verbindungsſtraße aus dem Innern der großen Seite heranlief. Zuſammengebrochen ſind dort bereits lange Häuſerreihen, aufgewühlt bis in die tiefſten Schlammtiefen iſt das Erdreich, wie eine klaffende Wunde öffnet ſich die Zerſtörung tief landeinwärts: denn dort ſoll eine breite Straße aufwachſen und auf die erſtehende erſte, einzige, ſteinerne Brücke ausmünden, welche das Petersburger Feſtland mit den Inſeln verbinden wird. Vorausſichtlich muß ſich binnen Kurzem die Hauptſtrömung des Petersburger Geſchäftslebens durch dieſe Stadtabtheilung wälzen, weil ihr von Waſſili Oſtrow herüber die Börſe und der Hafen winken. Vorausſichtlich werden binnen Kurzem die Erdgeſchoſſe dieſer ſtillen Häuſer von Waarenlagern, Kaufbuden, Magazinen (große Kaufgewölbe) erfüllt ſein, und Lafken (Viktualienkleinhandlungen), Kabaks (Branntweinſchenken) und Wein-

handlungen sich in dichten Schaaren dazudrängen. Der Fashion englischer Hauseinrichtungen wird von dem Maschinengeklapper der Fabriken, die nüchterne Stille der heutigen Bevölkerung von der rauschsüchtigen Lärmigkeit russischer Leibeignen verdrängt werden. Auch Altengland muß vor dem Heranfluthen des Petersburger Alltagslebens flüchten. —

Ob dann die englische Kolonie noch immer so eng verwachsen bleiben kann, wie jetzt? Ob sie sich dann, wie heute, vor allen ausländischen Gesammtheiten geachtet und mächtig erhält im Petersburger Publikum? Ob sich mit dem Verluste des materiellen Sammelpunktes ihrer Häupter nicht die selbstbewußte Eigenthümlichkeit des englischen Charakters an der zähen Charakterlosigkeit des Petersburger Durcheinander abstumpft? — Wer mag die Antwort darauf geben? Jetzt freilich scheint es, diese drei steinernen Pfeiler der Brücke, welche man in die Grundtiefen der Newa einrammt, könnten auch die Grundpfeiler einer neuen Wendung des Petersburger Lebens werden, ja vielleicht einer wirklichen Entwicklung. Aber Petersburg hat ja noch niemals Entwicklungen gemacht, nur Ueberraschungen erlitten, und auch die Newa wurde noch niemals bezwungen.

Noch ist jedoch die Galeerenstraße ein Besitz des unvermischten Britenthums. Noch hat sich Petersburg dieses Eilands nicht bemächtigt, noch wohnt selbst Baron Lieven nur wie ein Fremdling darin. Aber das englische Kai ist dafür bereits getheilt zwischen englischer und Petersburger Herrschaft, oder vielmehr, es war niemals in gleicher Ausschließlichkeit britisches Eigenthum wie die Galeerenstraße. Ja, man darf dasselbe sogar in eine russische und eine englische Hälfte zerfällen;

und die Straße, welche auf die entstehende Newabrücke einmündet, bildet die Grenze. Von der Ecke des Isaaksplatzes, vom Senatspalast an bis zu jener Straße läuft die russische Strecke; jenseits ist englischer Bankiersbezirk. An das Senatsgebäude schließen sich die Fronten eleganter Häuser, über deren Pforten sogar meistens echtrussische Namen prangen, seltener Namen, über denen Grafen- und Fürstenkronen schweben, als vielmehr solche, deren Goldklang im Publikum noch größere Achtung genießt. Und weiter hin drängt sich ein säulenreiches Gebäude vor, welches für den Militärstaat Rußland wohl nicht von minderer Bedeutung ist, als die aufgehäuften Goldmassen dieser Stadtgegend. Das ist die sogenannte Militärakademie. —

In Deutschland würden wir unter so einfachem Namen wahrscheinlich nur eine Offiziersschule erwarten; aber für diesen Zweck sind hier die Cadettenhäuser auf Wassili-Ostrow vorhanden. Die Militärakademie ward dagegen vor etwa zwölf Jahren geschaffen, um dem Mangel einer wissenschaftlichen Durchbildung der Offiziere des Generalstabs zu begegnen, welcher sich in allen Kriegsangelegenheiten empfindlich bemerkbar machte. Und ein dreijähriger Cursus soll nunmehr die früher nur halbreif gewordenen Früchte zur Vollkommenheit zeitigen. Ob dies gelingt — wer mag es sagen? Der äußerliche Apparat dazu ist so prächtigen Styles eingerichtet, wie eben alles derartige in St. Petersburg. Auch spricht man mit viel Emphase von der Schwierigkeit der Prüfungen, welche den jungen Offizier den Eintritt in die Anstalt eröffnen, ihn aus der theoretischen in die praktische Abtheilung begleiten und endlich seinen Austritt aus der Anstalt bezeichnen, um ihn in die gesicherte Stellung beim Generalstab einzuführen. Ein Gardeoberst schwedischen Herkommens ist der überall mit großer Achtung genannte Vorsteher der Anstalt; und wenn prächtige Befestigungsmodelle in wei-

ten, lichten Sälen, große Sammlungen mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente, vortreffliche militäriſche Pläne, Karten und Zeichnungen irgend Zeugniß für die Tüchtigkeit eines derartigen Inſtitutes ablegen können, ſo muß man die Petersburger Militärakademie allerdings den beſteingerichteten Pflanzſchulen zukünftiger Generale beizählen. —

Noch ſind aber die hieſigen Erziehungsreſultate kaum irgendwo durch die ſchwere Schule praktiſcher Prüfungen gegangen; denn ſelbſt am Kaukaſus befehligen lauter Generale, welche einer frühern Epoche der ruſſiſchen Kriegsbildung angehören. Sollten wir in Deutſchland, ſollte Oeſterreich an den Donaumündungen oder Abdul Meſchid in Stambul zuerſt ſich mit der hier erwachſenen Kriegskunſt meſſen? — Solche Fragen ſchleichen dem Fremden unwillkührlich bei Beſichtigung der hieſigen Kriegsanſtalten nach. Sie überraſchen ihn bei den Paraden des Marsfeldes, ſie winken ihm vor den vierfachen Kanonenreihen um die Artilleriearſenale auf der Wiborger Seite, ſie wirbeln mit dem Rauche empor, welcher der Stückgießerei im fernſten Kreiſe der Großen Seite entquillt, ſie klirren ihm aus den Kaſernen entgegen. Aber all' dieſe Glieder wären ja doch machtlos ohne Hirn — und die Militärakademie ſoll eben das Hirn erſchaffen, welches jene Gliedmaßen und Gliedermaſſen gegen Europa in Bewegung ſetzt.

Seltſamer Kontraſt zu der Stille des Hauſes, ſeltſamer Gegenſatz zu den bunt friedlichen Treiben um und auf den Dampfbooten, welche zwiſchen der Militärakademie und dem Senatspalaſt ihre Brücken auf das Newakai herüberwerfen, um die Petersburger Welt nach Kronſtadt, Peterhof, Oranienbaum und andern Ausflugzielen am finniſchen Meerbuſen zu fördern. Da iſt kein Gedanke an blutigen Krieg und Waffen. Da herrſcht allein der Gedanke an Petersburger Eleganz und an die

kaiserlichen Luftschlösser und an die Gesellschaft. Der Krieg und diese Waffen, welche hier gelten, brauchen keine Akademie zu lehren, und keiner Prüfung bedarf es, um die Schüler im Intriguenkampfe und Gesellschaftskriege zu Generälen zu fördern. Schöne Augen, süße Worte, glatte Manieren und gefällige Formen — das sind die Waffen und Wissenschaften, mit denen hier der kluge Feind den ungeschulten Barbaren rasch zu Boden wirft oder mit denen er den Halbverbündeten beherrscht, dem Schützling eine Macht erobert und sich selber die Herrschaft über den Mächtigsten erstegt.

Und endlich wohl auch über die Mächtigsten des Staates. Giebt es doch kein Ereigniß des russischen Staatslebens, erscheint doch keine Abdankung und keine Erhebung auf dem Schauplatze der Begebenheiten, deren Urgrund das Publikum nicht eben wieder im Publikum sucht, nur niemals in der Macht der öffentlichen Meinung, niemals im Wunsche des Volks, niemals endlich in der Sorge für das Staatswohl — immer nur im Parteiwirken. In Ermangelung jedes öffentlichen und organisch begründeten Lebens ist man unendlich geschickt im Zusammenstellen einzelner kleiner Vorfälle geworden, welche den offenbaren Thatsachen vorangegangen sind oder sein sollen, so daß oftmals das ganze absolute Czarenthum in Frage gestellt und seine souveraine Allmacht an wettkämpfende aristokratische Oligarchien abgetreten zu haben scheint. Diese Auffassung der Dinge, welche sich unsern Blicken offenbarte, sowie wir die westlichen Reichesgrenzen überschritten hatten, bleibt gleichmäßig geltsam in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft, wie die Fläche und die nordische Eintönigkeit in den verschiedensten Landeskreisen. Ein traurig Staatsleben, voll unwahren Scheines nach Außen, voll Lüge nach Innen. Was hilft die Petersburger Hyperloyalität, welche des Kaisers Namen fortwährend wie eines Gottes im Munde führt, welche

ſich badet im Glanze der Majeſtät und nichts vollgültig anerkennt, was nicht Kaiſers Wappen und Namenszug ziert, da ſie die Aeußerungen des kaiſerlichen Willens doch eben da fortwährend von parteiiſchen Beſtrebungen abhängig macht, wo es die wichtigſten Lebensfragen des Staatslebens gilt? — Oder liegt eben auch darin ein Beweis, wie die neuruſſiſche Welt, deren Prototyp St. Petersburg, durchaus kein Organ für eine innerliche, naturgemäße Entwicklung der Zeit beſitzt, weil ihr ſelber für ihr Leben die organiſchen Bedingungen abgehen? Offenbart ſich auch hierin ein Symptom jener zernichtenden Krankheit des Petersburger Lebens, welche ein Erſtarken der Newareſidenz zur Reichshauptſtadt unmöglich werden ließ? Oder liegt in dieſer Auffaſſung der Dinge eine wirkliche, volle Wahrheit?

Unentſchieden irren wir zwiſchen ſolchen Zweifeln umher, indem wir weiter hinabſchreiten, und unter den Paläſten der engliſchen Bankfürſten ein ziemlich einfaches Haus gewahren, deſſen Vorhänge herabgelaſſen, deſſen Pforten feſt verſchloſſen ſind. Denn über dieſer feſtgeſchloſſenen Pforte ſteht mit ruſſiſchen Lettern „Graf Kankrin“, und der Träger dieſes Namens iſt fern von der Hauptſtadt, ſein Miniſterportefeuille ließ er in der Hand des Kaiſers zurück.

Nur bei dieſem Namen und beim Rücktritt dieſes Mannes ſprach kein Menſch in Petersburg vom Wirken einer Partei. Man wußte nicht, war er geſtürzt, oder war er arbeitsmüde von ſeinem Poſten herabgeſtiegen und noch ferner vom Glanze kaiſerlicher Huld umſtrahlt. Aber wo der Name genannt wurde, begleiteten ihn verwünſchende Worte. Nirgends erſcholl auch nur das leiſeſte Zeichen einer Sympathie für ihn, ja ſelbſt nirgends auch nur die leiſeſte Anerkennung ſeines Staatswirkens. Wohin wir hören, ſchwere Klagen: in den baltiſchen und ruſſiſchen Provinzen, unter dem Adel des Flachlandes und der ſtädtiſchen

Bevölkerung, unter den Freien und Leibeignen, im Militär und Civil, in den handeltreibenden und gewerbsthätigen Kreiſen, ſelbſt unter den Schaaren der Büreaukraten. Und vom Kaiſer erzählt man ebenfalls aller Orten, wie er niemals perſönliche Bezüge zu dem düſtern Manne gewann. Was alſo war es, das ihn trotzdem vom Jahre 1823 bis 1844 allmächtiger Miniſter der Finanzen bleiben ließ? Hatte man doch ſchon den Beginn ſeiner ſtaatsmächtigen Laufbahn, als er noch Generalintendant der Armee war, mit allerlei Fanggruben umgeben. Hatte man doch noch vor dem Tode des Finanzminiſters Gurieff, welcher ihn fürchtete und mit Recht als Nachfolger fürchtete, eine Schlinge um ſeinen Hals geworfen, in welcher man ihn zu erdroſſeln glaubte. Trotzdem war er jenen Fanggruben klüglich ausgewichen und hatte die Halsſchlinge nicht abgeſtreift, ſondern mit der Macht der Redlichkeit deren Zuſchnürung unmöglich gemacht. Doch ſelbſt die makelloſe Reinheit, mit welcher er aus dieſer Unterſuchung hervorging, ſo daß er direkt aus den Zimmern der Unterſuchungskommiſſion in das Finanzminiſterium einziehen durfte, hat man niemals anerkannt. Und als Kankrin das Wirrniß der Gurieff'ſchen Finanzverwaltung entwirrt hatte, ward ihm dafür Haß und Erbitterung zu Theil — denn er hatte die Einfuhrverbote erlaſſen. Die Art wie und die Strenge womit er ſie erſchuf, war allerdings ein Staatsſtreich gewaltſamſter Art; aber dieſer Staatsſtreich war das letzte Mittel der Rettung vor einem Staatsbankerott. — Bis hierher war Kankrin wenigſtens nicht zu verdammen. —

Warum nun dieſe eiſerne Conſequenz in der Feſthaltung, warum dieſer erſtarrende Ausbau des Syſtems nach allen Seiten? — Man muß allerdings eine rechtfertigende, ja ſelbſt eine erläuternde Antwort der anklagenden Frage ſchuldig bleiben. Aber dennoch darf man ſelbſt dieſe verderbliche Conſequenz nicht einzig und allein auf Kankrin's

Schultern bürden. Mochte ſie auch von einer durchaus falſchen Vorausſetzung anbefohlen ſein, eben ſo bedingend als dieſe Vorausſetzung ſind der Mangel eines geſchloſſenen Organismus der ganzen ruſſiſchen Staatsverwaltung, die unmittelbaren Gegenſätze der einzelnen Richtungen in Rußlands äußerer und innerer Politik. Nirgends greifen die ſpeziellen Pläne und Beſtrebungen der oberſten Leiter des Staatsſchiffes minder ineinander, nirgends ſtützen und bedingen ſie ſich gegenſeitig in minderem Grade, als eben in Rußland. Ja, man darf es kurz behaupten: dieſes unnatürliche Sperrſyſtem iſt eine Frucht des ewig nagenden und unheilbaren Krebsſchadens des ruſſiſchen Staates: ſeiner unorganiſchen Fortbildung. Immer neue Geldbedürfniſſe wuchſen empor, während der Kredit am Ende der Gurieff'ſchen Finanzverwaltung ſo völlig erſchöpft war, daß man die Bons auf den Staatsſchatz im Handel und Wandel nur mit 20 Prozent Diskonto, und ſelbſt dann nur ungern annahm, weil jeder Einzelne noch unſicher blieb, ob ihm nicht bei dem Vorweis der Papiere mit der gewöhnlichen Formel: Il n'y a pas d'argent à present, mais .....: noch mehr Prozente abgemäkelt würden vom Vollgehalte der Summe. Immer neue Geldforderungen ſtellten die türkiſchen, perſiſchen, kaukaſiſchen, polniſchen Kriege an den Finanzminiſter; keine Reduction des Heeres, keine Verminderung im Repräſentationsaufwand trat ein; ſogar Vermehrungen des Beamtenheeres beſtürmten den Verwalter des Staatsſchatzes — und dieſer *mußte* trotzdem gleichzeitig gehoben werden, *mußte* ſeinem erſchütterten Kredite Achtung verſchaffen, oder es drohte von Neuem die Vernichtung. Kankrin wußte es freilich zu ermöglichen, daß der kaiſerliche Schatz ſich endlich auf eine gleiche Geltungsſtufe in der kaufmänniſchen Welt erhob, wie ſie die Banque royale in Paris und die Bank of England ein-

nehmen; aber den Nationalwohlstand vergaß er in seiner Berechnung, er vergaß über dem Augenblicke die Zukunft.

Die Zukunft kam, die kam mit den alten und mit neuen Forderungen, die Vermehrung der Gehalte des vergrößerten Beamtenheeres ward zur absoluten Nothwendigkeit und die Reisen der kaiserlichen Familie, die Ausstattungen der heranwachsenden kaiserlichen Kinder verschlangen alljährlich unermeßliche Summen. Dies Alles forderte die Erschaffung neuer Geldquellen, dies Alles lastete immer drückender auf den Vermögensverhältnissen der Unterthanen. Man mußte das Aeußerste wagen, um etwas zu gewinnen; man mußte direkte Steuern auf direkte Steuern häufen und die indirekten Abgaben auf eine schwindelnde Höhe treiben. Jede Staatshandlung ward endlich zur blanken Finanzoperation. So wurde Kankrin in der einmal eingeschlagenen Bahn immer unaufhaltsamer fortgerissen, so hat sein Verwaltungssystem erschreckende Bedrängnisse über Rußlands Bevölkerung heraufbeschworen.

Sie starren uns hoffnungslos entgegen, wohin wir auch blicken. Zuerst ließ die Regierung das System der Unterstützung einer Ackerbauentwicklung im Flachlande fallen, welche Rußland allmählig zur Kornkammer der Welt entwickeln sollte; damit gleichzeitig gab man die Heranbildung eines Fabrikstaates für die gröbern, aus der Viehzucht hervorgehenden Landesprodukte auf. Denn dies Alles schien die Geldmassen nicht rasch genug zu erzeugen. Dagegen verschleuderte man unermeßliche Summen in der Förderung einer höhern Industrie, um damit eiligst zu gewinnen. Aber auch diese Hoffnung betrog sich, betrog sich durch die naturgemäßen Folgen der rein künstlichen Emporpflegung eines Industriebetriebs, welcher nirgends im Bedürfnisse der Masse wurzelte und nirgends aus dem natürlich gegebenen Material,

gleichsam aus den Händen des Volkes hervorwuchs. Es rächte sich damit wieder jenes System auf die grausamste Weise, an welchem Rußland seit Peter dem Ersten zu seinem Verderb gehaftet hat, und dessen Verderblichkeit es dennoch nicht anerkennen mag: das System, dem Finanzminister vor dem Minister der Aufklärung und des Kultus den Vortritt zu gestatten. Es rächte sich damit die Mißkenntniß des Zahlenverhältnisses der Unterthanenmassen zu den von ihnen bewohnten Länderbreiten. Man wollte Zustände emporzaubern, welche eben nur in reichbevölkerten und durchweg angebauten Reichen mit einer durchweg freien und mindestens bis zu einer gewissen Gleichmäßigkeit kultivirten Bevölkerungsgesammtheit möglich sind. Man hatte zu concentriren begonnen, ehe noch unermeßliche Wüsteneien überhaupt jemals Menschen erblickt, ehe noch auf länderweiten Strecken überhaupt nur Leben, geschweige denn städtische Menschensammelplätze aufgewachsen waren. So kam der Ackerbau und die Viehzucht in Verfall, während keine andere Industrie gekräftigt war. So vertheuerten sich die ersten Lebensnothwendigkeiten, während man dem Publikum Luxusartikel in Lebensbedürfnisse verwandelte. So entzog man indirekt den im Plattland verstreuten Grundherrn die Arbeiter, während man sie mit immer höhern Abgaben drückte, sowie sie irgend einen Erwerbszweig einschlugen, der nicht Ackerbau oder Viehzucht war. So häufte man Proletariermassen auf einige Städte zusammen. So ward Kankrin der Schöpfer eines unter den jetzigen Staatsverhältnissen und unter den heutigen Kulturzuständen nothwendig in quadratischen Progressionen aufschwellenden Pauperismus — eines der wenigen Uebel unserer Neuzeit, welches dem russischen Reiche bis zu seinem Finanzministerium noch fremd geblieben war.

Gebieterisch forderte jetzt die Nothwendigkeit eine Aenderung des

angenommenen national-ökonomischen Systems. Aber wo irgend der Finanzminister eine der gewohnten Ausgaben beschränken wollte, scholl ihm das Geschrei entgegen: selbst die vorhandenen Mittel genügen nur zum kleinsten Theil; und die Staatsmächtigen beruhigten die bangen Besorgnisse des Finanzministers immer von Neuem mit der Versicherung: wenn das bisher befolgte System bis zu einem höhern Grade der Ausbildung gediehen sei, werde es sich als das einzig richtige herausstellen. Der Minister wußte aber genau, wie keine „höhere Ausbildung" desselben mehr zu erzwingen sei, er wußte wie er keine der neuen Anforderungen mehr befriedigen könne: Kankrin stand bereits 1841 vollkommen rathlos.

Damals verlangte er seine Entlassung. Der Kaiser aber fragte ihn um die Bedingungen seines Bleibens, und Kankrin nannte deren drei, welche sämmtlich den kaiserlichen Neigungen, wie den Lieblingsplanen des Staates schroff entgegenstanden. Denn der Kaiser möge sich verpflichten, lautete die erste, zehn Jahre lang das Reich nicht zu verlassen und eben so lang keinem Gliede der kaiserlichen Familie eine Reise in das Ausland zu gestatten. Die Verminderung der Armee für immer um 60,000 Mann war die zweite. Aufgebung des kaukasischen Krieges hieß die dritte. Auf keinen dieser drei Vorschläge wurde eingegangen und Graf Kankrin begann bereits seinen Auszug aus dem Palast des Finanzministeriums, um sich nach dem stillen Hause am englischen Kai zurückzuziehen. Der Kaiser aber, von solchem starren Widerstand erzürnt, fährt mitten im Winter nach Peterhoff und schließt sich dort gegen jede Annäherung ab. Petersburg harrt erschreckt der Folgen dieses Zerwürfnisses; die Hofpartei schürt eifrig an der Ungnade gegen den „ministeriellen Juden", weil sie im Departementschef des Ministeriums Wrontschenko, ein fügsames Instrument ihrer Wünsche zu ge-

winnen hofft. Da kommt plötzlich der Kaiser wieder von Peterhoff zurückgefahren, läßt den Grafen bereits vom englischen Kai zu sich rufen und tritt ihm mit den Worten entgegen: Enfin, vous avez raison, et — n'est ce pas? — Vous resterez? —

Kankrin blieb wirklich. Die folgenden Jahre sahen den Kaiser nicht im Ausland, bei der Armee traten Reduktionen ein, selbst der kaukasische Krieg beschränkte sich in den Jahren 1842 und 1843 auf einem Defensivkampf und ein Abschließungssystem. Außerdem begannen genaue Untersuchungen der Kassen, Bestrafungen wegen Unterschleifen kamen an die Tagesordnung, kurz ein ganz neues Finanzleben schien sich zu entfalten. Jetzt erkannten jene Fraktionen der Bevölkerungen, denen diese Maßnahmen und Ersparungen am unwillkommensten waren — das Beamtenheer und ein großer Theil der höhern Militärpersonen — wie gegen das System nichts auszurichten sei; so richteten sich nunmehr plötzlich eine Menge von Anklagen und Verdächtigungen gegen die Person des Ministers. Man rief es aller Orten mit scheinbarer Entrüstung aus, die von Kankrin gestellten Bedingungen seien ein unerhörter Eingriff in die Machtvollkommenheit des Czaren; man erinnerte sich plötzlich des Romans „Dagobert" aus dem Jahre 1797, welchen Kankrin als vierundzwanzigjähriger hessischer Regierungsbeamter geschrieben, um die dort ausgesprochenen Ideen gegen die Loyalität des nun siebzigjährigen russischen Ministers aufmarschiren zu lassen. Und gelang dies nicht, doch wenigstens die Charakterlosigkeit eines Mannes zu beweisen, dessen folgendes Buch „die Militärökonomie im Frieden und im Kriege (1822—24) ein Manifest des krassesten Absolutismus gewesen sei. Gleichzeitig ermatteten die Kräfte des überangestrengten Mannes, Wrontschenko mußte immer öfter für ihn eintreten; und die letzte Reise nannte nunmehr das Heer der Ankläger eine feige Flucht.

Er hat den Staat in seinen Entwickelungen gehemmt — flüsterte dann leise die Intrigue, aber doch laut genug, daß es die rechten Ohren hörten. Er ist geflohen, da er kein Mittel mehr fand, die Nothdurft des Staates zu befriedigen und sich nebenher zu bereichern — spricht die mediſirende Gesellschaft. Er ist entwichen, nachdem er uns zu Bettlern gemacht hat durch die Verführung des Volkes zur Industrie — grollen die Grundbesitzer. Er hat den Handel ertödtet und alle ausländischen Geschäfte ruinirt — klagt die Kaufmannschaft. Und der Pauperismus mit dem Proletariate eines erdtheilgroßen Reiches heftet seinen Fluch seiner Geburt an den Namen Kankrin.

Dies war das politische Ende eines Ministers, welchem trotzdem kaum die erbittertsten Feinde eine achtenswerthe prinzipielle Konsequenz abzusprechen wagen. Ein einziger Irrthum, durch ein Vierteljahrhundert mit Hartnäckigkeit fortgesetzt, hat ihn vernichtet. Und dieser Irrthum war doch am Ende nur ein Erbe des Irrthums Peter des Ersten, wonach Rußland mit den Niederlanden verwechselt ward, während die Unfreiheit des Volkes und die Verschiedenheit aller natürlichen Vorbedingungen unberücksichtigt blieben.

Im April 1845 ward Herr v. Wrontschenko Finanzminister. Im Finanzsysteme offenbart sich bis heute keine Aenderung. Keine Steuererleichterung ist eingetreten. Dagegen wird die Erlangung des steuerfreien Adels erschwert; die Vereinfachung und Zusammenlegung vieler Behörden soll Ersparnisse erschaffen. Neue Erschwerungen der Paß- und Zollgesetze sollen neue Geldquellen werden. Die Manufakturindustrie bleibt plötzlich ununterstützt und man zwingt Tausende mit einem Schlage zum Ackerbau. Die ganzen Judengesetze reduziren sich auf grobe Finanzoperationen. Und selbst die neuesten Baardarlehen an Frankreich und England vermögen Europa nicht zu täuschen. Die

Staatsschuld hat sich trotz derselben um nichts vermindert, die Masse des umlaufenden Papiergeldes ist nicht verringert und sein reduzirter Werth hat kein Erhöhung erfahren.

Graf Kankrin aber ist seitdem gestorben. Die Schroffheit der Urtheile wider ihn hat sich darum in einer Weise gemildert, daß die Petersburger Kaufmannschaft ihn sogar ein Denkmal errichten will. Oder wird auch dieses Denkmal eine der steinernen Lügen in der Czarenresidenz werden?

Sollte dereinst die neue Steinbrücke wirklich den Newastrom so machtvoll beherrschen, daß ihr Uebergang zu allen Jahreszeiten und auch während des Eisganges vollkommen gesichert bliebe, so müßte der Isaaksplatz vollständig veröden. Nicht nur zu schmalen Bächlein würden die Menschenströme einschrumpfen, welche jetzt das Geistes- und Handelsleben von Wassili-Ostrow darüber hinleitet, sondern vollkommen versiegen müßten sie, wenn dann zur Ausführung käme, daß die Isaaksbrücke gänzlich weggenommen würde. Denn außer dieser Brücke existirt im ganzen Umkreise des Platzes keine Nöthigung zu massenhaftem Menschenverkehr. Nur die Karossen der Senatoren und Synodmitglieder würden dann noch am Kaiserbilde vorbeirollen; die ganze Petersburger Straßenbewegung würde sich überhaupt von dem Nefskyprospekte hinüber nach der Erbsen- und Wosnoseeskyprospektive werfen. Selbst der Winterpalast würde es nicht vermögen, dem Bedürfniß der Bevölkerung zuwider, die Massen in seine Umkreise zu bannen. Und gesetzt auch, dort schwände nichts an der Verkehrslebhaftigkeit: der Isaaksplatz würde deren doch nicht theilhaft bleiben. Seine Nachbarschaft ist ja eben nur im künstlich geweiteten Petersburg eine solche zu nennen. Das beinah

werftlange Admiralitätsgebäude mit seinem ungeheuern Vorplatze breitet sich ja zwischen dem steinernen Czaren vor der Isaakskathedrale und der Alexandersäule am Winterpalast. Auch die Vollendung der Isaakskirche vermag den Platz dann nicht lebendig zu machen; sie wendet ihm nur ihre Rückseite zu. Nichts bleibt Peter dem Großen an lebendiger Nachbarschaft, als einige Garde-Regimenter, welche von Zeit zu Zeit in der Reitbahn aus und ein reiten die man nahe bei der Isaakskirche aufgebaut hat.

Diese Reitbahn deutet natürlich nach Petersburger Weise mit keinem Stein auf ihre Bestimmung. Mit ihren Säulenhallen, Götterbildern und dem Alexanderzug im Frontispiz gleicht sie dagegen einem altgriechischen Tempel oder neumodischen Museum auf das Haar. Selbst die marmornen Rosse und ihre Bändiger zu beiden Seiten der breiten Freitreppe tragen nicht das leiseste Kriegszeichen.

Petersburg würde wahrscheinlich auch nur selten von dieser „Manège" sprechen, wenn eben die Räume derselben ausschließlich den Waffenübungen der Gardereiterei gewidmet wäre. Allein der Zufall oder die Hofsitte hat eine Gewohnheit großwachsen lassen, welche diese Manège für ganz Petersburg wichtig erscheinen läßt. Der Kaiser ertheilt hier nämlich bei Gelegenheit der Parade seiner Truppen mitunter eine flüchtige Audienz. Wer nun noch nicht hoffähig ist und hier zu dieser Ehre zugelassen ward, ist als ein benedeieter Mann zu betrachten. Es wird nicht lang dauern, und die Säle des Winterpalastes stehen ihm offen; die hoffähige Gesellschaftswelt anerkennt seine Ebenbürtigkeit sogar sogleich nach stattgehabter Audienz, und der vorher Unbeachtete findet nunmehr seine Tische von Einladungs- und Visitenkarten überdeckt. Das gefährlichste Zeichen ist dagegen eine nur in der Manège gewährte Audienz für denjenigen, welcher den Empfang in den kaiserlichen Gemä-

chern seinen Rang zufolge zu gewarten hatte. Es kommt bloß noch auf die von den Adjutanten erlauschten Worte und Mienen des Kaisers bei der Unterredung an, ob die Hofwelt den bedenklichen Mann sogleich völlig von ihren Einladungslisten streichen, oder ob sie ihn vorläufig höflich kalt empfangen soll, bis deutlichere Zeichen am Horizonte aufgestiegen sind.

Eine solche Audienz erfüllte aber im Jahre 1844 das Gespräch der Petersburger Vornehmen nachhaltiger und ausschließlicher, als sonst wohl derartige Vorfälle pflegen. Denn General von Saß war es gewesen, den der Kaiser hier kurz und flüchtig gesprochen hatte. Wir in Deutschland haben freilich über der Romantik seiner Kaukasussiege auch längst schon nicht mehr an die Verdienste gedacht, welche sich General Saß im Türkenkriege um die russischen Waffen erworben hatte. Das Petersburger Kriegsministerum schien dagegen um jene Zeit noch mehr, es schien sogar die Heldenkämpfe am Kuban vergessen zu haben und die erschreckende Geltung des Namens Saß für nichts mehr zu erachten. Man hatte ihn ihm Jahre 1842 urplötzlich von seiner Feste Procznoi-Okop nach der Residenz beordert. Dort sah man ihn beinah gemieden von Jenen, welche früher so eifrig um ein Wort und ein Blick buhlten, sein Name schien im Winterpalaste verhallt, und war daher natürlich in den Sälen der Hofgrößen augenblicklich streng verpönt worden. Das Publikum kümmerte sich dagegen noch eifrig um den Tscherkessensieger und erfuhr dann bald, daß Baron Saß auf unbestimmte Urlaubszeit nach seiner Heimath entlassen worden sei. Nunmehr wußte es nicht nur mehr die Palastwelt, sondern auf Gassen und Straßen erzählte man es einander, wie damit eine milde Form ungnädiger Beseitigung in Ausführung gekommen war. Bald wußten auch Viele von Anklagen und Beschuldigungen zu sprechen, welche das allerhöchste Mißfallen herauf-

geſchworen hatten; und nach gewohnter Petersburger Weiſe fragte niemand nach Schuld oder Unſchuld, ja kaum nach dem Warum. Man iſt ſolcher verſchleierten Geheimniſſe zu gewohnt, um ſich ernſtlich mit den bedenklichen Verſuchen zu ihrer Enthüllung zu beſchäftigen; man iſt auch zu gewohnt, überhaupt nur dasjenige zu bemerken, was vom Lichte der Czarengnade angeſtrahlt wird. So ward ſelbſt General Saß, obgleich einer der populärſten Namen, ſehr bald ein abgethaner Mann.

Allein das Jahr 1843 rief die ganze Angelegenheit in das Gedächtniß der Menſchen zurück. Trotz aller Cenſurvorſicht und trotz aller Fanfaren offizieller Berichte hatte ſich die Kunde vom dauernden Mißgeſchick der ruſſiſchen Waffen am Kaukaſus in die Reſidenz eingeſchlichen. Man war aber ſeit beinah zehn Jahren gewohnt geweſen, die Worte Saß und Sieg als engverbündet zu betrachten, man hatte ſich auch ſo gern an den Schilderungen ſeiner Kriegsthaten ergötzt, kurz man wagte im Publikum wieder an den beſeitigten Heerführer zu denken, ja ſogar hier und da offen oder verſteckt den Wunſch nach ſeiner Wiederberufung auszuſprechen. Da lief auch eines Tages wirklich die Nachricht von Mund zu Mund: Saß iſt wieder aus ſeiner kuriſchen Einſamkeit hereingekommen, hat ſich um Gehör bei dem Kaiſer beworben, wird wieder kämpfen und ſiegen. Aber nachher erfuhr man, er habe wochenlang auf die Gnade der Audienz harren müſſen, und der Kaiſer habe nur wenige Worte faſt nur beiläufig bei einer Parade in der Reitbahn der Chevaliergarde mit ihm geſprochen. Darauf war der General wieder aus Petersburg, und zwar nicht auf der Moskauer Straße, ſondern zurück nach Kurland gefahren. Ja man erfuhr, daß ſein Urlaub ſogar bis zum September des Jahres 1844 verlängert ſei — kurz, lauter Ueberraſchungen, lauter Räthſel, lauter Stoff zu den geheimnißvollſten Vermuthungen. — Wie es in Rußland Gewohnheit iſt, ſo blieb man

auch diesmal auf dem Schauplatze der Ereignisse von deren innern Zusammenhange, wie vom eigentlichen Thatbestand am längsten ununterrichtet. Nur sehr einzeln tauchte hier und da ein Wort von stattgehabten Untersuchungen auf; in stillster Heimlichkeit zeigte Einer dem Andern ein russisches Pamphlet, worin Saaß mit den gröbsten Beschuldigungen überhäuft war, und selbst später schlich sich die Darstellung der Veranlassung zu jener Abberufung und Beseitigung des Kaukasussiegers nur verstohlen hier und da in eine vertraute Mittheilung ein.

Bekanntlich waren die Jahre 1840 und 1841 im östlichen Theile des Kaukasus von einer Reihe von Vorfällen bezeichnet gewesen, welche die russischen Unterwerfungspläne immer tiefer im Preise sinken ließen. Außerdem ewige Meinungsverschiedenheiten, Mißhelligkeiten, Rang- und Befugnißstreite unter den obersten Führern. General Grabbe, welchem die Oberleitung der Nordarmee und die Führung ihrer östlichen Flanke speziell anvertraut war, hatte überdies im Jahre 1842 noch die berüchtigte Niederlage im Lande der Gumbeten erlitten, welche über 100 Offiziere und an 1000 Soldaten kostete. Dadurch war der Besitz des nördlichen Daghestan, der Ufer des Koisuh und selbst der westlichen Hälfte des Terek mehr als jemals in Zweifel gestellt worden. Die Abberufung dieses Generals nach Petersburg, wo er sich darüber verantworten sollte, war die nächste Folge gewesen. Herr von Golowin, welchem neben der obersten Leitung aller kaukasischen Angelegenheiten auch das Oberkommando über die transkaukasische (Süd-) Armee oblag, sowie General von Saß, der Kommandant der westlichen Flanke der Nordarmee (Kubanlinie), blieben jedoch noch ungestört an ihren Posten. Allein im fernern Verlaufe der Grabbe'schen Untersuchungen schien ein Theil der Schuld am Unglück der letzten Jahre auch auf Herrn von Golowin zu fallen und so ward er ebenfalls nach Peters-

burg beordert. Da hieß es plötzlich, weder Golowin noch Grabbe, nur General von Saß hat die Verluste (besonders im Lande der Tschetschenzen) zu verantworten; er hat trotz rechtzeitig erhaltenen Befehles keine Hülfstruppen zur bestimmten Zeit und an die bestimmten Orte gesendet. So forderte man auch ihn zur Verantwortung. Allein damit verwickelten sich die Widersprüche nur immer mehr; die Anklagen spielten sich auf das Feld der Subordinationsverletzung hinüber, Beschuldigungen, Entschuldigungen, Einwände und Entgegnungen kreuzten hin und wieder, die Unzulänglichkeit der ganzen bisherigen Einrichtung in den militärischen Kommando's am Kaukasus mochte sich dabei unwiderleglich erweisen — kurz, man durfte vielleicht selbst in Petersburg den Dingen nicht näher nachfragen, ohne dem Kriegsministerium zu nah zu treten; und so blieben die Erörterungen ohne Erfolge, die drei Generale vor der Hand ohne Beschäftigung. Dies ging der ersten Abreise des General von Saß nach Kurland vorher. Doch tauchten bald darauf neue Verdächtigungen, neue und speziellere Anklagen gegen ihn empor. Besonders erzählte jenes russische Pamphlet, welches trotz Censur und Polizei erschienen und in vielen hundert Exemplaren ausgestreut worden war, so grausenerregende Einzelheiten seines militärischen Schreckenregimentes, daß ihnen, wenn sie bewahrheitet werden konnten, nothwendig eine schimpfliche Absetzung hätte folgen müssen. Trotzdem wurde nicht einmal eine offizielle Anfrage an den General gestellt und seine zweite Ankunft in der Residenz war eine selbstwillige, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, wie hier jedes Schweigen von den Neidern und Gegnern als Eingeständniß verkündet werde. Eine glanzvolle Vertheidigung, bei dem Generalstab eingereicht, nannte die öffentliche Stimme dessen größten europäischen Sieg. Dennoch mochte nicht gelungen sein, in den höchsten Regionen eine Mißstimmung vollkommen

zu beseitigen, deren eifrige Unterhaltung in Petersburg eben so, wie in den Ostseeprovinzen der am Hofe immer kräftiger erwachsenden und auch im Heere seit dem Tode Diebitsch's einflußreichen Partei des deutschfeindlichen Moskowiteradels zugesprochen wird. Und allerdings zeugen die verschiedenen Schicksale jener drei kaukasischen Generale laut für eine solche Annahme. Der einzige altrussische Aristokrat, obschon ein hochbetagter, arbeitsmüder Mann, Herr von Golowin, wurde wieder im Staatsdienst beschäftigt, indem man ihn bereits im Frühling 1845 als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen einsetzte, obgleich man damit seit deren Einverleibung zum dritten Male die beschworenen Verträge des Nystädter Friedens brach, wonach „fernerhin und für ewige Zeiten" nur einem Edelmanne der baltischen Ritterschaften auf diese Stellung ein Anspruch zustehen soll. General Grabbe wurde zwar mit dem erblichen Besitze der im Gouvernement Augustowo gelegenen Güter von Krakopol belehnt, jedoch des aktiven Dienstes enthoben. Die Laufbahn des noch in voller Manneskraft stehenden General von Saß endete mit der flüchtigen Audienz im Tempelgebäude der Reitschule der Chevaliergarde sogar vollkommen. Unbelohnt entließ man den von seinen Siegen keineswegs bereicherten Helden nach seiner Heimath, und dort lebt er, aus dem Kaiserdienste geschieden, ein pensionirter Offizier, ein Beispiel russischer Erkenntlichkeit. —

Niemand gedenkt jetzt mehr in Petersburg und in den staatsmächtigen Kreisen jener zurückgesetzten Männer. Die folgenden Gestaltungen des kaukasischen Krieges haben es dagegen übernehmen müssen, ihnen die rechtfertigende Genugthuung zu gewähren. Denn ob man auch den Fürsten Woronzoff mit unbeschränkter Diktatur bekleidete, ob man auch mit immer neuen Siegesberichten in den russischen Zeitungen die Wahrheit übertäubte, ob man auch unerhörte Menschenopfer darbrachte und

unerhörte Mittel aufbot: — am Ende des Jahres 1846 iſt nicht nur die öſtliche Hälfte des kaukaſiſchen Kriegsſchauplatzes noch minder im ſicheren Beſitze Rußlands, als am Beginn der vierziger Jahre, ſondern ſelbſt die vom General Saß bereits gegen das Ende der dreißiger Jahre vollkommen bezwungene Steppe des Kuban, ſowie die Berggebiete der Laba ſtehen von Neuem in Waffen gegen die ruſſiſchen Gebietiger. —

Aus der ungnädigen Audienz im Reitſtalle, welche der Petersburger Welt ein Stücklein Unterhaltungsſtoff bot, iſt unverſehens ein Stück ruſſiſche Staatsgeſchichte worden.

Undurchdringliche Wolken eines feinen, die Lungen ſchwer beläſtigenden Staubes verhüllen bei Sonnenſchein die Ausſicht von dem Iſaaksplatze längs der Admiralität nach dem Winterpalaſt und der Alexanderſäule. Eine faſt unbefahrbare Kothfläche bietet dagegen die langgeſtreckte Ebene, wenn Regen und Nebel dieſe Staubwolken niedergeſchlagen haben. Allerdings bleibt auch dann noch der Anblick ſeines Gebäudekranzes großartig und prachtvoll genug: man erſieht ja von Außen die Verwitterung nicht, welche aus dem auch hier nur überdeckten, nicht bewältigten Sumpfboden in den Quadern unabläſſig vom Fundamente zum Giebel aufſteigt, und der Hausſchwamm, welcher die Holzlagen zerfrißt, wird von der immer erneuten Uebertünchung verhüllt.

Der Vorraum des Winterpalaſtes ſelbſt beſteht ausſchließlich aus kaiſerlichem Zubehör. Kein Menſch der „freien“ Stände kann ſich rühmen, aus ſeinen Fenſtern auf den Schloßplatz zu blicken, deſſen Mitte die vielbeſchriebene und vielbeſprochene Alexanderſäule bezeichnet.

Man richtete sie bekanntlich kaum acht Jahre nach dem Tode des Kaisers auf, als sei da bereits nöthig gewesen, sein Gedächtniß aufzufrischen. Und solche Verherrlichungseile mag allerdings wie eine Ironie auf die lebendige Kraft der Erschaffungen und Errungenschaften Dessen erscheinen, den sie ehren soll. Aber dürfen wir uns darob verwundern? Wurde denn im nichtrussischen Europa die Monumentomanie nicht eben auch epidemisch, nachdem die wirkliche Pietät für geschichtliches Verdienst rokoko geworden war? Petersburg ist nun aber durch und durch modern, ja Modernität um jeden Preis und in jeder Lebensäußerung ist sogar sein einziger konsequenter Charakterzug: da hatte man also auch ein volles Recht, jenem Alexander eiligst ein Monument zu errichten, welcher diese Modesucht in seiner Residenz eben erst recht vollgültig gemacht hatte. Hier auch nur ist sein Name wirklich populär; im eigentlichen Rußland nicht. Man hat mit dieser Säule nicht einmal ein Andenken an den Kaiser im Herzen des Petersburger Russen aufgerichtet. Dieser hält sie für ein Ehrendenkmal des Alexander Newski, an dessen Kalendertage sie aufgerichtet ward; gerad so, wie er die Triumphpforte am Narwa'schen Schlage für die alexandrinischen Siege nur als „dreiwinkliches Thor" bezeichnet, da seine Begriffswelt eben nur in deren Formen den Anhalt für einen Namen auffand. Dem fremden Wandrer endlich mag die Alexandersäule mehr eine Allegorie Petersburgs, als ein Kaiserdenkmal erscheinen. Einen ungeheuern finnischen Granitmonolithen hat man zur Säule à la Grecque verarbeitet und auf die schlanke griechische Schönheit ein Stückchen christliches Dogma in Gestalt eines kreuztragenden Engels gepfropft. Man hat die Gegensätze zusammengezwungen. Dazu ist das rauhe Material der Säule so sorgfältig geglättet und polirt, daß kein Beschauer den Urstoff erkennen mag; und der vom Heidenthum balancirte christliche

Glaube erhebt ſich über einem Fundament, welches nur mit kriegeriſchen und kaiſerlichen Inſignien geſchmückt iſt, welches ferner von einem auf Kanonenläufe geſtützten und wieder von doppelköpfigen Adlern überragten Gegitter umhegt wird, um welches zuletzt eine elegant uniformirte Schildwache aus der „goldnen Kompagnie“ kreiſt, um jede Möglichkeit unerlaubter Annäherungen abzuwehren. Ja, ſelbſt daß die zierlich geſtaltete Granitmaſſe von Anfang an riſſig war, der Verwitterung eilig entgegenſchreitet und von der Kunſt des Verkittens, Verklebens und Ueberpolirens dennoch mit ſolchem Geſchick bearbeitet ward, daß man nur im hellſten Sonnenſchein und nur unter einem gewiſſen Geſichtswinkel die Spuren dieſes innerlichen Siechthums zu erkennen vermag — wie übereinſtimmend iſt es mit der Newahauptſtadt. Auch endlich der Ausblick vom Standpunkte der Säule. Links und rechts hin geht er über eine weite Fläche, deren Grenzen die Wohnſitze kaiſerlicher Macht bezeichnen; rückwärts bleibt zwar der Einblick auf nichtkaiſerliche Menſchenwohnungen, aber vom Rahmen eines kaiſerlichen Gebäudes eingefaßt; vorwärts iſt alle Ausſicht vom Kaiſerpalaſte verdeckt. Wahrlich, der Name Alexanderſäule iſt falſch und Petersburgſäule wäre die richtige Bezeichnung.

Was nun vom Winterpalaſt? —

Bei ſeinem erſten Anblick mag es oft geſchehen, wie bei der erſten Begegnung mit geſchichtemachenden Perſönlichkeiten, auf deren glattem Geſicht weder die feinen diplomatiſchen Noten, mit denen ſie Staaten umformten, noch die welterſchütternden Kriege, aus denen ſie ſiegreich zurückkamen, eine Spur zurückgelaſſen haben. Der Winterpalaſt iſt ein Fürſtenſchloß in jenem abgebrauchten Styl des moderniſirten Louvregeſchmackes, nur in ſehr vergrößertem Maßſtab und mit überreichlicher Verſchwendung aller jener Zierrathen, welche dieſem Style eigenthüm-

lich sind. Drei Stockwerke bilden die Höhe des Baues, dessen jede Fensterreihe anders gestaltet ist, dessen sämmtliche Frontebreiten von einer solchen Unmenge von ionischen und korinthischen Säulen, Pfeilern, Gesimsen, Aufsätzen, Statuen und Büsten, Arabesken und Gehängen unterbrochen werden, daß das Auge nirgends einen Ruhepunkt zu finden vermag. Nur aus der Ferne erlangt die Auffassung ein ganzes Ergebniß, in der Nähe ist vor lauter Hin- und Herirren des Blickes kein Gesammtbild zu ermöglichen. Dabei fehlt dem Gebäude trotzdem jene angenehme Wärme der Bauten gleichen Geschmackes in Deutschland und Frankreich. Es ist für dessen auf Einzelheiten berechnete Wirkung zu weitgedehnt, während die Ueberfülle der Verzierungen den ursprünglichen Verhältnißfehler noch greller hervortreten ließ. Dadurch gewinnt alles Lächelnde und Gefällige seiner Architektur etwas Gezwungenes; man könnte das ganze Gebäude unwahr nennen. —

Ueberdies liegt der Bau, obgleich inmitten der Stadt und inmitten der zu ihm gehörigen Häuser, doch seltsam abgesondert und abgeschnitten vom umgebenden Leben. Die Wege führen weit abseits vorüber und das Newakai des Palastes hat nur die Bestimmung eines Spazierweges, wird jedoch verhältnißmäßig selbst dazu wenig benutzt. Man mag diesen Palast viel eher für eine kaiserliche Einsamkeit erachten, als die sogenannten Eremitagen, an deren Vor- und Rückfronten sich die Lebensbewegungen viel näher anschmiegten. Man erblickt auch gar kein Zeichen einer unmittelbaren Verbindung mit der umliegenden Welt, nur Zeichen der Abwehr, Wachen an allen Ecken, Zeichen abschließender Vornehmheit, die goldne Kaiserkrone über dem Hauptportal und die Flagge auf der Zinne, Zeichen geheimnißvoller Herrschaftsübung, die unenträthselbaren Schwingungen und Stellungen des schwarzen Telegraphenzeigers auf weißer Platte am Vorsprung des westlichen Flügels.

Dies Alles giebt dem Schloß zwar etwas Beängſtigendes, aber nichts Erhabenes und man würde auch ohne alle andern Erfahrungen ſchon bei dieſem Anblick erſtaunlich mißtrauiſch gegen das patriarchaliſche Verhältniß zwiſchen Volk und Herrſcher werden, von welchem die offiziellen Lobredner ſo rührende Dinge zu erzählen wiſſen.

Petersburg glaubt daran freilich eben ſo wenig, hat aber ſehr wahrſcheinlich für die Erwartung des Fremdlings, der Kaiſerpalaſt ſolle ein charakteriſtiſches, ein hiſtoriſches Gepräge tragen, ebenfalls nur Spottworte bereit. Und warum nicht? Iſt doch ſolche Forderung wirklich nur ein Erzeugniß eines gewiſſen Romantizismus, der uns Deutſchen wunderlich genug anſteht. Die Petersburger haben ſogar vollkommen Recht, wenn ſie nur dem Augenblicke eine Berechtigung zugeſtehen. Hängt doch ihr ganzes Leben nur am Augenblick und der Lebensgang des ganzen Reiches endlich nur am gerad herrſchenden Prinzipe des Alleinherrſchers. Darum gilt vor Allem, jede Erinnerung an eine Vergangenheit zu verwiſchen, die nicht genau in die Gegenwart paßt, darum vor Allem jede Spur einer Kraft zu tilgen, welche irgendwo und irgendwie ſelbſtwirkend auftrat — nenne ſie ſich Menſchen-, Volks- oder Elementarmacht. Die ſchwarzen Tafeln mit dem Ueberſchwemmungsdatum ſind in dieſer Hinſicht die einzige Ausnahme in St. Petersburg. Dagegen mahnt am Winterpalaſte nichts mehr an die Feuersbrunſt vom Jahre 1837. Die Petersburger wiſſen auch nicht Lobes genug davon zu machen, wie raſch die neue Pracht emporgeſtiegen ſei und von den Todten, welche die Uebereile koſtete, ſpricht natürlich Niemand. Das ſind abgethane Sachen. Ueberdies hat ja der Staatsrath von Gretſch Cüſtine's Behauptung, es ſeien Tauſende darüber zu Grunde gegangen, in einigen Brochüren der Unwahrheit bezüchtigt. Wo ſteht denn in den Todtenliſten des folgenden Jahres zu leſen:

„gestorben an den Folgen des Baues?“ Was beweist denn für die Wahrheit der Menschenopferung die gleichzeitige Notiz der Petersburger Zeitung: „zwar erkranken und sterben die bei dem schnellen Wiederaufbau des Winterpalastes angestellten Arbeiter zu Hunderten in Folge ungesunder Ausdünstungen, welche der Schnellbau mit sich bringt; allein es geht derselbe dennoch rasch vorwärts, denn die Abgehenden werden immer sogleich wieder durch andere ersetzt?“ Es ist eben nur eine Zeitungsnachricht. Und sicherlich wurde es auch von ganz andern Zufälligkeiten bedingt, daß im Jahr 1839 — wo bekanntlich der zu Ende gehende Bau mit der höchsten Eile betrieben wurde — 18459 Menschen und zwar 12341 Männer auf den Petersburger Todtenlisten stehen, während kein anderes Jahr seit 1800 (das Cholerajahr 1831 ausgenommen) einen gleichen Leichenreichthum aufzuweisen hat.

Die Petersburger gute Gesellschaft, d. h. die hofangehörige Welt und jene Kreise, welche jeden Menschen ebenfalls nur nach der Antwort auf die Frage: Est-ce-que vous êtes présenté (à l'empereur)? zu klassifiziren wissen, endlich auch alle daran hängenden und sie nachäffenden Klassen — zusammen also zwei Drittel der Geltung beanspruchenden Bevölkerung St. Petersburgs sind überhaupt bereits dahin gediehen, die Erinnerung an Cüstine „de mauvais genre“ zu finden.

Wer möchte auch eingestehen, daß man von seinem Buche nicht nur betroffen, sondern auf das Empfindlichste getroffen war? Und doch ist es so geschehen, ist geschehen trotz aller Uebertreibungen und hohlen Redensarten, welche Niemand von Cüstine's Werk hinwegzuläugnen vermag. Denn neben diesen Uebertreibungen und Redensarten brachte das Buch unzählig viel Richtiges: es öffnete Rußland in der That die Augen über Rußland. Petersburg ward inne, daß außer der Residenz auch noch ein Rußland vorhanden sei, welches bei Staatsfragen, bei

den Fragen um Wohl und Wehe des Reiches in Betracht komme. Das Buch war eine Ueberraſchung, deren Gleichen man ſeit Jahren nicht erlebt hatte, ſelbſt beim Erſcheinen der Memoiren Maſſons nicht in gleichem Grade.

Man muß jene Zeit, in welcher das Buch erſchien, in Rußland durchlebt haben, um deſſen weitgreifende Wirkungen beſonders in den baltiſchen Provinzen und in den Hauptſtädten vollſtändig zu würdigen. Zwar waren ſeit Jahren aus England und Deutſchland hundertfältige Beurtheilungen Rußlands von den Buchhändlern als lockende Waare eingeſchwärzt und zu enormen Preiſen verkauft worden; aber gerad in den kultivirteſten Provinzen und Kreiſen — ſelbſt in den deutſchen — wird Deutſches und Engliſches verhältnißmäßig wenig geleſen. Auch hatte die Regierung bisher niemals eine offizielle Vertheidigung gegen die unmittelbarſten Angriffe, ja kaum eine mittelbare Zurückweiſung oder Berichtigung der ausländiſchen Anklagen und Darſtellungen für nöthig erachtet. Sie hatte ſich damit begnügt, durch dritte Hand und anſcheinend ohne ihr Vorwiſſen, von ergebenen Organen wieder und wieder die Behauptung ausſprechen zu laſſen, alle Schilderungen, Nachrichten und Beurtheilungen von ruſſiſchen Begebenheiten und Zuſtänden trügen mehr oder minder den Stempel der Nichtkenntniß natürlicher Verhältniſſe und nationaler Geſtaltungen, ſeien nur Offenbarungen eines perſönlichen Mißwillens, verfehlter Spekulationen, oder auch jenes wühleriſchen Sinnes, welcher ſich allüberall gegen die beſtehende Ordnung der Dinge, wie aller geſetzlichen Form auflehnen. Dem Auslande gegenüber geſchah alſo in der That nichts zur Vernichtung des dort Ausgeſprochenen, für das Inland ſchien die vertilgende Cenſurſchwärze oder ein Einfuhrverbot der betreffenden Werke vollſtändig zu genügen. Kam ja eine ſolche Schrift in die Hände ruſſiſcher

Unterthanen, so doch nur ausnahmsweise und nicht in viele; im übrigen Publikum aber waren jene allgemeinen Abweisungen wirklich von großer Wirksamkeit gewesen. Man hatte selten versäumt, beispielsweise irgend eine solche Behauptung als falsch hervorzuheben, von welcher eine der vielen russischen Nationaleitelkeiten gleichzeitig verletzt werden mußte. Selbst die Besonnenern wendeten sich daher mitleidig lächelnd von den ausländischen Besprechungen russischer Angelegenheiten, und im weitern Publikum, dessen Wissenschaft ja überhaupt größtentheils traditionell blieb, ward eine völlige Verachtung ausländischer Schriftwelt, soweit sie Russisches betraf, zur bequemen Mode. Ein Theilchen dieses Mißtrauens ging auch in die großen Kreise der winterschlafenden Seelen des nichtrussischen Lesepublikums über. Aus Rußland selber kamen gleichzeitig niemals andere Nachrichten, als die bekannten, von ruhmrediger Eitelkeit triefenden und in sklavischen Lobhudeleien sich umherwälzenden Redensarten.

In einer größern Gesammtheit der nationalrussischen Welt war überdies eine laufende Theilnahme an den Begebnissen des eigenen Reiches noch niemals vorhanden gewesen; wenn sie einmal erwachte, geschah es planlos und stürmisch in einzelnen stürmischen Tagen, selbst während dieser immer nur als Ergebniß des persönlichsten Egoismus enggeschlossener Kreise. Eine selbstständige politische Meinung, eine objektive Anschauung der Dinge hatte sich nur bei äußerst Wenigen ausgebildet und mußte natürlich, weil vereinsamt und machtlos, in tiefster Seele verborgen bleiben. Selbst die laue Theilnahme an den Weltgeschäften, welche im Beginn der dreißiger Jahre längs der baltischen Küsten aufzudämmern schien, war mehr ein Kind ausländischer Mode, denn ein Erzeugniß selbstbewußten Bedürfnisses und Dranges gewesen. Mit Polens Vernichtung hatten aber vollends alle inländischen An-

regungen aufgehört und im Auslande bauten die folgenden Jahre an den begonnenen Aenderungen des Staats- und Völkerlebens ruhig weiter, so daß auch sie dem politisch ungeübten Blicke völlig bedeutungslos erschienen. Hatte man doch selbst von dem Jahre 1840 kaum eine weitere Notiz genommen, als daß man nach dem nunmehrigen persönlichen Verhältniß zwischen dem neuen König von Preußen und dem Czaren fragte, und beiläufig von einer Entfremdung zwischen den Schwägern flüsterte.

Unter solchen Voraussetzungen und Verhältnissen mußte alle politische Theilnahme in immer tieferen Schlummer versinken; die Censoren durften ihre Druckerschwärze ungefragt und unablässig über alles Russische rollen, was trotz Geheimpolizei und Cabinet noir den Weg zum Auslande gefunden hatte und nach dem Ostreiche zurückkehren sollte. Klang aber trotzdem ein Tadel, einen Erstaunensruf, ein Zornschrei oder sonst ein unbequemes Wort von draußen herein, so sprach die russische Indifferenz: ich glaub's nicht. Damit war es abgethan. Das absolute Schweigen der Herrschenden blieb das wirksamste Opiat der Beherrschten.

Da schmetterte auf einmal der Posaunenstoß vom Cüstine'schen Buch durch die Grabesstille. Und eben diesem Manne, dem Sohne des wohlbekannten und mit Katharina's Gunst geschmückten Gesandten, hatten die Hofleute in Petersburg alle möglichen Artigkeiten erwiesen: car il avait été présenté. Und sie hatten es mit eignen Augen gesehen, wie Kaiser, Kaiserin, Thronfolger, Großfürsten und Großfürstinnen ihn wiederholten Gespräches und wiederholter Aufmerksamkeit gewürdigt hatten. Und dieser selbe Mann, dieser Aristokrat in Abkommen, Manieren und Aeußerungen, hatte dennoch geschrieben, hatte sogar ein indiskretes Buch voll bittersten Tadels gewagt. Ja, diesmal begnüg-

ten ſich die Cenſoren nicht einmal mit Ueberſchwärzung der Auszüge und Beurtheilungen, welche die ausländiſchen Zeitungen brachten, ſondern man hatte ſie ausgeſchnitten und ſogar einige Nummern der betreffenden Blätter an der Grenze zurückgehalten. Selbſt denen, welchen beſondere Gunſt bisher die ausländiſchen Schriften uncenſirt hatte zukommen laſſen, entſtanden weſentliche Lücken im aufgeſammelten Jahrgang und die Buchhändler — ſonſt kühne Schmuggler im literariſchen Artikel — verweigerten die Beſchaffung des Buches*).

Solches und Aehnliches war ſeit Menſchengedenken unerhört; ſelbſt die diplomatiſchen Indiskretionen des Portfolio hatten keine ſolchen Maaßregeln hervorgerufen. Welche Geheimniſſe mochte alſo die Russie en 1839 enthüllen? Welche Schleier der Vergangenheit mochte ſie lüften, welche Zukunftsplane offenbaren? Man erkannte plötzlich, wie völlig fremd man der eignen Heimath geworden ſei, und es tauchten eben ſo plötzlich alte verſchollene Geſchichten wieder auf, und es ſchwirrten neue Gerüchte dazwiſchen, und Einer flüſterte ganz leis dem Andern zu, was er aus vierter Hand vom Inhalt des Buches erlauſcht haben wollte. Man fragte plötzlich — ein unerhörtes Ereigniß in Petersburg — man ſprach ſogar trotz Geheimpolizeifurcht. Nur wer das Buch ſelbſt geſehen hatte, verläugnete es; wer es geleſen, wollte nichts davon wiſſen; wer es beſaß, verbarg es gleich einer Todſünde. So furchtbar erſchien es. Der Staat ſchwieg noch conſequent; aber man

*) Seit dem Erſcheinen des Cüſtine'ſchen Werkes datirt in Rußland dies neue Verfahren bei der Vernichtung der von der Nachcenſur in ausländiſchen Schriftwerken geſtrichenen Stellen. Man hat entdeckt, daß die kaiſerliche Druckſchwärze ſich ohne Schaden der überdruckten Schrift entfernen läßt; darum wird jetzt vorzüglich in den Zeitungen die betreffende Stelle mit Bimsſtein ausradirt, oder wenn dies zu mühſelig, ſogleich ausgeſchnitten, wobei natürlich die unſchuldige Rückſeite des Blattes auch verloren geht.

wußte bereits, daß der nordiſche Bienenvater, General von Gretſch, nach Paris abgegangen war, um das entſetzliche Werk an Ort und Stelle zu zermalmen. Damit wachte der lang verhaltene Argwohn gegen die Unfehlbarkeit der herrſchenden Mächte in Kreiſen wieder auf, welche beinah verſchollen waren. Mit einem Schlage verſchwand der Nimbus der ruſſiſchen Unberührbarkeit durch die ausländiſche Preſſe. Dieſe ſeltſame Inkonſequenz des Petersburger Kabinets erzeugte eine lange Kette von Konſequenzen, welche diesmal keineswegs die ausländiſche Welt, ſondern eben die wichtigſten Theile des inländiſchen Publikums daran knüpften.

Eingeſtehen muß man jedoch, dieſe Konſequenzen waren bereits gezogen, ehe das Buch ſelber in zahlreicheren Exemplaren unter dem Publikum verbreitet war. Die vom Auslande mit dem Herbſt des Jahres 1843 Rückkehrenden hatten vervollſtändigt, was bisher Bruchſtück des Wiſſens geblieben war; man hatte außerdem trotz aller Wachſamkeit nicht jede Zeitungsnachricht von den Reichesgrenzen abhalten können, und mit dem Beginn des neuen Jahres waren auch die Widerlegungen Gretſch's, Jakobleff's und Anderer — obſchon verpönt, wie die Russie — maſſenweis eingeführt worden. Kurz die Schlagworte, Spitzen und Pointen waren bereits ein Gemeingut, als endlich die drei Bände ſelber in ihrer ganzen Breite einrückten. Nunmehr glaubte ſich jedoch die Mehrzahl jener Welt, auf welche ſich der nächſte Einfluß des Buches erſtreckte, bereits zu wohl unterrichtet, um die Lektüre nochmals in ihrer ganzen Ausdehnung durchzumachen. Die Wirkung der ungekannten Russie war weit mächtiger, als die Nachwirkung der gekannten; am wirkſamſten waren aber die Widerlegungen geweſen. Denn man ſah den vom Zorn geſchärften Scharfſinn hier wieder nur die abgebrauchten Waffen gemeiner Perſönlichkeit und ſchmutziger Verdächti-

gungen ſchwingen, man begegnete wieder den alten Beſchuldigungen von Undankbarkeit und Indiskretion, man erkannte das Zauſen und Zerren am flatterhaften Beiwerke des Buches, vermißte dagegen dort überall eine kernhafte Widerlegung, wo es ſich um einen Kern handelte, und mußte emphatiſche Berufungen auf die öffentliche Stimme und auf das allgemeine Bewußtſein Rußlands leſen, alſo auf Dinge, von deren Exiſtenz ſelbſt der eifrigſte Ruſſe keine Ahnung hat.

Dieſe Wirkung zu paralyſiren, hängten ſich nun die offiziellen Gegner — nicht die ſchriftſtelleriſchen, ſondern die in der Geſellſchaft verkehrenden — an zwei Unklugheiten des Marquis. Den Tadel des Kaiſers als Privatperſon und mancherlei Spott auf die Hofverhältniſſe warf man dem reſidenzſtolzen Petersburg zur Lockſpeiſe vor; mit dem Hinweis auf die Verfechtung der Volksrechte gegenüber den Rechten der Betitelten und Adeligen erregte man die Mißſtimmung der Vornehmen. So wußte man das Buch zunächſt geſellſchaftlich unmöglich zu machen, ſo ſeine Erwähnung de mauvais genre. Und ſobald dieſer Sieg wahrſcheinlich war, begann man nach alter Gewohnheit die Verkleinerung des letzten ausländiſchen Verdienſtes, des Verdienſtes, die ruſſiſche Welt aus ihrer Lethargie erweckt zu haben. Man hatte gar nicht geſchlummert, man hatte wohl gewacht, Alles beobachtet, Alles gewußt und nur der Maquis hatte ſich getäuſcht, wenn er geglaubt, was er da ſage, ſei in Rußland kein Gemeingut des Wiſſens aller gebildeten Klaſſen. Mit dieſer künſtlichen Genugthuung ſuchte man das Leben wieder in Schlaf zu lullen.

Es iſt nicht gelungen, wenigſtens nur unvollſtändig gelungen. Der Hof- und Adelswelt iſt der ſouvränen Sicherheit ihrer ſelbſt unſicher worden, hat die Macht der Preſſe anerkennen müſſen, kann die ausländiſche Beurtheilung nicht mehr mit ein Paar verächtlichen Phra-

ſen beſeitigen, iſt zur Furcht vor der Beobachtung des Fremden gekommen. Und dies Alles hüllt ſich in ein ſcheinbar berechtigtes Mißtrauen, nicht etwa gegen die wirkliche Beurtheilung — wie hätte Petersburg und Rußland dieſe zu fürchten? ſagen die Petersburger — ſondern gegen die ausländiſche „ſchmähſüchtige Oberflächlichkeit.“ Vorzüglich beſchuldigt man nun im Augenblicke die Landsleute Cüſtine's eines ſolchen Vergehens. Alexander Dumas hat dies am herbſten empfinden müſſen, obſchon oder obgleich er ſich als Marquis de la Pailleterie und Cüſtine's Gegner vorſtellte. Die Wunde war zu ſchmerzhaft; ſelbſt von einem wahrſcheinlichen Arzte mochte man ſie nicht berühren laſſen. Und ein volles Jahr hat nicht ausgereicht, ſie zu übernarben. Die haſtige Eile, mit welcher man in Petersburg, wie in der ganzen vornehmen ruſſiſchen Welt den Ankömmling mit der Phraſe entgegentritt: kein Ausländer vermag unſere Zuſtände richtig zu würdigen — ſie verräth das Bewußtſein von der Haltloſigkeit hieſiger Dinge, das Bangen vor der Offenbarung ihrer unabweislichen Zukunft.

Dieſe Zukunft naht aber bereits, trieb bereits einzelne Keime. Ein Golowin, der Sohn eines der vornehmſten Moskowitergeſchlechter, ſchleuderte ſeine „Russie sous Nicolas I.“ gegen Rußland, und ſein Haß gegen deſſen heutige Ordnung der Dinge iſt nicht kleiner als ſein Grimm gegen die Ausländer, welche er beſchuldigt, jene erſchaffen zu haben. Ein ruſſiſcher Staatsmann ſchrieb die „Russie en 1844,“ welche nicht etwa einzelne Vor-, Zu- und Einfälle geltend macht, um die innere Zerrüttung der ſtaatlichen Zuſtände zu offenbaren, ſondern, ſogar die Berechtigung des Autokratismus anerkennend, an der geſetzlichen Organiſation der Geſetzgebung, Verwaltung und innern Politik die Nothwendigkeit eines bevorſtehenden Krieges Aller gegen Alle erweiſt. Ein Dolgoruki endlich griff mit kecker Hand an die Krone des

autokratiſchen Abſolutismus, hielt die Tafeln des hiſtoriſchen Volksrechtes der uſurpirten Kaiſerallmacht entgegen und rief es ſeinem Volke zu: Deines Czaren Recht iſt ohne Recht! *).

Ausnahmen ſind ſolche Einzelheiten freilich noch, und die großen Maſſen haben keinen Theil daran. Aber auch ſolche Ausnahmen waren in den bevorrechteten Klaſſen bis zu Cüſtine unerhört. Bücher ſchaffen auch weder ſtaatliche, noch geſellſchaftliche Umgeſtaltungen; aber ſie bringen deren vorhandene Keime zum Bewußtſein ihrer ſelbſt. Solche Keime ſind jedoch vorhanden, ſind trotz Kaiſermacht und Geheimpolizei, trotz Sibirien und Tſchinowniks, trotz ſtumpfer Unkultur des Volkes und verweichlichender Ueberfeinerung der Vornehmen ſchon ſeit zwanzig Jahren zu mannichfachen Offenbarungen gekommen.

Wohl werden ſie geleugnet und ſelbſt das Ausland glaubt nicht daran, weil eben das Ausland Rußland meiſtens aus der Petersburger Perſpektive anſchaut und veranſchaulicht erhält. Der Admiralitätsthurm iſt das Obſervatorium ſolcher Beſprechungen, zur Rechten den todten Czaren bei der modernruſſiſchen Iſaakskathedrale, zur Linken den Winterpalaſt mit ſeinen Pracht- und Machtzeichen, im Rücken die Kanonenreihen der Feſtung. Durch den Neſskiproſpekt und ſein ſchweigſames, von Uniformen beherrſchtes Gewimmel ſpäht ihr Blick nach dem aſiatiſchen Rußland, durch den Admiralitätsproſpekt nach dem nationalen Rußland, durch den Wosnoſenskiproſpekt nach Polen und beiläufig auch nach den Oſtſeeprovinzen. Ueberall erſchaut er die größte Regelmäßigkeit in anbefohlenen Formen und nirgends eine ſelbſtſtändige Bewegung. Aber die halbnackten Arbeiterſchaaren ſind nicht nur auf Obrok von ihren

*) Bekanntlich iſt hierzu neueſtens noch I. Turgeneff mit dem Werke „La Russie et les Russes“ getreten.

Herrn entlaſſene Leibeigne, ſondern es ſind Menſchen, welche damit gleichzeitig aus dem patriarchaliſchen Verhältniſſen ihres heimathlichen Lebens ſchieden; die vornehmen Ariſtokraten in der reichgeſchmückten Kaleſche ſind nicht mehr nur Grundbeſitzer, deren Machtbeſtand ſich einzig auf des Volkes beſitzloſe Leibeigenſchaft ſtützt, ſondern Fabrikherrn, Induſtrielle, welche eines verbrauchenden Publikums und freien Verkehrs mit dem materiellen und geiſtigen Leben des Auslandes bedürfen, um nicht ſichern Elend entgegenzuſchreiten; die hämmernden Handwerker ausländiſchen Stammes bilden ferner keinen bürgerlichen Kern der Bevölkerung, ſondern ſtreben nur Goldmaſſen zu erraffen, um zu den vorhandenen Gegenſätzen des ruſſiſchen Lebens neue zu fügen; die flimmernden Soldatenhaufen, welche jetzt ſo peinlich ſtreng mit jeder Faſer ihres Leben an den Befehl des Kaiſers gekettet ſind, gingen aus der Leibeigenſchaft in die Sklaverei des Dienſtes, um als perſönlich Freie bei Seite geworfen zu werden, wenn ſie dem Kaiſerdienſte nutzlos wurden — als freie Männer, denen jede bürgerliche Arbeit fremd geworden und welche nun bei jeglicher Umgeſtaltung nichts in die Schanze zu ſchlagen haben, als ein abgenutztes Leben. Wo aber im innern Rußland der Grund und Boden mit ſeinen Menſchen noch in des Adels Beſitz und Gewalt iſt, da murrt der Zorn, das Moskau's Flammen kein Morgenroth der Freiheit wurden, welche dieſer nationale Adel mit ſolchem Opfer zu verdienen meinte, ſondern erſt das volle rechte Siegesfeuer bureaukratiſcher Alleinherrſchaft. —

Mit leichten Worten läßt es ſich nicht ermeſſen, wie ſeit jener Zeit der Widerſpruch der äußern Formen mit dem innern Weſen Rußlands immer klaffender auseinanderriß. Allein ſelbſt das Blut der ſtrengſten Uebung einer autokratiſchen Strafmacht kann dieſe Zerklüftung nicht mehr verkitten, ſelbſt die Purpurpracht des Kaiſermantels dieſe Riſſe

nicht mehr verdecken. Aus dem Innersten frißt der Hausschwamm im Gebälke des Staatsgebäudes nach außen und aus dem Fundamente des Volkes steigt die Verwitterung zur höchsten Zinne empor. Gleich wie die Newa jetzt gebändigt an den Grundmauern des Winterpalastes vorüberwogt und dann urplötzlich steigt, daß er in seinen Grundfesten zittert und zitternd, machtlos, preisgegeben steht, bis daß die Wasser von sich selbst zum alten Bett zurückkehren — so wogt ein unsichtbar Meer um den Selbstherrscherthron und all sein Zubehör. Wehe, wenn es im Sturme seine Wellen schleudert! Cüstine hat das Zauberwort gesprochen, welches dieses Meer mit seinen blutrothgesäumten Wetterwolken urplötzlich enthüllte vor den Blicken der leichtsinnig eitlen Newahauptstadt, vor den Blicken der ganzen Tschinownikschaar, vor den Blicken der siegessichern Herrscher im Heer und Kabinet. Das war die Wirkung seiner Schrift, und darum ist sie „in der Gesellschaft" de mauvais genre worden.

Le pouvoir absolu devient pas trop redoutable quand il a peur — dies Wort vergiebt ihm das offizielle Rußland nie, wenn es ihm auch mit dem Tode des herrschenden Kaisers jedes andere Wort vergessen mag.

Ein schroffer Uebergang von solchen Anschauungen zu dem Innern des Winterpalastes! Es kostet wirklich auch noch lange Verhandlungen und manche klingende Verführung, ehe man die Hofweite des Schlosses durchschreitet, um in die prächtige Unabsehbarkeit der kaiserlichen Zimmerreihen eintreten zu dürfen. — Man kann viel Fürstenschlösser durchmustert haben, ja vielleicht darin im Einzelnen noch mehr Pracht, noch auffallendere Ausschmückung mit den Erzeugnissen der

Kunst erschaut zu haben glauben; aber nirgends wiederholt uns jeder Blick und Schritt so unablässig das eine Wort: Du bist im Hause des Herrschers. Dort hat der Schmuck sein eignes Recht, dort hat die Kunst ihre eigne Geltung — in diesen Zimmern aber weis't uns alles nur auf eine Strahlensonne hin, auf die von der Tiara umschlungene Selbstherrscherkrone. — In dem Schloßflügel, mit dessen vielbesprochenen Wiederbau Graf Kleinmichel die Grundmauern seiner heutigen Macht aufthürmte, erreicht diese Pracht den höchsten Gipfel. Beiläufig flüstert wohl eine verwegene Zunge, eigentlich sei jener Brand ein Glück für die Hofetiquette gewesen, weil danach die Gemächer, worin ein Mitglied der Czarenfamilie den Geist aushauchte, niemals wieder betreten werden dürfen, während doch bereits durch solche Menschlichkeiten lange Zimmerreihen dem Hofgebrauche entzogen gewesen sein und man sich binnen Kurzem würde auf die engsten Räume haben beschränken müssen. Ein Anderer fragt uns wohl gar danach, ob wir denn auch jenen Leichenduft bemerkt, der nach des Volkes Sage wie ein Fluch in diesen Zimmern herrschen soll. Cüstine behauptet gar, die übel duftenden Insekten, von denen er in Petersburg viel schlimmer litt als Nicolai selbst von deren Bundesgenossen in Italien, hätten auch bereits wieder aus einigen der neuerbauten Zimmer alles Kaiserliche ausgetrieben. Aber wer gedenkt solcher „Kleinigkeiten," wenn er von Zimmer zu Zimmer schreitend immer nur auf neue Herrlichkeiten stößt?

Man könnte ein dickes Buch mit Schilderungen davon füllen und hätte am Ende trotzdem kein anschauliches Bild zu Stande gebracht. Eine bewundernde Verherrlichung der Selbherrschermacht wäre vielleicht das einzige volle Ergebniß. Und darum muß man die Staatsklugheit bewundern, welche mitten im Winter dem ganzen Volke einmal gestattet, diese Prachtsäle zu durchwandern, als Gäste zu durchwandern, wirthlich

bewillkommnet von demſelben Czaren, deſſen Hauch über Glück, Leben, Habe und das Heiligſte jedes Einzelnen fraglos verfügt, als ſei es ſein eigenſtes, unmittelbarſtes Beſitzthum. Die kalte Winternacht mit ihrem ſtöbernden Schnee und dem bleichdämmernden Einerlei iſt dann überdies ein vortrefflicher Gegenſatz zu des Kaiſers ſtrahlendem Maskenfeſt. Denn ſelbſt am lichten Sommertage erſcheint die ganze Pracht von Petersburg nach einer Wanderung durch den Winterpalaſt kaum als etwas Außerordentliches, ſondern eben nur wie deſſen nothwendig und halbweg übereinſtimmende Umgebung. Der Winterpalaſt und das Volksfeſt in demſelben iſt für den echten Ruſſen ſicherlich ein eben ſo wirkſam Zwangsmittel, als das Bewußtſein, daß der Czar der Kirche Oberhaupt und aller Menſchen eingeborner Herr. — —

Der Petersburger, deſſen Reſidenzeitelkeit des Fremden bewundernden Erſtaunen auf's tiefſte ſchmeichelt, will dieſe Stimmung unterhalten und lenkt unſern Schritt zur nahen Eremitage, dem penſionirten Lieblingsſitze der geheimen und lauten, geiſtigen und ſinnlichen Freuden einer für den Geſchichtsſchreiber und Pſychologen gleichermaßen räthſelvollen Kaiſerin und Frau. Nichts mahnt mehr in dem Haus an jene Zeit, da hier im fernſten Norden von Europa jener ſelbe Uebergenuß des Lebens ſein volles Genüge fand, welcher in Paris nur wenige Jahrzehnte früher den letzten Kern der alten ſtolzen Seigneurie entnervt und in ſeinem Uebermuthe endlich die Rache des Volkes aufgerüttelt hatte. Es iſt ſo eigenthümlich ſtill, wie oftmals in den Gemächern jener Frauen, deren Jugendkraft ſich in einem wild verſchwendeten Leben raſch verbrauchte und denen nun noch eine lange Zukunft mit immer blaſſern Jahren, immer farbloſerem Einerlei droht. Sie können nicht abſchließen mit der Welt, während dieſe doch mit ihnen abgeſchloſſen hat. So beſchwören ſie nun alle geiſtigen Elemente herauf, um dieſe undank-

bare Welt auch ferner zu beherrſchen. Die Koketterie in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, die Koketterie der Bildung folgt, da die Koketterie des Auges und der Jugendſchöne entſchwand. So kokettirt auch die Eremitage mit dem Allen, und ſie kokettirt, wie es nur eine Kaiſerin des achten Theils des Erdenrundes vermag. —

Dennoch umſonſt! Fragt umher im kaiſerſtolzen Petersburg ſelbſt unter Denen, die ſich ſeiner Bildung rühmen — ſie lernten die unermeßlichen Kunſtſchätze dieſer Eremitage nur im flüchtigen Vorübergehen kennen, ja oft nur von einem einzigen Beſuch. Fragt vollends in den Mittelklaſſen, bei dem Kaufmann, bei der Schaar der Titelträger, fragt ſelbſt die Lehrer an den Bildungsanſtalten: ein überſchwänglich Lob wird Euch überall entgegentönen, aber ein vollkommen urtheilloſes Lob, keinerlei Kenntniß, keine wirkliche Theilnahme an den Erſchaffungen Europa's, welche in dem ſteinernen Palaſte eingekerkert ſind. Seit Jahrzehnten unberührt ſtehen die Prachtbände der Bibliotheken und ſorgfältig geſchützt vor Staub, doch unbenutzt und unbenutzbar für die Freude des Anſchauens, wie den Ernſt der Wiſſenſchaft bergen ſich hier Mengen von Münzen und Gemmen, deren Gleichen keine zweite Sammlung aufzuweiſen hat. Es ſchämen ſich die Götterbilder auf den hohen Poſtamenten ihrer Verlaſſenheit und von den niedergelaſſenen Vorhängen der Fenſterbogen dämmert über ihre Marmorglieder ein leichenfahles Grau. Erſchreckend dröhnt der Tritt des Beſchauers durch die grabesſtillen Säle, an deren feſtgeſchloßnen Fenſtern ſelbſt der Lärmen der Newa verſtummend abprallt. Es ſpottet draußen düſterer Nebel des lachenden Farbentones der niederländiſchen Schule, der Mangel des Volkes der Bilder vom Volksleben. Es ſchauert das lebensluſtige Fleiſch der flandriſchen Schönheiten in der traurigen Verbannung, die lächelnde Koketterie der altfranzöſiſchen Zierlichkeit erſtarrt zu kalten Ver-

zerrungen und die Loge Raphaels dient als Durchgang zu dem Hoftheater . . . . .

Da stehen wir am Ende jener weltberühmten Gallerie der Eremitage. Eine unermeßliche Fluth von Eindrücken überstürzt uns, wir möchten schwindelnd nur ein Bild, eine Gestalt, ein Gepräge festhalten — umsonst! Die Stunde des Schlusses schlägt und erst nach mehrern Tagen, erst nach erneuten Gängen um die Erlaubniß, erst nach neuen Plackereien ist Dir vielleicht vergönnt, die Räume wieder zu betreten. Wieder findest Du sie leer, höchstens von ein Paar touristischen Engländern durchrannt; und in jedem Augenblick bist Du gestört von einem uniformirten Diener, welcher genau die Linie bezeichnet, bis wohin Du vorschreiten, genau den Punkt befiehlt, von wo aus Du beschauen darfst.

Gleichermaßen mit anbefohlenen Linien durchzogen und mit anbefohlenen Punkten abgesteckt ist hier das ganze Leben. Darum kann die freie Kunst sich nicht entwickeln. Gold ist der Boden nicht, aus dem sie keimt: die frische Luft ist es, der freie Athemzug, das Bewußtsein der göttlichen Berechtigung in uns. Doch wo Luft und Athemzug vom soldatischen Maaßen beherrscht werden, heißt das Bewußtsein innerer Berechtigung zum höchsten Streben Hochverrath.

Mit der Eremitage beginnen die heute vergessenen und gern vergessenen Wohnsitze ehmaliger Palastgeschichten, in denen sich Liebe und Haß, Kaiserdienst und Kaisermord so eng verweben, daß weder der plauderhafte Eifer leichtsinniger Memoiren, noch der wissenschaftliche Ernst strenger Forschung bis heute deren Fäden genau zu sondern vermochte. Man behilft sich mit Traditionen, Konjekturen und kritischen Expositio-

nen, und jeder Folgende ſtellt die Dinge wiederum anders zuſammen. Nur ein Charakter bleibt beſtändig: die Würdeloſigkeit hieſiger Geſchichtsgänge. Dieſe Würdeloſigkeit iſt die Achillesferſe des ruſſiſchen Kaiſerthums. Mit ſeinen offiziellen Umſchleierungen überdeckt daſſelbe die nackte Häßlichkeit, mit großen Worten umſtrahlt es kleine Thaten, in gottgeheißene Regierungsmaßregeln verwandelt es das Werk der wilden Leidenſchaft. Abwenden möchte es den Blick des heutigen Geſchlechtes von den Zeugen einer Zeit, die es trotzdem als würdigen Mutterboden einer erhabenen Gegenwart bezeichnet wiſſen will, und ſo verfilzen ſich die Fäden des Gewebes immer wirrer, ſo wächſt das Grauen vor dem Treiben dieſer Vergangenheit nur immer höher. Denn wo iſt die Sicherheit, daß es nicht wiederkehre? Auch läßt ja die Petersburger Luſt an Heimlichkeiten nicht nach, den unbefangenen Fremdling immer von Neuem darauf hinzuweiſen — wenn ſie auch nichts Rechtes weiß und was ſie weiß, nicht recht erzählen mag. —

Da ſteht am Ende des Schloßkais neben dem eilenden Gewimmel der Troitzkoibrücke ein tiefdunkles Haus mit dichtverhüllten Fenſtern, ſo ſchwer von Quadern und ſo arm an Luft: es iſt als wär's ein Wohnſitz der Dämonen bitterſter Gewiſſensqualen oder der Schwermuth ſibiriſcher Hoffnungsloſigkeit. Dennoch erſtand dies Haus vormals als Geſchenk der höchſten Huld. Zwar ſchrieb man über ſeine Pforte: „Aus dankbarer Freundſchaft", als es Katharina dem älteſten der fünf Brüder Orlow ſchenkte, deren Grafentitel genau zwei Monate jünger iſt als der Mord Peter des Dritten; doch wer mag ſagen, ob jene Inſchrift mit Kaiſerblut geſchrieben war oder ob mit den Gluthen jener Liebe, durch welche Graf Gregor zwölf volle Jahre Rußlands Herrſcher war? Die Bücher und die Menſchen ſchweigen, das Geſtein iſt ſtumm. Sie wiſſen nur noch wenig vom glänzenden und lauten Glück zu ſagen, welches

einſt den Marmorpalaſt umſtrahlte; ſie brachten kaum eine dunkle Erinnerung an den Wahnſinn auf unſere Tage, welcher des Hauſes vergeſſenen erſten Herrn zu Tode marterte. Nur Einer mag mehr gewußt haben und dieſer Eine war der Großfürſt Paul. Keinen der Günſtlinge Katharina's hat er ſo tief gehaßt als dieſen Gregor Orlow; und ſo furchtbar ungeſchwächt beſtand der alte Grimm ſelbſt noch lange nach dem Tode dieſes Einen, daß eine ſeiner erſten Regierungshandlungen die Zerſtörung des Marmorpalaſtes wurde. So ſtanden die traurigen Trümmer in der Reihe der ſtolzen Fürſtenſitze am Schloßkai, bis Alexander über ſeines Vaters Leiche zum Thron geführt ward und mit anderen Erinnerungszeichen an deſſen haßreiches Leben auch dieſes vertilgte, indem er die Mauern nach dem urſprünglichen Plane wieder aufführen ließ. Dann lockte den finſterbrütenden Großfürſten Konſtantin das dunkle Gemäuer. Allein er fand dort ebenfalls kein Glück. Nach Polen zog er endlich fort, um menſchlich ſchön zu lieben, um dann für das Prinzip des ruſſiſchen Zwangſyſtemes vom Vicekönigsthron geſtoßen zu werden und endlich vom Kaiſerhof verbannt rechtzeitig an einer ſogenannten Cholera zu ſterben, die außer ihm kein zweites Opfer in Witepsk forderte. Hierauf ſtand der Marmorpalaſt wieder herrenlos durch mehrere Jahrzehnte, wieder vergeſſen, verödet, geflohen von allem Leben, wie mit einem Fluch belaſtet. Und heute pocht und hämmert, ſäubert und ſchmückt man trotzdem von Neuem daran, um dem ſchön erblühten, jugendfriſchen Großfürſten Konſtantin darin eine Wohnung zu bereiten. — Was wird des düſtern Hauſes künftige Geſchichte ſein?.....

Da dröhnt, wie eine ſibylliniſche Antwort auf ſolche Frage der Taktſchritt marſchirender Truppen von der Dreifaltigkeitsbrücke. Reiterregimenter folgen hinter raſſelnden Geſchützen. Daran vorüber rollen die Equipagen ordenreicher Generale, neben ihnen flattern weiße Schleier;

hinter dem Marmorpalaſte klingt Trompetengeſchmetter und dazwiſchen jauchzen abgebrochene Töne eines rauſchenden Marſches. Gleichzeitig zieht von allen Seiten die Petersburger Bevölkerung eiligen Schrittes, mit erwartungsvollen Geſichtern, in unabſehbaren Strömen heran, denen wir nur wenige Schritte zu folgen brauchen, um das glänzendſte Leben der Newareſidenz über einem werſtlangen Platze ausgebreitet zu ſehen, über dem Marsfeld, wie es die Deutſchen, über die Czarenwieſe (Czarinskoi-lug), wie es der Ruſſe nennt. Denn hierher mündet die Dreifaltigkeitsbrücke und von jenſeits der Newa, wie aus allen heranlaufenden Straßen der großen Seite ſtrömen die Maſſen ruſſiſcher Heeresmacht auf der Czarenwieſe zuſammen.

Wahrlich, ein prachtvoll erhabenes Schauſpiel, ſolch eine große Parade auf dem Marsfeld! Dreißigtauſend Krieger im höchſten Schmucke der Waffen, die Roſſe der Garderegimenter für jedes einzelne durchaus gleichfarbig, die Batterien feſtlich geſchmückt, die Mengen der Offiziere hier dicht geſchaart, um die Parole zu empfangen, dort ordnend und richtend an ihren Bataillonen auf und ab jagend, die Fahnen und Standarten weit entfaltet, ſcheinbar ohne Bemeſſung des Raumes Alles in breiten Fronten aufgeſtellt — und dennoch eine weite Mitte des Platzes vollkommen frei, dennoch hinter den Regimentern noch Raum für die halbe Bevölkerung von Petersburg und über der ganzen Herrlichkeit hellſtrahlendes Sonnenlicht, abwechſelnd mit dunklen Schatten vorüberjagender Wolken. —

Trotzdem Alles ſo ſchweigend — kein Reich der Welt außer Rußland kennt die beängſtigende Stummheit unzählbarer Menſchenmaſſen. Da wenden ſich plötzlich alle Blicke nach dem Ende des Platzes. Dichte Staubwolken wirbeln empor, draus hervor blitzt es von tauſend Geſchmeiden, einzelne ſcheinbar verſprengte Reiter fliegen voraus und zu

den verschiedenen Regimentern, kurze Kommandoworte, Trommel-, Horn- und Trompetersignale gellen. Durch die ganze Masse geht es wie ein Blitzschlag und wenn endlich der Staub etwas verflogen ist, steht eine prachtvolle Reiterschaar inmitten des leeren Raumes hingezaubert. Goldne Helme mit rothen Büschen, goldne Kettenpanzer auf rothem Grund, Gold am Gezäum der Rosse edelster Zucht, Gold und Glanz und Geflimmer wohin das Auge blickt — so stehen die tscherkessischen und lesghischen Heerhaufen aufmarschirt. Doch nur wenige Sekunden währt es, da steigen wieder neue Staubwolken am Ende des Platzes auf, draus glänzt es von Neuem, draus klingt ein jauchzender Zuruf, draus ein kurzer Fahnenmarsch hervor; die Fahnen neigen sich, die Kommandoworte laufen immer näher heran, die einzelnen Musikstücken scheiden sich immer deutlicher ab, ein scheinbar ungeordneter Reiterhaufe wird erkennbar, Gossudar, Gossudar murmelt's durch die Reihen erst einzelner, dann hastiger, dann lauter, dann rufend, dann aufjubelnd wie ein Seesturm — das ist der Kaiser mit den Prinzen und dem ganzen Stabe.

Ernst und kalt reitet der wunderschöne Mann, in regelmäßigen Zwischenräumen einen kurzen Soldatengruß ausstoßend an den entgegengrüßenden Regimentern auf und ab. Jetzt hält er und mit ihm der Stab; jetzt fliegt wieder Alles mit Sturmeseile davon, und endlich sammelt sich das ganze Heer der Epauletten, der Ordensbänder und der Sterne um die Alles überragende Kaisergestalt mitten auf dem Platze, von wo unterdessen die schimmernden Tscherkessen verschwanden.

Für den nichtuniformirten Zuschauer versinkt nun die ganze massenhafte Pracht in den stets höher anschwellenden, dichter zusammengeballten Staubfluthen, welche selbst die Sonne verdüstern. An den Klängen der Trommeln, Pfeifen, Hörner und Trompeten aber vernehmen wir's,

daß in des Platzes Mitte die Regimenter nochmals vor dem Kaiser und seinem Stab vorüberziehen. Mitunter taucht wohl auch, gleich einem Gesicht der Wüste, aus den graugelben Wolken ein vorbeischwenkender Zug empor. Noch aber harren die Zuschauermassen, noch bleiben selbst die stolzen Karossen mit ihren bleichen Frauen und ihrem frischen Modeglanz, während die militärischen Klänge in immer fernerer Weite verklingen. Ja, jetzt scheint Alles geendet, denn die Staubwolken beginnen zu verfliegen, das Gedröhn der Truppenmärsche schweigt — und dennoch harrt noch Alles? Da bricht es plötzlich hervor von allen Seiten in rasendem Rosselauf, da kreischt es auf von allen Seiten in wildem Kriegsgeschrei, da flattert es ringsum von rothen Federbüschen, da klirrt es überall von goldigen Kettenpanzern, da blitzt es durch die Luft von funkelnden Klingen, da wirrt und wogt es durcheinander. Selbst die langen blauen Kaftane und das schmutzigbunte Hemd, wie der persische Shawl, der Brüsseler Spitzenschleier und die Lyoner Seidenstoffe hinter den lebendigen Polizeibarrièren, welche den Platz umziehen, regen sich in beweglichem Leben und zujauchzender Theilnahme. Das Kriegsspiel der Tscherkessen ist die erwartete Girandole, mit welcher das Lustfeuerwerk der Marsfeldparade sein strahlendes Ende findet. Doch bald versinkt auch dieses im neuaufgewühlten Staub, man hört nur Männergeschrei und Rosseschnauben, Waffengeklirr und Hufgetrappel. Dann ist's plötzlich still und es dröhnen noch kurze Trommelgrüße aus dem Wolkennebel und dann fluthet die ganze bisher festgebannte Menschenmenge, die Soldaten in langen Zügen, die Zuschauer in wilden Haufen über den Platz, über die Brücke, in die Straßen hinein. — —

Ausgestorben, einer künstlichen Wüste gleich, liegt das Blachfeld kaiserlicher Paradeluft. Nur der Staub verkündet's noch mit seinen verschwebenden Wolken, daß hier soeben unzählbare Menschenmengen

ſich umherbewegten. Ein aufgewühltes Erdreich und vielleicht ein verlorner Flitterſchmuck im Sande ſind die ganzen Ueberbleibſel der unermeßlichen Pracht, welche ſich hier zuſammendrängte. Einſam ſchaut der eherne Kriegsgott Suwarow Rymnikski von ſeinem Poſtamente, das ſo ungeſchickt den Weg von der Dreifaltigkeitsbrücke vertritt, nach der entſchwundenen Pracht; ein leiſes Rauſchen geht durch die ehrwürdigen Bäume des kaiſerlichen Sommergartens, unter deren Schatten das Sommerhaus Peter des Erſten ſeine Zurückſetzung verbirgt, indem ſie dem Platze den Staub zurückgeben, womit ſein Leben ihr Blättergrün verhäßlichte. Am Himmel aber ziehen dicke, graue Wetterwolken ſüdwärts, wie ſchwer beladen von den zornvollen Sehnſuchtsgedanken an den ſchimmernden Elbrutz und Kasbek, an die wilden Fluthen des Terek und Kuban, an die weißen Auls im grünen Bergthal und an die kühlen Eichenwälder in glühheißer Steppe — zornvolle Sehnſuchtsgedanken, wie ſie mitten im Gejauchz der rauſchenden Janitſcharenklänge, mitten im herriſchen Geraſſel der Trommeln aus der Bruſt des ſtolzen Usbenen und fürſtlichen Edeln der Tſcherkeſſenſchaar emporſtiegen, welche hier, gefeſſelten Löwen vergleichbar, dem Volke der Reſidenz ein luſtig Stücklein vorgaukeln mußten. Oft geſchieht es auch, daß den Gedanken und den Wolken der Mann auf ſeinem Steppenroſſe nachjagt, ſüdwärts nachjagt durch die ganzen Tauſende von Werſten bis hinab zu den Lagern der heimiſchen Brüder. Und dann bringt er ihnen alle ſeinen Kriegskünſte der Petersburger Generalität, bringt ihnen Karten und Pläne und ſchleudert den Ruſſen das eigne Verderben mordend entgegen.

Wer aber mag in Petersburg beim Glanz der Marsfeldparade an ſolche Nachzügler denken? Der Gegenwart allein gehört jeder Gedanken und jeder Gedanke iſt Staunen und Bewunderung ob der entfalteten

Kaiserpracht und Herrschermacht. — Niemand gedenkt darum auch des Hauses, das jetzt in der fernsten Ecke der Czarenwiese aus den verfliegenden Wolkenschatten hervortritt, wie verwundert über seinen weiten Ausblick, wie erwachend aus tiefen, schweren Träumen, worin verworrenes Getös von jauchzender Lust und drohendem Waffengeklirr klang. Niemand gedenkt des alten Michailow'schen Palastes. Was soll das ungeschickt massenhafte Gebäu mit seinen vielfach gebrochenen Wänden, daraus kleine unregelmäßig gestellte Fenster hervorlugen, dessen Zinne von einem plumpen Thurme überragt, dessen Umkreis von Mauern umschlossen wird, die wieder ein tiefer Graben umzieht — was soll der burgartige Bau in der höfisch lächelnden Eleganz des heutigen Petersburg? Es ist ja eine abgethane Geschichte, daß dort der Sohn eines ermordeten Kaisers erwürgt ward, nachdem er sieben Jahre lang auf einem Thron gesessen, dessen rechtmäßigen Besitz ihm die eigne Mutter vier und dreißig Jahre vorenthalten hatte. Es ist auch eine abgethane Geschichte, daß bei der vom Erzengel Michael höchstselbst anbefohlenen Aufführung des Palastes eben solche Menschenhekatomben dem kaiserlichen Wunsche äußerster Beschleunigung des Baues geopfert worden sind, wie sie der Staatsrath Ritter von Gretsch beim Neubau des Winterpalastes geläugnet hat. Man hat in Petersburg von jener ganzen Zeit nichts weiter bewahrt, als eine prickelnde Lust zum Erzählen von dem barbarischen Mord und aus dessen Verworrenheiten für den Grafen Peter Ludwig Alexejewitsch von der Pahlen die halbspöttische Benennung: „Schnupftuch-Pahlen." Gewiß ist es auch nur eine Zufälligkeit, daß in der von den Herrschermächten halb verpönten und halb freigegebenen Mordgeschichte die russischen Namen der Betheiligten mehr und mehr in Vergessenheit versanken, während die deutschen Namen und besonders jener Pahlen's um so eifriger in den Vordergrund gedrängt

wurden. Hatte man nicht beinah ein Recht dazu? Mögt Ihr beweiſen, daß der baltiſche Graf die blutige Entwicklung nicht, ſondern nur die Entſagung gewollt habe, da er ſo eiſenfeſt bis zu dem Ausbruch der Verſchwörung, ſo eiſigkalten Sinnes nach der That gehandelt hat? Seine eignen Aufzeichnungen aber, die er mit hinausgenommen in die kuriſche Zurückgezogenheit ſeines Lebensendes, warf er mit ſchon todkalter Hand in's Feuer. „Die Welt darf Denen nicht in's Innere blicken, von denen ſie einſt beherrſcht wurde" — dies waren ſeine letzten Worte für die Welt. So ſtarb der „letzte echte Ritter", wie ihn der deutſche Adel in den ruſſiſchen Provinzen nennt; aus einem Meuchelmorde wuchs der Glanzpunkt deutſchen Ruhmes im Kaiſerreiche auf, murmelt man dazu in Moskau.

Das Haus des Kaiſermordes iſt verſchollen. Die Zimmer, in denen ſich das Entſetzliche begab, blieben mit Riegeln und Siegeln verſchloſſen, ſo lang Alexander auf dem Throne ſaß; erſt Kaiſer Nikolaus hat ſie einſtmals betreten und dann ſind ſie wieder von Neuem verſchloſſen worden. Durch die übrigen Räume ſchreitet jetzt die militäriſche Ordnung einer Ingenieurkadettenſchule und von aller urſprünglichen Pracht des nur vierzig Tage vom Erbauer bewohnten Schloſſes blieb gar nichts übrig, als auf dem Vorplatz eine zweckloſe, unſchöne und unkenntliche Reiterſtatue Peter des Erſten, welche „dem Großvater der Enkel" errichtete.

2.

Drei hauptſächliche Brücken ſchwingen ſich über den Moikakanal, um die übrigen Theile der Großen Seite mit der Hofſtadt zu verbinden. Die „blaue Brücke" heißt jene, die vom Iſaaksplatze in den Wosno-

sensky-prospekt führt, jetzt aber bereits verschwunden ist, da man hinter dem Isaaksplatze den Isaakskanal in weiter Breite vollkommen übermauerte, überpflasterte und in gleicher Breite die ihn begrenzenden Häuser niederriß, um solchermaßen einen neuen hofstädtischen Platz zu erobern, dessen Tiefe der prachtvoll erstehende Palast des Herzogs von Leuchtenberg einnimmt, während die Isaakskathedrale seine gegenüberliegende Fronte bildet. Die „steinerne Brücke" bildet ferner die Verbindung zwischen dem eigentlichen Admiralitätsplatz und der Erbsenstraße. Vom Winterpalast und seiner nächsten Umgebung gelangt man dagegen zum Nefsky-prospekt über die „Polizeibrücke". Dieser Name hat unter hiesigen Verhältnissen etwas Ominöses. Er klingt wie ein offnes Geständniß davon, daß hier die Polizei das natürlichste und nächste Beziehungsmittel zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, ja, wer boshaft deuten möchte, zwischen den Staatsmächtigen und der ganzen übrigen Welt bildet. Denn dieser Nefsky-prospekt mit seiner koketten Toleranz, auf deren Symptome in der Aneinanderreihung der lutherischen, katholischen, reformirten, armenischen und griechischen Prachttempel hinzuweisen, die Petersburger Residenzeitelkeit nicht aufhört, ist in der That ein Stückchen Weltall. Dort wirren die Nationen, Sprachen und Religionen, dort die Gewerbe, Künste und Wissenschaften, dort Herrscherglanz und Bettelarmuth, freie Selbstständigkeit und sklavische Erniedrigung im buntesten Knäuel durcheinander. Nothwendig müßte sich auch daraus ein Leben entwickeln, wie in keiner andern Stadt der Welt auf gleich geschlossenem Raume, wenn eben nicht das Leben des Rechtsstaates sich in ein Treiben unter polizeilicher Willkühr verwandeln müßte. So aber vermag nur der Schimmer und das Rauschen, nicht die Stimme und die Seele dieses Lebens aufzutauchen. Das ganze eigentliche Gassenleben ist ein Gleiten, ein Schlü-

pfen, ein Huſchen — man kann es nicht anders bezeichnen —. Dahinein poltert dann herriſch das Raſſeln der Räder, das Stampfen der Roſſe, das Geſchrei der Kutſcher, welche die mitherrſchende Welt aus ihren Gemächern zum Kaufladen, zur Viſite oder ſonſt wohin führt. Aber ſelbſt dieſe vornehme Welt, wenn ſie den Wagen verläßt, um an heitern Tagen die Trottoirs der Sonnenſeite des Nefskyproſpektes auf und ab zu luſtwandeln — ſelbſt dieſe vornehme Welt beugt ſich dem allgemeinen Flüſterweſen; oder vielmehr, ſie hat es begonnen und ſo iſt es in abſteigender Linie zur allgemeinen Gewohnheit worden. Wer hier laut redet, laut lacht, oder gar ein Lied zu trällern wagt, wird zwar nicht von den Budoſchniks, wohl aber von der allgemeinen Verwunderung ob ſeines „unanſtändigen" Betragens zur Ruhe verwieſen. Und weil der Ruſſe im bunten Hemd ſich daran kaum kehren würde, hält nur bei ihm die Polizei auf Beobachtung ſolcher Formenſtrenge. Wer aber heimlich mit ſeinen Begleitern ſpricht, oder verſtohlen lachend oder gar finſtern Blickes mit ſtummem Schweigen umherwandelt, wird von ſtillen zwar, doch keineswegs unbefangenen Spaziergängern in's Auge gefaßt. Er iſt verdächtig, weil auch er von der Norm abweicht.

Sollte wirklich der ruſſiſche Staat kein anderes Verſtändniß mit dem Weltleben kennen, als durch Hülfe der Polizei?

Beinahe möchte uns ſolcher Glaube zur Ueberzeugung werden, ſobald wir nur all die offenbaren Anſtalten dieſer Staatsgewalt durchmuſtern, wie ſie Petersburg mit ihren Netzen überſtricken. Der unkenntlichen Doppelnetze, welche die geheimen Agenten bis in das innerſte Familienleben auswerfen, ſei hierbei noch gar nicht gedacht.

Dieſes geſammte Polizeiweſen ſteht nun unmittelbar unter dem Miniſterium des Krieges. Ein Oberpolizeimeiſter im Range eines Generallieutenants nebſt einem Platzmajor mit vier Räthen bilden das

eigentliche Polizeidirektorium. Seinen täglich abgehaltenen Sitzungen legen täglich dreizehn Stadttheilsmajors (Pristav) ihre Berichte vor. Ein eignes Polizeibureau (Siège) existirt in jedem Stadttheil und über dreihundert Wachthäuser (Buda) mit je drei Polizeiwächtern (Budoschnik) sind durch Petersburg vertheilt. Außerdem steht noch ein großes bewegliches Armeekorps in polizeilichem Dienst: 264 Dragoner, 240 Fußsoldaten, 110 Unteroffiziers und 22 Offiziers. Ueber anderthalbtausend soldatisch eingekleidete Polizeidiener wachen also über die Stadt.

Wer wagt es unter solchem Schutze an polizeiwidrig Wesen, oder gar an Vergehen und Verbrechen zu denken? Dennoch hat Beides hier sein volles Recht, dennoch liefert selbst nur das niedere polizeiliche Vergehen für die Gefängnisse der Residenz in jedem Jahre über dreißigtausend Einwohner. Wer löst diese Räthsel?

Gerad der Häusergürtel, welchen von der Hofstadt die Moika und gegen den Rest der Großen Seite der Katharinenkanal abscheidet, umfaßt die Mehrzahl der Anstalten, worin sich die Folgen der Entsittlichung und des Zerwürfnisses mit den Gesetzen verbergen. Uebrigens sind auch die Menschen, Häuser und Straßen bereits weit gemischteren Aussehens und Standes, als jenseits der Moika. Das Großstadtleben hat hier wirklich den Versuch gemacht, die vom Thron aus bestimmten Ordnungen selbstständig umzugestalten und seine Bahnen in naturgemäßen, nicht nur in vorgezeichneten Richtungen zu ziehen.

Vielleicht daß darum auch das einzige unmittelbare Zubehör des Hofhalts, der Marstall und die beiden Stallhofstraßen, welche vom Nordosten her in den Newskyprospekt einmünden, sich wesentlich von den übrigen Partien dieses Landgürtels unterscheiden. Da ist's so still, so feierlich; da hat das Alltagsleben gar kein Recht, und wer gern als

vornehm gilt, doch aber nicht gerad der Hofſtadt angehört, wählt auch hier hüben ſeinen Wohnſitz. Und hier ſtehen denn auch die Kirchen, Schulen und ſonſtigen öffentlichen Gebäude, welche der holländiſchen reformirten und ſchwediſchen lutheriſchen Fremdengemeinde aus jener Glanzzeit ihrer hieſigen Geltung übrig geblieben ſind, da Peter des Erſten Dankbarkeit gegen holländiſche Kultur und Rußlands höfliche Rückſichtmahme gegen Schwedens wetteifernde Nordmacht noch nicht erloſchen waren. Jetzt freilich ſind die Kirchen, wie ihre Gemeinden bedeutungslos. Heute würden ihnen derlei Zeichen einer abgeſonderten Selbſtſtändigkeit nicht mehr gewährt. Solche Gewähr ſtände überhaupt beiſpiellos im 19. Jahrhundert; was davon vorhanden iſt, blieb nur als Erbe früherer und anderer Czarenpolitik.

Dieſen ſtillen Kreiſen gerad gegenüber und davon getrennt durch das Getümmel des Nefskyproſpekts lockt den Touriſten die Kirche der heiligen Mutter Gottes zu Kaſan, wenn ſie gleich vom Spott engliſcher Bitterkeit „einer Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln“ verglichen ward. Allerdings iſt ihr Körper kurzgeſtutzt genug zwiſchen eine halbrunde Halle von mehr denn funfzig Säulen eingezwängt, vor welcher Rußlands Fabius Cunctator Kutuſow, vereint mit dem Feldmarſchall Barklay de Tolly Wache halten. Man fragt auch allerdings umſonſt, was dieſe Generale vor der Kirchenpforte ſollen? Genug, daß ſie mit dem Gebäude zuſammenpaſſen und der flüchtig hinblickenden Welt ein imponirend Zeugniß von Petersburger Straßenpracht ablegen. Warum auch fragen? Drängt Euch durch die Schaaren bettelnder Ruſſinnen, durchſchreitet die Eingangspforte, an deren erzener Thür die halbe Bibel ſich in halberhabenen Gruppen darſtellt und tretet dann in den von oben her beleuchteten Raum. Von allen Seiten ſtrahlt Euch mährchenhafter Reichthum entgegen, Eure Sinne umfängt ein leichter Wohlgeruch,

Euer Ohr umrauſchen Töne, deren Melodie ſich ſchmeichelnd in das Herz ſtiehlt und vom Himmel ſelbſt zu kommen ſcheint. Wohin der Blick auch ſtreift, überall Säulen von geglättetem Marmor, das Fußſtück und der Knauf von goldiger Bronze gefaßt, darüber, wie ein Himmel, die weitgeſprengte Kuppel. Maſſives Silber ſind die Stangen des Altargegitters, Jaspisſäulen tragen den mit Gold und Silber und Edelgeſtein überſchütteten Altar, hundert und aberhundert Kerzen brennen im Halbdunkel des Raumes; und aus dem reichen Faltenwurfe der purpurrothen Hülle des Allerheiligſten tritt ein zauberhaft geſchmückter Prieſter, halblaute Worte murmelnd, denen unſichtbare Chöre aus der Höhe Antwort geben. — Auch hier fragt Ihr nach dem Warum? Die Kirche giebt Euch mit ihrer Pracht die Antwort auf dieſe Frage. Dieſe Pracht iſt ihre Macht. Der Glaube nicht, die Ueberlieferung nicht, die Lehre nicht hält des Reiches Unterthanen feſtgebannt in den engbegrenzten Kreiſen eines ſklaviſchen Dienſtes für die Erdengötter: die Betäubung ihrer Sinne iſt's, die Ueberſtrahlung aller andern Pracht und aller andern Herrlichkeit mit Kirchenpracht und Kirchenherrlichkeit. Und eben nur ein Einziges iſt noch vorhanden auf der ganzen weiten Welt, dem auch dieſe Pracht und Macht ſich beugt: das iſt der Czar. Wäre er nicht Kirchenfürſt, ſo wäre Rußland längſt zerſpalten und zerſplittert. So aber darf ſein Arm herüber in die Länder der Bulgaren und Wallachen, der Illyrier und Serben greifen; aus Hellas tönen ſeinem Namen Willkommengrüße und an drei Millionen von Oeſterreichs Unterthanen beugen das Knie anbetend vor ihm als Kirchenoberhaupt.

Hat davon jene zerlumpte Maſſe eine Ahnung, wenn ſie mit ſtumpfem Blicke in das Leere ſtarrt, ſich niederwirft, den Marmorboden mit der Stirne ſchlägt, Gebete ſinnlos plappert und dann mechaniſch ihre dreimal drei Kreuze zeichnet, ſowie der Zauberer am Hochaltar das

Zeichen giebt? Wenn ſie die Ahnung hätte, und mit dieſer Ahnung die Möglichkeit der Selbſtbeſtimmung — was wäre dann die Zukunft von Europa? — —

Der ſtille Mann, welcher im Gegenſatze zu dieſer ſinneblendenden Pracht dem Altar gegenüber unter einem einfach ſchwarzen Sarkophage ruht, hat dieſe Macht gekannt und jene unverſtandene Ahnung oft benutzt. Sie hatten Recht den Spötter Kutuſow hier einzuſargen, den Spötter der ſo ernſthaft von dem rechten Glauben, vom heiligen ruſſiſchen Vaterland und von dem gottgeſandten Czaren ſprechen konnte, wenn es galt, dem Schlachtentode neue Opfer zuzuſchleudern, neue Opfer mit denen doch am Ende nur der Dinge alte Ordnung, die alte Autokratenherrſchaft zu neuer Kraft und neuem Leben kam. So iſt er ſelbſt beinahe ein Soldatenheiliger geworden, und nächſt Suwarow bei den Ruſſen ſogar der erſte. Er war geliebt, wie jener kaum, da er noch lebte; nur Einer haßte in ihm ſeinen Todfeind: Barklay de Tolly. Seltſam, daß die beiden Männer jetzt da draußen vor der Kirche in ihrer Zweckloſigkeit ſo nah benachbart hingeſtellt ſind! Auch hat der Witz der Reſidenz die Seltſamkeit zur Sage von einem Zwiegeſpräche der Statuen benutzt. Rückwärts deutend ſoll Kutuſow höhnen: „Denk' an Smolensk"; und mit dem vorgeſtreckten Arme weiſt Barklay auf die Niederlage von Borodino hin.

Gern gedenkt man aber in der Kathedrale der heiligen Gottesmutter zu Kaſan an dieſe ruſſiſchen Zerwürfniſſe: denn für Deutſchland hängen an den Pfeilern kleine zwar, doch ſchmerzlich demüthigende Gedenktafeln. Die Namen faſt aller Haupt- und Großſtädte der Heimath ſind darauf geſchrieben, darunter ein Monatstag und eine Jahreszahl und an jede iſt mit einer Kette ein Schlüſſel befeſtigt. Das ſind die Schlüſſel unſerer Thore in ruſſiſcher Hand. Ueber allen Schlüſſeln

liegt auch noch in einem Glaskasten, wie in einem Sarge, ein mit schwarzem, goldbestickten Sammet überzogener Stab, Davouſt's Marschallstab, welcher gleichzeitig mit dem goldnen Schlüssel Hamburgs den russischen „Befreiern" in die Hände fiel.

Zwei weite Straßen strecken sich zu beiden Seiten der Kasan'schen Kirche in das Innere der Stadt. Die große und die kleine „Metschanskoi" ist deren offizieller Name. Der Kirche nächste Nachbarschaft ist aber der Beginn des Findelhauses, dessen Räume ununterbrochen von hier bis zu der Erbsenstraße laufen, dort wieder eine breite Südfronte bilden und an der Moika sich in gleicher Weite heraufziehen. An zehntausend Menschen wohnen in dem ungeheuern Viereck und davon sind dreitausend wirkliche Findelkinder. Ueber sechszehntausend werden außerdem fern von der Stadt in den Nebenanstalten des Institutes verpflegt und eine Gesammtsumme von neunzehntausend Findlingen ist das Ergebniß der Sittlichkeitszustände einer Residenz von etwa fünfthalbhunderttausend Einwohnern. Vorbei! vorbei!

Weiter hinab am Katharinenkanal, oder besser durch die Metschanskoi! — Ihr tretet auf einen Platz mit unermeßlichen Entfernungen nach allen Seiten und mitten auf dem Platze steht ein prachtvoller Bau. Breite Wagenauffahrten dehnen sich unter dem von ionischen Säulen geschmückten Peristyl; halberhabene Bildhauerarbeit glänzt aus dem Fronton hervor: Apollo von den Musen umgaukelt. Es ist das „große" oder „steinerne" Theater, welches Katharina einst der Oper errichtete, ohne die menschlichen Kräfte der menschlichen Stimme zu berechnen und wo nun recht eigentlich das Spektakelstück mit dem sinne-

verwirrenden Ballet, Petersburg's Ebenbild, seine gedankenlose Pracht vor den Augen der zujauchzenden Russenwelt entfaltet.

Wir haben diesen Platz bereits sehr kurze Zeit nach unserer Ankunft betreten: denn nahe dem Theater erkauft der Ankömmling die Aufenthaltskarte. Schon damals bemerkte er am Ende des Platzes, wo dieser sich zur Straße ausdehnt, ein zweites Haus von riesenhaften Verhältnissen, im Fünfeck erbaut, mit eisenbedeckten Kuppeln auf seinen vorgeschobenen Eckbauten. Raum mag dort, wie in dem Theater, wohl für dreitausend Menschen sein; aber welcher Raum? Gerad an jener stumpfen Ecke, welche sich dem Schauspielhaus zuwendet, erkennt Ihr den hohen zwar, doch einzigen Thorweg aller Fronten und im Mißverhältniß zu den Mauerbreiten blicken kleine Fenster wohlvergittert zu uns herab. Festgeschlossen, mit Eisenplatten überkleidet ist das Thor und Doppelwachen kreuzen davor ihre Schritte. Wenn es sich öffnet, treten Gewaffnete hervor und eben so schreiten auch nur diese in das Innere des Raumes. Oder es kommt von Wachen umgeben ein ringsum festverschlossener Kasten auf vier Rädern angefahren und hinter ihm fallen die Thorflügel rasselnd in's Schloß. Wohl knien auf dem Dachfirst zwei Engel, das Kreuz des Erlösers aufpflanzend und aus den Bogenfenstern darunter klingt es wie frommer Kirchensang; aber wir meinen trotzdem die schrillenden Mißtöne dumpfen Kettengeklirr's zu vernehmen und der Gesang klagt herzzerreißend durch die trüben Lüfte: Lasciate ogni speranza voi ch'entrate! —

Ihr habt Euch nicht getäuscht. Petersburgs größtes Untersuchungsgefängniß liegt vor Euch. Jede Hoffnung ist dem verschwunden, hinter welchem das eiserne Thor des grauenhaften Hauses in's Schloß fiel. Sein erster Blick beim Eintritt fällt auf die Henker, welche sich mit Uebernahme der Verpflichtung funfzehn Jahre lang die mörde-

rische Knute zu schwingen, von der sibirische Bergwerksstrafe loskauften. Ihre Gesichter grinzen ihm aus dem nächsten Fenster entgegen. Und durch enge Pallisadengänge stoßen ihn die Wachen in einen dunkeln Raum. Dort fassen ihn die Hände neuer Wächter. In behender Gewohnheit sind die Taschen seiner Kleider umgewendet, beinah eben so rasch sind ihm die Hüllen vom Leib gerissen; plötzlich fühlt er eine eisige Kälte auf seinem Haupte, denn sein Haar ist ihm geschoren und dann stößt man den Nackten hinunter in ein Wasserbecken. Heraufgestiegen wird ihm die Gefängnißtracht angelegt und wieder durch die Pallisadengänge führen ihn Bewaffnete in einen engen Raum, dem Licht und Luft und alle Lebensnothdurft nur spärlich zugemessen ist. — So geschieht aber nicht am geständigen Verbrecher, nein, an jedem auf welchen das Unglück einer peinlichen Anklage fiel. — Dann vergehen Monate, ehe das Verhör beginnt, oft Jahre ehe drüben im Senat, im Angesicht der Kirche, wie der Bildungsstätten hoher Wissenschaft und schöner Kunst der Urtheilspruch gefällt wird. Vielleicht spricht er den Angeklagten frei — und ein an Leib und Seele zerrütteter Mensch tritt eines Tages aus dem eisernen Thor, hinter welchem ihn die russische Ordnung der Dinge mit Haufen des verworfensten Abschaumes der Menschheit in gemeinsame Räume warf, so lang der Urtheilsspruch schwebte. Sprach aber das Gericht sein Schuldig aus, so muß er harren und harren bis die Zahl der Schuldig erfüllt ist, als deren massenhaftes Ergebniß ein langer Zug paarweis aneinander geschlossener Menschen, in jammervolle Lumpen gehüllt und einer rohen Soldateska preisgegeben, hinauszieht aus dem eisernen Thore, durch die Prachtstraßen der Stadt, den Nefsky-prospekt hinab und hinein in die Oede sibirischer Verbannung oder in die Kasematten der Festungen. Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!

Das Volk nennt diesen Ort des Grausens mild und wohlklingend

„Litofski's Schloß"! Die Ruſſen wiſſen überhaupt das Unglück mit ſanften Worten zu umhüllen. Das „Brod des Kaiſers" nennen ſie Gefangnenkoſt, den „Rock des Kaiſers" die Soldatentracht, und wenn deren Träger zur Strafe für ein Vergehen der Vertheidigung des Vaterlandes dienen muß, ſo heißt er ein „Unglücklicher". Ein „Verſchickter" iſt der ſibiriſche Sträfling und wen des Wahnſinns Banden umklammern, der kommt in das „Pflegehaus gramvoller Seelen".

Verlaſſen wir aber die gerade Richtung der Straße, welche uns von dem Litofski'ſchen Schloſſe weiter leitet und beugen rechtsab nach dem Newaufer, ſo ſteht uns bald auch dort ein rundes Gebäude düſteren Ausſehens gegenüber, wieder ein Gefängniß, das der Matroſen. Oder aber wir verfolgen die gerade Richtung an der von Engeln und Säulen gezierten Seite des Litofskiſchloſſes vorüber, ſo bildet das Ende der Offizierſtraße ein prächtiges lichtes Haus mit offenem Hof und freundlichen Fenſterreihen. Laßt Euch nicht täuſchen: auch dies iſt ein Gefängniß, das Gefängniß für „gemeine" Schuldenmacher, Vagabonden und Strolche. Denn ſelbſt die Verbrecher werden hier nach Rangklaſſen abgeſtraft und eingeſperrt. Wer das Glück hat in einem der vierzehn Tſchins aufgenommen zu ſein, büßt darum ſeine Schuld nahebei in einem vierten Gebäude unter milderen Geſetzen und käuflicher Geſetzesumgehung.

Durchwandert ſind die „Kronsgebäude" des Stadttheils zwiſchen Moika und Katharinenkanal. Dazwiſchen wohnen in den eleganten Privathäuſern vorzugsweiſe jene Beamten, deren Tagesgeſchäft ſich in dieſen Anſtalten kaiſerlicher Straf- und Gnadenmacht bewegt. Je näher aber dem Neſskyproſpekt, deſto prachtvoller und ſäulenreicher wuchſen die Gebäude auf, deſto häufiger werden die Privatequipagen, deſto

ordenreicher wird die linke Bruſt Derer, welche von Zeit zu Zeit an uns vorüberſtreifen oder aus dem Haus in den harrenden Wagen ſteigen.

Nur jene Strecke, deren öſtliche Grenze die Erbſenſtraße und deren weſtliche der Wosnoſenskyproſpekt, beſteht aus anders bevölkerten Gaſſen. Höchſt ſelten fährt dort bei Tag die wappengeſchmückte Karoſſe, höchſt ſelten überhaupt eine Privatequipage. Meiſtens rollen nur Lohndroſchken mit verhüllten Männern oder auffällig gekleideten Frauen hindurch. Die Häuſer ſelber, ſchmucklos und alltäglich, doch überall mit Handwerker- und Reſtaurationsſchildern beſetzt, ſind in ihren oberen Geſtocken beinah ſo ſchweigſam wie am engliſchen Kai und in den Millionen. Aus dem niedrigen Erdgeſchoß oder gar aus der durchweichten Erde hervor ſchallt allerwärts das Pochen, Sägen, Hobeln, Raſpeln und Feilen der Gewerke. Dazu erklingt wohl auch langgezogen, näſelnd, fort und fort nur auf drei, vier Tönen gewiegt ein finniſcher Geſang, dann hier und da ein weiches Ruſſenlied, am häufigſten ein deutſcher Gaſſenhauer.

So iſt's bei Tag.

Am ſpäten Abend jubeln dagegen mit Guitarrengeklimper und Klavierſpiel, bald wohlklingend, bald in eigenthümlicher Rauhheit oder Schärfe Maſſen weiblicher Stimmen; und dazwiſchen wälzt ſich brüllend ein wüſter Baß oder ſonſt eine Mannsſtimme. Dazu leuchten nur wenige trübe Oellampen hinter ſchmutzigem Laternenglas auf der kothbedeckten Gaſſe und alle Fenſterläden ſind in den Erdgeſchoſſen geſchloſſen, die Gardinen herabgelaſſen, nur in den obern Stockwerken die hellerleuchteten Fenſter weit geöffnet. Wirrend, irrend, ſchauerlich umſchwirrt der Lärmen bacchantiſcher Luſt ohne ſichtbare Erſcheinung den im Dunkel Vorüberſchreitenden; unwillkührlich durchfliegt uns die Erinnerung an Meyerbeer's kurzathmigen, angſthaftigen Höllenjubelchor

in Robert dem Teufel und es tauchen schauerliche Reigen der sündeluſtigen Nonnenleichen aus dem Grabe der schwarzen Kanalwasser empor ..... Da schießen plötzlich breite Lichtmassen aus einem hastig geöffneten Fensterladen, einen Gedanken lang leuchten volle Nacken, lockende Arme, üppig wallende Locken, schöne blasse Gesichter im grellen Lichtschein auf und verschwinden dann wieder im Dunkel. — Hier ist der hauptsächlichste Sammelplatz der Dienerinnen feiler Liebesluſt. — Wohl hat die Polizei bei ihrer strengen Ueberwachung äußerlicher Formen die gewöhnlichen öffentlichen Lokale um elf Uhr Abends geschlossen, wohl hat sie sogar die unschuldig langweilige Musik der Spielorgeln, welche der Nationalrusse so sehr liebte, aus allen „Traktiren" verschwinden lassen, und in der That hat sie auch die öffentlichen Häuser käuflicher Luſt, dies nothwendige Uebel großer Städte, nicht erlaubt. Aber sie duldet dies Uebel. Sie duldet es in einem Umfang und Maaße, welches die „verderbten" Residenzen London und Paris einen Hohn aller Sittlichkeit nennen würden, sie duldet's unter allen Formen, an allen Orten, unter jeder Firma.

Gelangt man dann wieder auf die breitern, doch desto menschenleerern Straßen, so rasselt oft ein schwerer kastenartiger Wagen vorüber, neben welchem taktmäßige Schritte waffenklirrend dröhnen. Das ist eine Erscheinung des Litofskischlosses. Oder es schlüpft ein scheuer Schatten eilig nach der entgegengesetzten Richtung. Im Scheine der Laternen erkennt Ihr ein Weib, welches unter vielen Hüllen ein Paket verbirgt. Ihr folgt neugierig. Sie klingelt hastig an einer kleinen Nebenthür des kaiserlichen „Erziehungshauses." Geräuschlos öffnet sich diese; sie tritt ein, kommt nach wenigen Sekunden wieder hervor und die Pforte klappt hinter ihr geheimnißvoll wieder zu. — Nunmehr geht die vorher Eilige an Euch vorüber langsam des Weges zurück, den

ſie gekommen: oft wie gebrochen und bis in's tiefſte Herz getroffen, oft aber auch ſchon bei dieſer Begegnung ſich keck wieder aufrichtend und Euch anlachend mit geld- und luſtgierigem Blick.

So iſt's am Abend in dieſem vorzugsweiſe von deutſchen Handwerkern und Arbeitern bewohnten Stadtkreis. Denn auch das ehrloſe Handwerk der käuflichen Sünde rekrutirt ſeine von Seuchen gelichteten Schaaren vorzugsweiſe aus Deutſchland. Entſetzlich, daß der größte Theil der deutſchen Handwerker, die in überſchwenglichem Hoffen auf das Gold der Reſidenz herangewandert kamen, nur eben in dieſem verachtetſten Winkel der Stadt einen elenden Wohnſitz erbeuten konnten. Noch entſetzlicher der Gedanke an das zukünftige Geſchlecht der Petersburger Deutſchen, welches in ſo giftgeſchwängertem Dunſtkreis aus ſolchem ſeelenmörderiſchen Schlamm emporwachſen muß!

3.

Ein querlaufender ſchmaler Kanal verbindet am ſüdöſtlichen Ende des Marsfeldes und Sommergartens den Katharinenkanal mit der Fontanka. So iſt ein längliches Viereck an drei Seiten von Waſſergräben umſchloſſen, deſſen vierte Seite ein Stück des vorbeilaufenden Nefskyproſpektes bezeichnet. Man darf es den Großfürſtlichen Hofbezirk nennen. Aus der Ecke, welche jener kleine Kanal mit der Fontanka macht, blickt das blutbeſudelte alte Michailow'ſche Palais in die Gärten an der Rückſeite des Großfürſtenpalaſtes, deren ſchattige Herrlichkeit man nicht hinter deſſen kalter Pracht vermuthet. Zwar gilt dieſer Palaſt des Großfürſten Michael Pawlowitſch für einen der ſchönſten und kunſtgerechteſten in St. Petersburg, auch iſt er ein Werk des

Architekten Rossi, welcher ihn unter Alexander mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Silberrubeln aufführte: allein die Vereinsamung, in welcher er hingestellt ist, die Abgeschlossenheit von den Bewegungsrichtungen der Petersburger Welt läßt seine Schönheit nicht zu voller Geltung kommen.

Sein Herr steht freilich eben so abgeschlossen und vereinsamt in jener Welt, wohin ihn das Geschick seiner Geburt geschleudert hat; und über Niemanden aus den kaiserlichen Kreisen hört man so viele rückhaltlose Aeußerungen, wie über ihn. Sein Wesen und Charakter ist dem Gespräche gewissermaßen preisgegeben; nur daß keine Form dabei auffällig hintangesetzt werde, sorgt die heimliche und offne Polizei. — Nirgends mag aber wohl auch der Bruder des Herrschers eine gleiche Stellung wie eben dieser Großfürst Michael einnehmen. Die Alleinherrschaft des Czaren bedingt seine Macht und Wirksamkeit mehr, als die jedes andern Generals, dabei fehlen ihm die verwandschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen nach außerkaiserlichen Kreisen. Er steht auf einem Felsen, mitbestrahlt von dem Glanze der Czarensonne: aber von der heißglühenden, blendenden Spitze führt kein Weg hinab in das Thal des allgemeinen Menschenlebens. Was hat man ihm zum Lebenszweck gegeben? Einen Generalsrang in den Regimentern des Luxus und Friedens. Ein Knopf mehr oder minder, ein versilbertes oder vergoldetes Epaulett, neue Schritttakte und Exercierpausen — das sind die Wichtigkeiten des großfürstlichen Palastes. Darüber ist die Seele Michaels verkrampft und verbittert, und nur einzelne, todtschlägerische Witzworte sprühen aus der abgeschlossenen Verfinsterung ein Zeugniß davon heraus, wie dieser Charakter bei freier Entfaltung und einem weiteren Wirkungskreise von größter Bedeutung zu werden vermocht hätte. So aber sproßte aus dem Misere täglich neuer Einengungen,

aus der Abmühung in täglich neuen kleinen Pflichten ein herrisch störrisches Wesen empor, eine launisch bedingte Härte oder Milde, unberechenbare Güte oder Strenge, eine vollkommen unzuverlässige, völlig räthselhafte Gemüthsart und Aeußerungsweise. Vorzüglich von den Großen und Vornehmen verlassen steht dieser Großfürst. Dagegen steigt aus dem Herzen des gemeinen Soldaten wie ein kühlendes Lüftchen zu seiner Felseneinsamkeit eine anhängliche Liebe auf, wenn auch die Regimenter vor seinem scharfen Auge zittern, sowie er auf das Marsfeld herausreitet. Denn der Russe versteht auch zitternd zu lieben. —

Dies Zittern hat man uns in Büchern und Schriften gemeldet, die Kleinlichkeit der Strenge haben uns die russischen Aristokraten vorgeklagt, ein vollkommen falsches, mit den Farben beleidigter Rücksichten gemaltes Bild des Mannes hat man uns entworfen und uns ist, als ginge ein düsterer Tyrannenschatten über seine ganze Gestalt vom Wirbel bis zur Zehe. Dagegen hat man uns davon niemals gesprochen, wie er nicht Rang, nicht Stellung achtet, wo es gilt, den Fehler zu bestrafen und die Tüchtigkeit zu belohnen; davon hat man uns nicht gesprochen, wie er mit freiem Eingeständniß die Uebereilung des Zornes sühnt und die vorschnell geschlagenen Wunden zu heilen sucht. Man hat nur davon erzählt, wie er überall das kleinste Fehl mit größter Strenge rügt; doch hat man nicht hinzugesetzt: dies eben, weil sein Wirkungskreis so eng umhegt ist, daß dies Kleinste ihm zum Größten werden mußte. So rechnen wir dem ursprünglichen Charakter zu schwerer Schuld, was dessen Einzwängung verkrümmte, verzerrte und verkrüppelte.

Oben in den Sälen des Winterpalastes fürchten sie aber nicht so sehr jene Strenge, als den bittern Spottwitz. Ein ängstlich Schweigen brütet über der buntgeschmückten Höflingsmenge, sobald sein straffer,

kurzer Schritt erklingt und die kleinen blitzenden Augen hereinleuchten. Man kann ihm nicht vergessen, wie er dort nicht selten mit einem einzigen Wort alle erschwindelte Hofgunst vernichtete, wie er die flitterhaft geputzte Würde mit einer einzigen Bemerkung in ihrer kümmerlichen Nacktheit zeigte. Und eben jetzt gedachte man daran, wie vor nicht langer Zeit ein tüchtiger Astronom dem Kaiser vorgestellt worden war und sich eben beurlaubt hatte, während Großfürst Michael nahebei in seiner leichten, formgewandten Weise mit einigen Damen sprach. Der Astronom mochte die vielverschlungenen Regeln der Hofetiquette nicht genau beobachtet haben und ein sehr junger General hocharistokratischen Stammes, die wohlwattirte Brust mit Orden reichgeschmückt, welche von Damenfürsprache und keiner kaukasischen Heldenthat errungen waren, sprach zu seinen Umgebungen laut, damit es der Kaiser höre: „Man sieht, daß Herr ..... besser in den Sternen als in den Anstandsregeln bewandert ist. Er war so beirrt und befangen.“ Sogleich flog der Blick des Großfürsten auf den Sprecher, und seine Orden scharf fixirend entgegnete er: „Wie sollte er auch nicht befangen sein, da er ein ganzes Sternbild an falscher Stelle sah.“ — Das Witzwort flog durch die Säale, hinaus in die Gesellschaftszimmer der Hofwelt, die Lächerlichkeit haftete auf dem General, seine Hofkarriere war vernichtet, er dankte ab. — —

Nur ein für Petersburg ganz bedeutungsloses Institut birgt sein kümmerlich Leben in den Räumen, welche der gefürchtete Großfürst bewohnt. Das deutsche Theater spielt in einem Nebenflügel seines Palastes. Dort fahren keine Karossen vor, dort zieht nur ein schweigsames Fußgängerpublikum an jedem Abend nach des Tages Last und Hitze ein. Doch auch tagsüber seht Ihr kein anderes Publikum, als ein Paar ausgeputzte Ammen oder Kindermädchen in der Umgebung des Palastes

und unter dem Schatten der Alleen, welche aus den in Sonnenhitze glühenden, in Staub erstickenden, oder vom sibirischen Ostwind durchfegten Nachbarstraßen hierher winken. In diesen nächsten Straßen selber begegnet Ihr fast nur um die Stunden des Anfanges und Endes der Geschäftszeit einigen Menschen, Tschinowniks in grünen Röcken mit goldnen Wappenknöpfen, welche ängstlich genau vom untersten bis obersten zugeknöpft sind. Thatsächlich lauter Menschen boutonnés jusqu'au menton. Aengstlich umherspähend schreiten sie dahin, um den befohlenen Gruß für den etwa begegnenden Großfürsten nach allen Regeln der Etiquette auszuführen; denn unabwendbar stünde strengste Strafe hinter dem leichtesten Versäumniß. Korporalhaftigkeit ist das Weltall des Großfürsten-Stadttheils worden, weil die Keime großer Entwicklungen in dessen Herrscher zerbrochen wurden.

Wie anders das Leben jenseits des Nefskyprospektes im Umkreis jener Straßen, welche hier zwischen Moika- und Katharinenkanal, zwischen Erbsenstraße und Nefskyperspektive eingeschlossen sind. Da ist nur ein ganz kleiner Theil höfischen Geschlechtes und Ansehens, nur am Nefskyprospekte steht ein stilles Räthsel Petersburgs, der Anitschkowpalast.

Müht Euch nicht ab, von den Geheimnissen etwas entdecken zu wollen, welche in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei des Kaisers, deren Chef der Graf Orloff mit seinem Gehülfen Generallieutenant Dubelt, von allen Enden Rußlands, ja Europa's, aus den Straßen, aus der Gesellschaft, aus dem Familienzimmer, aus der Schreibstube, aus dem Gefängniß, aus der Kirche, aus dem Bordell und der Höhle des Proletariers zusammenlaufen. Ihr späht umsonst, der Eintritt in

das Haus ist nicht gestattet und ein bemerktes Nachspüren brächte Euch selber zu plötzlichem Verschwinden. Wohin? Fragt oben in den Sitzungssälen der Hermandad.

Aus den Fenstern des Erdgeschosses des Palastes starren Waffensammlungen hervor und den Thorweg hält die Pawlow'sche Garde besetzt, dies unveränderte Ueberbleibsel soldatischer Uniformirung aus abgelebten Jahrhunderten. Ihre blechernen Grenadiermützen, ihre breitgeschößten Röcke, ihre engen weißen Beinkleider und die hohen Kamaschen, ihre ganze vergessene Kleideweise, welcher nur der Zopf fehlt, und daß sie gerad hier am Wohnsitze der Geheimpolizeimacht Wache halten, scheint der Welt sagen zu sollen: in diesen Räumen hat das Neue, Bessere kein Recht und das fortbildende Leben keine Stätte. Da herrscht der starrste Despotismus, welcher den Gedanken knechten will, sich deshalb mit Waffen rüstet, deren Blinken bedrohlich in das frische Leben hinausleuchtet, und sich mit Menschen schützt, an denen die Neuzeit nicht einmal das Recht der Kleidermode üben durfte. — Schade, daß dieser Anitschkow'sche Palast von Zeit zu Zeit noch immer als Wohnung des Kaisers benutzt wird, schade, daß man ihn nicht zusammenbrach, als er nach der Ueberschwemmung des Jahres 1824 und dem Brande des Jahres 1837 als Kaiserhof benutzt worden war. Vielleicht wäre die dritte Abtheilung der eignen Kanzlei unter den Trümmern mitbegraben worden. — Jetzt ist er freilich von dem Kaiserhof verlassen; aber trotzdem sieht man an einzelnen Abenden ein und das andere Zimmer des obern Gestockes matt erleuchtet. Geheimnißvolle Gerüchte von diesem Licht schleichen durch das Publikum und Niemand weiß doch recht eigentlich, ob dort verborgene Liebe oder verschwiegene Strafe lebt. Vielleicht nicht einmal der Offizier der Pawlow'schen Wache. — Wer mag sich auch darum kümmern? Lächelt uns doch dicht dabei ein wunderschöner

Bau mit vornehm heitern Mienen an. Auch ein Werk des geiſtreich verſchwenderiſchen Roſſi und der Kaiſerin zu Ehren „Alexandratheater“ genannt. Dort dürfen wir eintreten, dort ſehen wir den Glanz des Hofes bei dem franzöſiſchen Schauſpiele verſammelt und dort erklingt manches Wort von der Bühne herab, welches andernorts als hochverrätheriſch geſtrichen würde. Es klingt ja Alles ſo glatt, leicht, zierlich, unbefangen in dieſer Sprache der vornehmen Welt. Wer mag es dieſer Welt verſagen, daß ihre Sinne auch von Zeit zu Zeit von einem Wort gekitzelt werden, bei welchem ſich der Blick faſt unwillkührlich den Logen der Staatsmächtigen zuwendet!

Doch damit die unbefangene Heiterkeit nicht allzubreiten Raum gewinne, drängte ſich zum Alexandratheater ein langgeſtreckter, ernſter Bau mit ſchweren granitnen Säulen und marmornen Standbildern griechiſcher Weltweiſen. Es iſt die kaiſerliche Bibliothek. Nicht von der Gaſſe führt ein unmittelbarer Weg zu ihren Sälen, ſondern erſt in den Hof des Hauſes muß man eingedrungen ſein, um zu den breiten Granitſtufen zu gelangen. Vier ungeheure Säle bergen in zwei Stockwerken den reichen Schatz von 500,000 Bänden aus allen Wiſſenſchaften aller Lande, und daneben ſtehen die ſeltenſten Prachtwerke, die auserleſendſten Handſchriften. Es iſt Alles, wie in den Ländern von wirklicher und innerlicher Kultur, von ſelbſtbeſtimmender und freier Geiſtesthätigkeit; auch ſteht geſchrieben, dieſe Bücher ſeien dreimal wöchentlich zu Jedermanns Benutzung freigegeben. Nur beſteht der kleine Unterſchied, daß dies in Wahrheit nicht der Fall. Kaum iſt es möglich, durch Begünſtigungen, Beſtechungen und ſonſtige Mittel überhaupt nur zur Anſicht eines Buches zu gelangen, geſchweige denn zu der Benutzung. Ja, ſo laut und dringend durfte ſelbſt in Petersburg ſich dieſe Klage erheben, daß nun ſeit Jahren ſchon die Rede geht, es

sollen neue Regeln für die Benutzung aufgestellt werden. Es sind auch wirklich an alle Büchersammlungen des so verachteten deutschen Landes Briefe abgegangen, welche deren Gesetze eingefordert haben. Aber sehr wahrscheinlich bergen sich nun diese eingeholten Materialien ebenfalls ungenutzt in den weiten Schränken, nutzlos wie die prachtvollen Reihen der goldglänzenden Titel, bewacht von Schaaren müßiger Beamten, gleich ewig verschlossenen Königsgräbern. — Man hüthet sie so streng, damit Niemand daraus jenen gefährlichen Quell des Wissens und des Lichtes befreie, der es uns sagt: auch der Herrscher ist nur ein Mensch und seine Krone ist das ihm von Volkes Gnaden verliehene Geschenk. Der demokratische Herrscher Geist und der Absolutismus des Erd- und Kirchenfürsten sind Todfeinde. Was soll, so lang der Autokratismus jenen gefangen hält, das Volk mit dem Gold und Edelgestein der Forschung und des Wissens, für die es keine Waffen eintauschen kann zum Geisteskampfe freier Entwicklung? Darum, wer dennoch diese Waffen sich erwarb, dem rosten sie verborgen in der tiefsten Stille seines Hauses. Draußen starrt dem Worte selbstständiger Ueberzeugung das scharfgeschliffne Bajonett entgegen, draußen schmettert der Ukas den freigebornen Gedanken nieder, raußen vernichtet Censur und Polizei den Sohn des Gedankens, den Vater der That, die Schrift. Haben sie doch selbst die Schrift, die man die heilige benennt, censirt und geregelt bis nur noch davon übrig ist, was in die Pläne der tiarageschmückten Krone paßt; wie mag das Wort des Menschen eine Stätte finden dürfen? Nur zwei Wege stehen offen für den begeisterten Verkünder der Ergebnisse des Forschens, des Wissens und des eingebornen Gedankens — ostwärts gen Sibirien, südwärts zu den todspeienden Schluchten des Kaukasus. Puschkin, Bestuscheff-Marlinsky und Tausende, von denen keine Kunde zu uns kam, deren Namen selbst im Reiche nur leis und

flüsternd an uns vorüberschlüpfen, sind die Blutzeugen dieses marter-vollen Kampfes. — —

So geht denn vorüber an diesem todten Meere, in welchem ein Paradies versenkt ist. Trauert um dies Upasthal, aus welchem ein einzig kaiserliches Wort ein Eden hervorzaubern könnte, ein Eden eines Völkerfrühlings für sechszig Millionen Menschen, für drei Erdtheile. Geht vorüber an dem gigantischen Grab des Geistes von Millionen, an dieser Leiche, die man putzt und schminkt und ziert, damit es Jeder glaube, sie lebe, aber eben diese Nichtigkeit sei ihr so vielgerühmtes Leben!

Schaut dicht dabei, da habt Ihr Leben, da treibt sich's bunt und emsig durcheinander, da habt Ihr jene lebendige Entwicklung des russischen Volkes, die man nur schnürt und preßt, wenn sie des Reiches Grenzen überspringen will und wenn Gefahr droht, daß von draußen mit den Handelswaaren die Pest des Geistes mit hereingeschmuggelt werde. Man fesselt diese Entwicklung nur, wenn sie großwachsen will, wenn sie zum Weltgeschäft sich ausdehnt: dem Kram und Schacher steht kein hemmender Ukas entgegen. —

Für Kram und Schacher streckt sich's denn auch westwärts von der Nefskyperspektive werfteweit mit Häusern und Höfen, ein unermeßliches Menschen- und Waarengewirr. Soweit das Auge reicht laufen dort die Kaufbuden in zwei Stockwerken übereinander hinweg; und wo dem Blick die Formen verschwimmen, wogt es noch immer beweglich von den Menschenschwärmen im Umkreis der Säulenhalle, welche oben und unten den Bau der ungeheuern Kaufhalle umzieht. Im Anschauen des Gewühls vergeßt Ihr ganz, von welchem Standpunkt Ihr herabblickt, was den Anfang dieser freien Volksentfaltung bildet — die Duma ist's, das Petersburger Rathhaus, dem es an nichts fehlt, als an einer

Bürgerschaft in jenem Sinne, welchen unsere Begriffe damit vereinen. Bürger, ja selbst Ehrenbürger giebt es wohl; nur just keine selbstständige, mit Freiheit und mit Rechten selbstständig aufgewachsene und darum fest verwachsene Bürgerschaft. Was davon da ist, ward durch kaiserliche Ukase gemacht wie ganz Petersburg, ist nur ein Scheinbild und ein so genanntes Ding, das keine leiseste Faser seines künstlich zusammengesetzten Körpers selbstwillig regen darf. Ränge giebt es auch hier, auch Orden und Medaillen, wie in der uniformirten Beamtenschaar, wie in dem Heer. Nur ist hier noch weit seltner wahres oder angelogenes Verdienst, was den Rang bestimmt; die Gilde ist es, diese Klassenrangordnung, die ihre Höhen und die Tiefen einzig und allein nach der Größe des Geldkastens bestimmt. Selbst im Gebäude, welches dem demokratischen Handelsleben gewidmet ist, blieb solche Gildenanordnung nicht ohne Einfluß. Herabgestiegen von dem Thurm der Duma erkennen wir zunächst der Nefskyperspektive dessen vornehmste, glänzendste Abtheilung (Gostinoi-Dwor); dahinter eine zweite mit gröberen und massenhafteren Waaren (Aprarin-Dwor); ganz zuletzt am fernsten Ende und umstellt von halbweg verdeckenden Kaufläden, das unbeschreiblich schmutzige Gewirr des für das Volk wichtigsten Theiles, den Trödelmarkt (Tschukin- oder Talkutschin-Dwor). Nur Eines bleibt sich gleich vom Anfang bis zum Ende der drei Handelshöfe: Ihr findet keinen nichtrussischen Kaufmann von dem Nefskyprospekte bis zu der Erbsenstraße. Hier ist noch Rußland, volles Rußland!

Echtes, unverfälschtes Rußland? Nein, auch hier ist nichts mehr echt, es trägt nur den langen blauen Kaftan, den dichten Bart, das halbgestutzte Haar und den ungeschickten plattgedrückten Hut. Damit täuscht es, als sei es unverfälscht. Es braucht das Aussehen der Ursprünglichkeit auf Spekulation. Im Innern aber hat es mit den ange-

bornen Anlagen zu Schlauheit, Liſt und Trugſinn jede fremdländiſche Verfeinerung der Unehrenhaftigkeit zu grauſigem Gewirr verfilzt, ſo daß jede nationale Tugend unterging, ohne daß ein ausländiſcher Vorzug einzudringen vermochte. Peter des Erſten Vergleich ſeiner Landeskinder mit den Schacherjuden iſt zu bekannt, als daß man daran noch einmal zu mahnen hätte; und der Vergleich hat ſich bei der fortſchreitenden Aeußerlichkeitskultur im Czarenreiche ſo bewahrheitet, daß jetzt der Armenier ſelbſt beim Ruſſen um neue Liſten bettelt. Trügen, lügen, blenden und gewinnen iſt die einzige geltſame Tugend dieſer ruſſiſchen Handelswelt; kaufmänniſche Ehre und Rechtlichkeit ſind fremde Begriffe. Dazu bewahrt der Ruſſe einen Vorzug, welcher für Erreichung ſolcher Zwecke weder dem krämernden Juden, noch dem Armenier in gleichem Maaße eigen: er erzielt die Eleganz, Friſche, Neuheit und geſchmackvolle Form ſeiner Waaren mit unnachahmlichem Geſchick. Man kann in der That nichts Reizenderes ſehen, als z. B. den verlockenden Aufputz der Obſtmaſſen an den Schaufenſtern der ruſſiſchen Fruchthändler am Nefskyproſpekt, nichts Impoſanteres als die Auslage der Gold- und Silberwaaren an der Proſpektſeite des Goſtinoi-Dwor. Und nach was Ihr auch ſonſt ſucht; ſelbſt in dem Schmutze, welcher allerdings im Kaufhofe bei jedem vordringenden Schritte immer unbedingtere Herrſchaft erringt, immer lockt die Waare noch mit einem gewiſſen Aufputz zierlicher Formen. Freilich bleiben es auch nur Formen. Die wirkliche Brauchbarkeit des Gefertigten kümmert den ruſſiſchen Händler nicht; auch nicht die wirkliche Neuheit des als neu Gekauften. Hat er es nur recht geſchickt geleimt, geflickt und übertüncht, mit täuſchenden Farben bemalt und mit lügneriſchen Etiquetten beklebt, ſo hat er ſeinem Gewiſſen genug gethan. Daß ihn der betrogene Käufer für einen Schurken hält, thut ſeiner Seele nicht weh. — Mit dem dritten Kauf-

hofe hört auch die leiſeſte Erinnerung an eine andere Welt als die des Schmutzes auf; und hier ſchwebt der Inhalt Eurer Taſchen, vorher ſchon unſicher genug, in allerhöchſter Gefahr. Hier herrſcht der tiefſte moraliſche, wie der tiefſte wirkliche Koth vollkommen fraglos, hier iſt der Diebshehler vom Kaufmann, der Kaufgehülfe vom Spitzbuben, der Packträger vom Räuber nicht zu unterſcheiden; hier brütet der Giftodem der Seuche für Körper und Seele, von hier aus ſtrömen unmittelbar und mittelbar die Opfer des Verderbens in die Hospitäler, Gefängniſſe, Straf-, Armen- und Freudenhäuſer. Dort fragt Niemand nach, was ſie in dieſen Abgrund ſchleuderte: ob die Verführung, ob die Noth, ob die Gewohnheit thieriſcher Erniedrigung, ob freie Luſt am Böſen oder ob — die Frage wiegt am ſchwerſten — eine Herrſcherpolitik, welche ſeit dem Eintritt Rußlands in die Welt Europa's dem Finanzminiſterium einen breiten Vorſprung vor dem Miniſterium des Kultus und des Unterrichtes gönnte?

Die beiden Gartenſtraßen, welche die langen Fronten des Goſtinoi-, Aprarin- und Tſchukin-Dwor einſäumen, laufen ſchnurgerad über die Erbſenſtraße hinweg. Jenſeits derſelben zieht ein neuer Abſchnitt Petersburger Lebens ſeine Bahnen. Da hauſt die echtruſſiſche Proletarierwelt der Palaſtſtadt. Die Häuſer ſchrumpfen mehr und mehr zuſammen, je weiter wir uns von der Erbſenſtraße entfernen, kein Wagen rollt, kein Ordensſtern begegnet uns und wenn wir endlich ein gutes Stück in der großen Gartenſtraße fortgeſchritten ſind, eröffnet ſich ein weiter Platz, vom lauten Leben eines Wochenmarks erfüllt. Nur links, wo eine griechiſche Kirche ihre grünen Kuppeln mit kettenbelaſteten Kreuzen in die Lüfte ſtreckt, ſchweigt dieſer Lärmen vor den Verneigungen,

Kniebeugungen, Bekreuzigungen und ſtillen Gebetworten der Vorübergehenden. Das iſt der „Heumarkt“.

Erinnert Ihr Euch noch des Namens aus jener Zeit, die kaum mehr denn ein Jahrzehent zurückliegt, da Aſiens grauenvolle Würgerin, die Cholera, ihren Triumphzug durch Europa hielt? Dies iſt jener ſelbe Heumarkt, auf welchem das ſeuchevergiftete, hungernde, obdachloſe Volk der „ſchwarzen Männer“ die Leichen ſeiner Brüder aufſchichtete und in unermeßlichem Jammer zu raſender Wuth gekommen war. Dort hinten in jener fernſten Ecke ſteht auch noch daſſelbe ſchlichte, grellgelb angetünchte Haus, woraus ſie die ſterbenden Kranken hervorzerrten, um ſie den Händen ihrer Mörder zu entreißen. Denn ſo nannten ſie die Aerzte. Und die Aerzte marterten ſie langſam zum Sterben und ſtürzten endlich die Gefolterten aus dem Fenſter auf das Steinpflaſter herab. Um die von Blut und Hirn beſudelten Leichen tanzten ſie wilde Siegesreigen — der Anfang einer Proletarierrevolution war da! Es galt nur, daß ein Führer an ihre Spitze trat, um ſie den kaiſerlichen Bajonetten entgegen zu führen .... Da plötzlich fliegt in raſendem Eilen eine einfache Droſchke heran und hält vor den Stufen der Kirchen. Ein hochgewachſener General ſteigt aus, ſteht an der Kirchenpforte, blickt ſiegesſichern Blickes auf die wahnwitzigen Horden und ruft mit donnernder Stimme: Na Kalenje! (Auf die Kniee!) in den tobenden Aufruhr. Die Stimme ſchlägt jedem an das Ohr; denn ſo kann nur Einer rufen, der Mann mit dem regelrechten Marmorgeſicht. Erſchreckt ſchweigt das Getös und ehe es noch Zeit gehabt zu vollem Schweigen zu kommen, ruft die Stimme zum zweiten Male: Na Kalenje! Und alles Volk bricht knieend zuſammen vor Gottes Stellvertreter auf der Erde. — Wie hatten ſie vorher den Warnungen, Bitten und Drohungen ihrer Opfer entgegengehöhnt: Bog bisoko, czar daleko — Gott

ist hoch, der Czar weit — und nunmehr knieten sie zitternd vor der einzigen Herrschergestalt, schlugen die breiten Stirnen an den Steinen wund, heulten um Gnade und rauften die Bärte in verzweiflungsvoller Angst. — Aber das kalte, strenge Auge antwortete nicht. Dies Auge kann nicht mild blicken, selbst wenn das Antlitz lächelt. Dies Auge ist so urstreng, unerbittlich, daß selbst die schmeichelndste Kunst der Malerei dem Kaiserbild diesen einen Mangel nicht anzudichten vermag. Dies Kaiserauge hat den Blick des menschgebornen Vaters eines Volkes nie gekannt; es lernte nur den unnahbaren Blick des Czaren und des Richters. — Schweigend wandte sich damals der Kaiser zu der Kirchenpforte. Ihm nach drängt sich die ungezählte Masse zu den Stufen des Altars, um dort die Gnade Gottes herabzuflehen. Tiefe Stille lag über dem ganzen weiten Platz, so weit das Auge reicht kein aufgerichtetes Antlitz und aus der Kirche klingen die wundersamen Stimmen des asiatischen Gottesdienstes, wie Verheißungen der erflehten Gnade. Wahrlich, ein herrliches Bild! Der absolute Herr über Leben und Tod seines Volkes mit diesem Volke emporflehend zum Herrscher der Herrscher! —

Dies Bild haben uns die Petersburger und die Touristen in allen Farben und Beleuchtungen vorgeführt. Die Pracht der Priester und der Kirchenschmuck bilden dessen Rahmen. Aber Niemand malte das Gegenstück und die folgenden Akte der Begebenheit. Niemand spricht davon, wie plötzlich alle Zugänge zu dem Heumarkt von Bajonetten starrten, wie die Schergen der öffentlichen Gewalt, geleitet von den geheimen Dienern der Polizei, in die knieenden Haufen hineingriffen und den Schuldigen mit dem Schuldlosen den Soldatenhaufen entgegenwarfen, wie dann die Kerker sich füllten, von der auch dort eingeschleppten Seuche geleert und von Neuem gefüllt wurden und wie endlich

lange, traurige Züge zerlumpter, gebrochener, oft noch todtkranker Menschen fortgeführt wurden nach jenem Osten, welcher, ein furchtbar schweigendes Geheimniß, des Reiches Osten umsäumt. — Dies war das Ende des Volksdrama's am Heumarkte und das Ende der Seuche war der Tod von 10,000 Menschen in der Newahauptstadt. — —

Die Proletarierwelt ist damals furchtbar gelichtet worden; man rechnete, der sechste Mann davon sei ein Opfer der Seuche geworden. Man wieß es nach, und selbst in Petersburger Schriften, wie zu solchen entsetzlichen Ergebnissen die unbeschreiblich elenden Zustände der auf Obrok entlassenen und hier eingewanderten Leibeignen nothwendig beim Herrschen jeder ähnlichen Krankheit gedeihen müssen, man hat später immer von Neuem daran erinnert, daß von den alljährlich mehr als 3000 Leichen, die das Nervenfieber in die Todtenlisten bringt, die größte Zahl eben wieder diesen „tschernoi rabotschi", diesen „schwarzen Männern", angehöre, denen selbst ihr Name vom finstern Elend aufgeprägt erscheint. Man hat gemahnt, es möge den Leibherrn ferner nicht vergönnt sein, solche Massen ihrer Hörigen dem Feldbau zu entziehen, um vom „Obrok" (jährliche Abgabe) derselben sündhaften Gewinn zu ziehen. Man hat die Aufmerksamkeit der Wohlfahrtspolizei auf die Schlupfwinkel der Unseligen am Heumarkt und in den Nebenstraßen hingestoßen. — — Aber Alles umsonst! Hat doch sogar erst die neueste Zeit an Erschaffung eines diesen Klassen besonders gewidmeten Krankenhauses gedacht und müssen doch die „schwarzen Männer" selbst dafür die Kosten tragen, indem man den Preis ihres Aufenthaltsscheines um mehrere Rubel erhöhte.

Ihre Lebensverhältnisse blieben übrigens immer dieselben. Das Beil im Gürtel wandern sie heran, den letzten Rest des Geldes raubt die Erlaubniß zum Aufenthalte im goldstrahlenden Petersburg, zum

trocknen Brode giebt die Newa den Trunk bis endlich eine Arbeitstätte aufgefunden ist. Haufenweis zusammengeschichtet lagern sie nachtüber auf den steingepflasterten Corridors der Häuser, oder in den Erdgeschossen, an deren Mauern fort und fort die Feuchtigkeit herabrieselt, deren Boden fort und fort von Wasser überglänzt ist. Halbfaules Stroh, oft selbst dieses nicht, dient ihnen zur Schlummerstätte und eine verpestete Luft vergiftet ihre Lungen. Dazu zerwühlt der Branntwein ihre Eingeweide, da er bei dem Monopol der Krone und den hohen Preisen nur noch eine mit Scheidewasser versetzte Flüssigkeit ist, wenn er durch fünf und mehr Hände ging, ehe ihn der Handarbeiter im Kabak genießt.

Dennoch seht Ihr nirgends in ganz Petersburg so viel lachende Gesichter, als eben unter diesen Handarbeitern, dennoch hört Ihr nirgends so viel fröhliche Witzworte, als bei ihrer Unterhaltung, dennoch bedeckt das rothe Hemd fast immer eine herkulisch kräftige Gestalt und dennoch wird oft aus den mitgebrachten Lumpen der verlassenen Heimath ein feiner blauer Kaftan, aus demselben Manne, der vor wenig Jahren noch das blanke Beil im Gürtel sein einzig Eigenthum nannte, ein reicher Bauunternehmer, aus dem Burschen, der vor einem Jahre an der Brücke stand, um seines Gleichen Quaß und Sbiten zu verkaufen, ein Insasse des Gostinoi-Dwor; und der Hausirer, dessen gellendes: Limonji, Appesinji nastajaschtschi peterburgski towar (Citronen, Apfelsinen, ächtes Petersburger Gut!) mit seinen unerträhselbaren Dehnungen heut Dein Ohr zermartert, gebietet vielleicht in einem Jahrzehent über Millionen. —

Trotzdem ist er dann minder glücklich als heute. Das heutige Elend trägt er fast ohne Besseres zu kennen, heut weiß er, daß sein Herr ihn nicht verhungern lassen darf, heut saugt noch nicht die Schaar

der beutegierigen Beamten an seinem Blute, heut hat er gar nichts zu vertheidigen, als das nackte Leben. Aber in zehn Jahren ist er, ob auch Millionär, noch immer leibeigen; die Laune des Herrn kann ihn in's tiefste Elend zurückschleudern, der Neid verdächtelt an ihm jede Bewegung, die heimliche und uniformirte Polizeigewalt umklammert jegliches Wirken und Schaffen, eine unabsehbare Schaar hungerwüthiger Gesetzesdiener saugt sich an seinem Reichthum voll, und wenn er stirbt, so sind die Kinder immer noch leibeigne Diener ihres Edelherrn. Proletarier sind sie noch immer: Proletarier des freien Bewußtseins. Dieses Proletariat wird sich in Rußland dereinst mit dem Proletariate des Besitzes, ja muß sich naturnothwendig mit ihm verbünden zum Umsturz des Bestehenden. Der soziale Aufruhr droht hier näher, als der politische.

4.

Der äußerste Häusergürtel der großen Seite ist gegen deren Kern durch die „Fontanka" abgegrenzt, nach Außen hin durch den träg fließenden und übel duftenden „Umfangskanal" als wirklich Zubehör der Stadt bezeichnet. Nicht eben so schließen sich seine Straßen ab. Nur längs der Fontanka erhebt sich, gleich einer Fronte ohne Hinterwand, eine wirklich aneinanderhängende Häuserreihe; nur die Partie zwischen Nefskiprospekt und Newaufer ähnelt noch einigermaßen den kompaktern Theilen der großen Seite. Uebrigens giebt es fast keine geschlossene Straße; sämmtlich zeigen sie weite Lücken, deren Wüsteneien hölzerne Gehege, übel erhaltene Planken und nur selten steinerne Mauern verdecken. Selbst der mitten durch schneidende Nefskiprospekt hat sogleich

hinter dem Anitschkowpalast und der mit Kloot'schen Rossebändigern gezierten Brücke über die Fontanka sein Hofgewand abgeworfen, um sich in das echtrussische Kostüm einer schmutzigen, stinkenden, wenn auch noch breiten Krämergasse zu werfen.

Man fragt verwundert, was sollen diese Prachtpaläste der Fontanka, welche der Adler als kaiserliche bezeichnet, in dieser unstädtischen Ursprünglichkeit? Kaiserlich sind sie wohl, auch Paläste sind es, weil der Kaiser sie oftmals angeblich überrascht, obgleich mehrere Stunden vor solchen Besuchen zufällig die Budoschniks der Straßen, welche er durchfahren muß, in ihre neuesten Uniformen gesteckt wurden, jedes unpolizeiliche Atom sorgfältig entfernt ward und natürlich auch zufällig im Innern der genannten Paläste Alles in vollstem Gallaschmuck erglänzt, sogar die langen Reihen der Betten und der Menschen darin in weißem Linnen oder Wollenzeuge prangen. Aber dennoch bergen diese heitern Paläste ein gewaltig Stück Lebenselend, es sind die hauptsächlichsten Krankenhäuser der Residenz. Da ist das Kalinkin'sche Hospital, welches einzig der Heilung der Lustseuche gewidmet ist, und trotz 350 stets besetzten Lagerstellen, doch so wenig ausreicht, daß man ein neues Hospital an der Charlanoff'schen Brücke für gleichen Zweck beifügen mußte. Da breitet sich ferner das Obuchow'sche Krankenhaus mit 650 Betten, welches das älteste allgemeine Lazareth der Stadt sein würde, wenn ihm nicht jenes Kalinkin'sche für ein Leiden hätte vorausgeschickt werden müssen, dessen übergroße Häufigkeit man gemeinhin für ein Zeichen weitgreifender Entsittlichung erachtet. Da steht endlich das Marienhospital, welches ebenfalls 350 Bettlägerigen Aufnahme und im Jahr an 30,000 Leidenden Rath und Hülfe gewährt, trotzdem daß außer den genannten Anstalten noch jede Kaserne, jede Schule, jedes öffentliche Institut ein besonderes Krankenhaus besitzt, und etwa noch ein

Dutzend gleich große Heilanstalten in andern Stadtheilen verstreut sind. — Dies Alles gehört zum Bilde Petersburgs und seines Lebens. Darum erscheint es auch ganz passend, daß die größten Leidensstätten den prächtigsten Theil der prächtigsten Stadt des größten Staates der bekannten Welt als nächste Ringmauer umfassen.

Hinter dieser Häuserfronte dehnen sich ungeheure Plätze, schlecht oder gar nicht gepflastert und von unergründlichem Schmutz übersumpft, sobald nur wenige Tage lang kein scharfer Seewind darüberstrich, oder aber von undurchdringlichen Staubwolken in ewige Nebel gehüllt, sobald die Sonne den Koth bewältigte. Da ist ferner der Viehmarkt, der Markt der Wintervorräthe, da sind noch viele Plätze und Straßen geradlinig abgemarkt und mit stolzen Namen belegt, aber von jammervollen, vereinzelten Häusern besetzt, ohne Menschen, ohne Leben. Nur die Polizeiwachbuden fehlen nirgends.

Zuletzt erscheinen wirklich wieder langgestreckte Gebäude, genau in gleicher Weise von einander entfernt, mit unermeßlichen Vorplätzen ein jedes. Dies ist der zur großen Seite gehörige Theil des Kreises von Kasernen, welcher ganz Petersburg waffengerüstet umzieht — Vorwerke, welcher dem Kernwerk der Peter-Paulscitadelle entsprechen und mit ihm gemeinsam die Stadt beherrschen. Dreißigtausend Gewaffnete umstehen etwa viermalhunderttausend Einwohner mit ihren Bajonetten.

Hier außen ist's gewöhnlich still. Nur zu gewissen Stunden dröhnen die Schritte ab- und zuziehender Truppen, zu andern klirren die Gewehre in tagtäglicher Uebung — — — doch, dicht bei dem Ismailoff'schen Paradeplatz, und mitten in dieser uniformirten Stadteinsamkeit, was trotzdem für ein Menschenwogen, was trotzdem für ein Wagengerassel, welcher Volkslärmen am ganzen Tage?

Dort liegt der Bahnhof, der einzige St. Petersburgs.

Wie schrillt die Dampfpfeife ironisch zwischen die Kommandoworte des Paradeplatzes gleich einem Freiheitsrufe! Wie fliegt die lange Wagenreihe doch so verächtlich am weit zurückbleibenden Sturmlauf der Truppen vorbei! Wie brauf't sie verhöhnend, weil untreffbar für das geübteste Artilleriekorps, am Zielschießen mit Geschützen vorbei, hinaus in's Land. — Jubelt sie der Freiheit, vielleicht gar dem nichtrussischen Europa entgegen? Nein, nein! Ihr erstes Ziel soll das echtrussische Moskau sein und die Zukunft soll daran einen zweiten Schienenweg von abermals mehrern tausend Werften bis Odessa bauen, oder bis — Konstantinopel. Verbinden soll sie des Reiches Süden mit dem Norden, damit sie vollenden, was durch beinah anderthalb Jahrhunderte nicht vollendet ward: St. Petersburg zu Rußlands wirklicher Landeshauptstadt zu machen, zur Landeshauptstadt jenes Reiches, von dem Karamsin sagt: „dereinst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern."

Man täusche sich nicht: Rußland ahmt wohl nach, ahmt selbst nach, wo die Nachahmung eben nichts erscheint, als eine künstliche Annahme europäischer Gestaltungen ohne deren Konsequenzen. Aber seine Politik bemächtigt sich auch entschieden und mit ungehemmter Kraft derartiger Erschaffungen, um sie zu ihren Zwecken auszubeuten. Wohl lächelt Mancher jetzt und meint, daß dies Riesenwerk der Petersburg-Moskauer Eisenbahn ein neuer Mißgriff eines schon rings erschütterten Finanzsystemes sei. Und von diesem einen Standpunkt aus mag schwer ein Widerspruch zu finden sein. Denn jene massenhaften Reisebewegungen, jener niemals abreißende Menschenstrom, wie wir ihn in reichbevölkerten Ländern, vorzüglich auch in jenen Staaten finden, deren

Volksverkehr von freien Rechtsverhältniſſen, von ungehinderter Selbſtbeſtimmung des Einzelnen abhängig iſt — er iſt in Rußland unerreichbar, ſo lang das Reich nicht mindeſtens eine Bevölkerung von zweihundert Millionen anſtatt ſechszig beſitzt, und ſo lang der Ackerbau nicht in ein gegenſeitig ausgleichendes Verhältniß mit Induſtrie und Handel treten konnte. Die Moskauer-Petersburger, ja die Petersburg-Odeſſaer Eiſenbahn ſelber wird niemals eine Reichthumsquelle für den Staatsſchatz werden. Nach andern Seiten aber zielen auch die Pläne, welche die Herrſchermächte an das begonnene Unternehmen knüpfen. Nur in den Petersburger Handelskreiſen hört man gewöhnlich jene im Nichtruſſiſchen Europa tagesläufige und abfällige Beurtheilung. Wer irgend näher an der Thüre des Kabinets ſteht, betrachtet die Erleichterung des eigentlichen geſchäftlichen Verkehrs nur als ein Beihülfsmittel eines allgemeinen Aneinanderrücken der verſchiedenen Nationalitäten zur Verwirklichung des großen Planes allgemeinen Gleichartigkeit.

Dahin zielt die eiſerne Bahn der eiſern herrſchenden Politik. — Denn daran gedenkt ſie nicht, wie eben dieſes ſelbe Rieſenmittel eines Syſtemes, dem ſo heftig Widerſtreben von den ſo verſchiedenen, ja ſelbſt von den ſlaviſchen Stämmen entgegenſteht, zum Golem aufzuwachſen vermag, welcher ſeinen Herrn bewältigt, ſobald dieſer den rechten Augenblick verabſäumt, um die Zauberſchrift vom Antlitz des dienſtbaren Gebildes wegzuwiſchen. Daran gedenkt ſie nicht, wie eben in der leichteren Vereinigung der Slavenſtämme unabweisbar auch die Nothwendigkeit gelegen iſt, daß ſie im Lande ſelber die Verſchiedenheiten ihres eignen, bald auch die der halbverwandten und fremden Völker erſt im Kleinen, dann im Großen kennen lernen, daß aber aller Orten die Wünſche und das Streben nach Befreiung vom Joche eines abſoluten

Regimentes ſich immer mächtiger hervordrängen, daß, was jetzt geſchieden und vereinzelt ſteht, auf dieſen Eiſenſchienen dann zuſammenfluthet, und daß die Macht der ſolchermaßen naturgemäß ſich entwickelnden Verähnlichung den aufgedrungenen Zwang der Uniformirung unter den Rädern ihres Siegeswagens zermalmen wird.

Ein Ausflug auf der Eisenbahn.

Heut ist die Eisenbahn nur noch ein Promenadenweg zum kaiserlichen Lustschloß Czarskoe-Selo und zum Städtchen Pawlowsk, dessen Name, Dasein, Emporblühen und Vergessenheit von dem Lustschloß abhängig ist, welches Paul der Erste nahebei erbaut hatte. Jetzt fristet es sein Leben fast einzig von der Restauration, welche das vorläufige Ende des Schienenweges bezeichnet. Heut ist auch die Eisenbahn noch vollkommen in der Gewalt der Residenzpolizei, und wir müssen dem Billetausgeber das verstattende Zeugniß unsers Straßenmeisters vorweisen, ehe wir den Wagen besteigen dürfen. Selbst eine Spazierfahrt ohne Polizeieinmischung ist in Petersburg ein Ding der Unmöglichkeit. Darum herrscht immer ein dichtes Gedräng vor den elenden Hütten, welche man in Erwartung eines Bahnhofes von Petersburger Pracht vorläufig aufbaute. Der lange blaue Rock und der nackte Hals mit dem bartumwachsenen Antlitz sind vorherrschend in der Menge. Dazwi-

ſchen wimmelt es natürlich von Offiziersgeſtalten und grauen Soldatenmänteln; fahrende Damen im überladenen Modeputz, ruſſiſche Frauen, alle Farben der Welt gleichzeitig ausſtrahlend, düſtere Prieſter und lauernde Polizeigeſichter treiben ſich ebenfalls umher. So entſteht ein buntes, und bei der Dampfwageneile ſelbſt lautes Gewirr, welches uns glauben machen könnte, wir ſeien der ſchweigſamen Petersburger Welt entflohen. Allein dies dauert nur, bis man ſich endlich auf ſeinen Plätzen eingerichtet hat. Dann ſchweigt Alles oder flüſtert leiſe, als ob nunmehr ein Jeder ſeinen Nachbar wieder zu fürchten habe.

Da beginnt das Schnauben des Dampfelephanten, Petersburg liegt in wenigen Sekunden hinter uns und vor uns eine endloſe Fläche, aus welcher rechtshin nur die Narwa'ſche Triumphpforte aufſteigt und zur Linken in undeutlicher Ferne aus graugrünen Buſchwerk ein blendendweißer Bau hervorſchimmert. Das iſt jene Kollektiv-Triumphpforte, welche man die Moskauer nennt. Dem perſiſchen Raube, der polniſchen Vernichtung und der türkiſchen Bewältigung durch ruſſiſche Uebermacht zu Ehren ward ſie im Jahre 1838 aufgerichtet. Und als könnte über Nacht der ganze Ruhm geſtohlen werden, klebte man an den Bau in griechiſchem Geſchmack zwei halb gothiſche, halb ſtylloſe Häuſer mit Eckthürmen, in deren einem eine Thorwache, in deren anderem noch ein beſonderes Aufſichtsperſonal einkaſernirt ſind. Zwar erblickt man von dieſen Einzelheiten aus der Entfernung der Eiſenbahn nichts; aber was wir ringsum ſehen, iſt ein ſo erſchreckend ödes Einerlei, daß man ſich gern das Bild zu anderer Zeit gewonnener Eindrücke zurückruft. —

In etwa zwanzig Minuten iſt Czarskoe-Selo erreicht. Etwas tiefer als der Schienenweg liegt es rechtsab ungefähr in Büchſenſchußweite. — Czarskoe-Selo beſteht keineswegs aus einem einzigen zuſammenhängenden Bau: an einem großen Palaſt, welcher zu niedrig für

seine Länge ist, unschön und doch anspruchsvoll mit Säulen, Standbildern und allerlei andern Bauzierden geschmückt ward, deren ehmalige Vergoldung man jetzt durch eine grellgelbe Tünche ersetzt, hängen kleinere unregelmäßige Gebäude. Dahinter dehnen sich außerordentlich weite Gartenanlagen, welche durch ihre Uebermengen von Grotten, Hütten, Tempeln, Terrassen, Wasserfällen, Bildsäulen und andern Ueberraschungen alle Großartigkeit verloren haben, und nur allzusehr an die sogenannten Parks in manchen deutschen Städten erinnern, wo die Natur vor lauter Künstelei ebenfalls nicht zu Tage kommen kann. Es liegt etwas weibisch Kleinliches in solchem Aufputz. In der That ist Czarskoe-Selo auch vorzugsweise ein Lieblingsschloß der Frauen auf dem russischen Throne gewesen. Katharina die Erste hat es erbaut, Elisabeth wählte es zu ihrem Sommersitz und Katharina die Zweite verlebte dort vorzüglich die Jahre ihrer Verbindung mit Gregor Orloff. Natürlich war nunmehr das Schloß dem Kaiser Paul auf's Tiefste verhaßt, und erst Alexander, dessen Wesen so viel weibliche Töne durchklangen, hat wieder fast in allen Sommern seiner Regierungszeit hier residirt. Von hier ist er auch nach Taganrog zum Sterben gegangen. Das Zimmer, welches er damals bewohnte, ist noch in selber Ordnung, wie im Augenblick, da er es am Morgen seiner Abreise verließ. —

Zwar gehört es zum guten Petersburger Ton, bei diesem einfachen Schreibkabinet und dem unordentlichen Schreibtisch mit noch tintenschwarzen Federn von rührungsvoller Begeisterung ergriffen zu werden, um im Schlafgemach beim Anblicke des über einen Stuhl hängenden Militärrocks, nebst dabei gelegenen Stiefeln und den auf dem Waschtisch verstreuten Toilettequisiten thränenfeuchte Augen zu zeigen. Allein wer vermag dies bei solcher Ostentaion der Pietät. In Taganrog finden sich ähnliche Ueberbleibsel in sogenannter ähnlicher Ordnung oder Un-

ordnung vom letzten Gebrauch in den Zimmern des einfachen Hauses verstreut, aus welchem die unglückliche Kaiserin Mutter die Worte schrieb: Notre ange est au ciel. Und wer mag sich endlich der wider Willen von neuem heranbrängenden Erinnerungen an jene schwarzen Gerüchte erwehren, welche ihrer Zeit den Tod Alexanders umschwirrten, wenn wir das Zimmer in Czarskoe-Selo von einer Zeit her als Erinnerungsstätte an die letzten Augenblicke eines Lebens aufgeputzt finden, da eigentlich noch kein Gedanke an Alexanders noch bevorstehenden Tod hätte vorhanden sein können.

Kaiser Nikolaus hat während langer Jahre Czarskoe-Selo nur selten, immer nur auf kurze Augenblicke besucht. Der Sommersitz des Hofes befand sich meistens in Peterhoff, oder einem der andern Lustschlössser am Kronstädter Meerbusen. Erst im Jahre 1844 residirte die kaiserliche Familie seit dem Beginn der warmen Jahreszeit in diesem Schloß. — Und da wir durch die Gärten und durch die eben nicht benutzten Zimmer wandern, harrte oben der ganze Hof voll bangen Schmerzes vor den Gemächern der Großfürstin Alexandra. Denn einer unrettbar tödtlichen Krankheit verfallen, lag dort die schöne, liebenswürdige Frau, den letzten Augenblick entgegensehnend.

Seit den ersten Tagen des Juli hatte Petersburg in jedem Augenblicke die Trauerbotschaft von ihrem Ableben gefürchtet; nur eben nicht in der zweiten Hälfte des Monats. Die sonst so umspringende Witterung war diesmal zu schön, zu warm, zu sonnenklar: da konnte Niemand sterben. Darum waren auch eben wieder um das Ende des Juli nach russischem und im Beginne des August neuen Styles die Gärten von Czarskoe-Selo von dichteren Gruppen als jemals erfüllt; und unablässig flogen neue Wagenzüge auf der Eisenbahn vorüber nach Pawlowsk.

Außer dem prächtigen „Vaurhall“ des Restaurateurs ist in der That wenig an Pawlowsk zu sehen. Das kaiserliche, jetzt im Besitz des Großfürsten Michael befindliche Schloß konnte seit seinem Brande nicht wieder zu kaiserlicher Pracht kommen, ist ein halbrundes zweistockiges Gebäude geblieben wie andere mehr, und erscheint um so unbedeutender, als die sämmtlichen dichtbelaubten und breiten Alleen des mit Berg und Thal abwechselnden Parkes dorthin leitend die Erwartung auf einen großartigen Kernbau gespannt haben. Nichts ist charakteristisch am ganzen Lustschloß, als die Lust an kleinen Militärspielereien und trocknen Paradewesen. Selbst die Paar Kunstwerke in den ziemlich einfachen Gemächern des Palastes scheinen nur aufgestellt, um die militärischen Schildereien an den Wänden desto mehr hervorzuheben. Dazu schwimmt unten im Park auf einem sehr mäßigen Teich eine ganze Flotte kleiner Kriegsschiffmodelle herum, welche ein Veteran am Ufer bewacht. Nahebei erhebt sich aus dem umbuschten Hügelwerk jene kleine Citadelle, der man es gar nicht ansieht, daß sie vom Kaiser Paul in seiner beständigen ahnungsvollen Angst vor Meutereien zu vollem Ernst aufgeführt wurde. Sie trägt eine täuschende Aehnlichkeit mit den Festungen aus dem Nürnberger Spielwaarenkasten, und ihre niedlichen Kanonen blicken so unbefangen in die rauschenden Bäume herein, wie auf das menschenleere Land hinaus, als seien sie nur zu Böllerschüssen bei einem Kinder-Vogelschießen zu benutzen. —

Die Stadt Pawlowsk, welche mit grellbemalten hölzernen Russenhäusern ein Paar gerade breite Straßen umfaßt, hat einmal ein wichtiger Fabrikort werden sollen, kam aber natürlich vor Petersburgs Nähe nicht in die Höhe. In Ermangelung anderer Fabrikerzeugnisse werden nun dort verwaiste Kinder aus dem Militärstand nach Peters-

burger Weise im sogenannten Alexanderinstitut herangebildet. Damit ist Pawlowsk abgethan.

Vorn im „Vaurhall" wogte am 29. Juli (10. Aug.) des Jahres 1844 eine buntgemischte Menge. Der wunderschöne Nachmittag des Sonnabend hatte außerordentlich viel Gäste herangeführt. Und schon wollte der Abend kommen, schon lockten die düstern Wege der Gartenanlagen zu vertraulichen Spaziergängen, während die Klänge eines reichbesetzten Orchesters verführerisch in die milde Nachtluft hinausklangen, als ein plötzlich Erschrecken durch die Menschenmassen zuckte und die rauschende Ouvertüre mit einem Mißklang abschloß. Tiefes Schweigen lag Minuten lang ringsum auf den bleichen Gesichtern: die Großfürstin Alexandra war gestorben. Man wußte nicht, woher die Kunde kam, noch weniger, wer sie so blitzschnell verbreitet hatte; aber sie war da, war Allen mit einem Schlage gekommen, hatte gar keine Aehnlichkeit mit den an vielen vorhergehenden Tagen ausgesprengten falschen Gerüchten. — Dieser erste Augenblick der Gewißheit des lang Gefürchteten läßt sich kaum schildern. Er war todtenstumm und doch so beredt. — Allein im Augenblicke nachher hatte auch das Leben wieder sein volles Recht. Ein wahrhaft gefährlicher Kampf um Rückfahrtskarten entstand an der Kasse der Bahnhalle; Niemand mochte noch eine Minute lang in den Räumen des öffentlichen Vergnügens gesehen werden; die Petersburger Rücksichten kämpften mit der Ueberraschung ein schweres Gefecht.

Und die Lokomotiven rollten in wahnsinnigem Jagen auf der dunklen Bahn am hellglänzenden Schlosse des Jammers vorüber, nach Petersburg herein. — Auch dort war Alles längst bekannt; man ersah es an dem Schweigen der Gassen, an den leis murmelnden Gruppen in den Hauspforten — die Trauer lag in der Luft, wie Gewitterschwüle. In den Palästen der Vornehmen wußten sie aber genau, wie dieser Tod

zum wichtigen Glied in der Kette von Erſcheinungen des Jahres 1844 werden mußte, welche das Gemüth des Czaren ſo tief umdüſtert hatten. Mochte dieſer Tod vom nichtruſſiſchen Standpunkt aus auch nur eben die Bedeutung eines tiefſchmerzlichen Familienunglücks haben, mochten auch jene Vorfälle aus der Ferne unerheblich und klein erſcheinen — dort, wo der Herrſcher ſagt, „der Staat bin ich," da wiegt der kleinſte Umſtand doppelt ſchwer, welcher an dem Schmeichelworte Karamſins rüttelt: „des Volkes Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum." Rußlands äußere und innere Angelegenheiten hatten ſich aber in dieſem Sinne ſeit Jahren bedenklich geſtaltet, und das Jahr 1844 ſchien beſtimmt, dieſe Stellung der Dinge vor den Augen der Welt zu offenbaren.

Sogar in Petersburg hatte ſich eine Art von öffentlicher Meinung kundgegeben, und man ſtellte dort in vertrauten Kreiſen alle Vorfallenheiten der letzten Jahre auf eine Weiſe zuſammen, welche trübe Schatten auf den Alleinglanz, die Allmacht, die unbedingte Unfehlbarkeit der Krone warfen. Man wußte, wie der Beſuch des Kaiſers in England ſeinen diplomatiſchen Zweck verfehlt, wie der Kaiſer ſelber im Publikum keineswegs jenen perſönlich imponirenden Eindruck hervorgebracht hatte, deſſen Anerkenntniß ſein Auftreten bisher ſogar den ruſſenfeindlichſten Kreiſen aufgedrungen hatte. Man wußte ferner, wie die freiere Politik des jungen Schwedenkönigs mehr und mehr den ruſſiſchen Kabinetseinfluß zurückwieß und wie damit gleichzeitig in Finnland Erinnerungen neue Kraft gewannen, welche man bisher nicht nur betäubt, ſondern in ewigen Schlaf verſunken meinte. Dazu ſchien ſich's in den Oſtſeeprovinzen und in Litthauen wie ein ſelbſtſtändig Leben gegen die Gewaltſamkeit ruſſifizirender Maßnahmen regen zu wollen. In Polen erklang es von immer neu entdeckten Anzeichen jener wuthentbrannten Geſinnung, welche als freſſend Gift aus der fort und fort brennenden Wunde

zertrümmerter Verfassungen und gebrochener Herrschereide hervorquillt. Zeigte sich auch dagegen, daß mit den reichen Grundstückvertheilungen an russische Staatsdiener die Verähnlichung der sarmatischen mit den moskowitischen Slaven vorschritt, so konnte man doch kein Symptom einer innerlichen Fügsamkeit unter das System des Staates Rußland entdecken. Vielmehr drang tief und tiefer selbst in die echtrussische Bevölkerung, wenn nicht die klare Ueberzeugung, doch eine mißmuthige Ahnung davon, wie die Petersburger Politik den Boden der Nationalität aufgegeben hatte und nur mit deren Namen ihr theoretisches System der Uniformirung umhüllte. Ueberdies schürte in Polen die einzige, dem russischen Kabinet an Klugheit gewachsene Diplomatie, die römische, von Neuem eifriger als jemals alte Flammen an. Mit den Maßregeln gegen die Juden endlich beraubte sich die russische Bewältigungspolitik der möglichen, ja wahrscheinlichen Beihülfe einer zwar nicht von Haus aus ergebenen, doch leicht käuflichen, zu jedem Dienst benutzbaren, mit den innersten Fasern des polnischen und baltischen Volkslebens verwachsenen Bevölkerung. Am Hofe selber und in den städtischen Brennpunkten des Reiches wirkte Custine's Schrift, und mit verbissenem Hohnlächeln blickte man auf den für die Kaiserfamilie so unangenehmen Privatstreit über die Schulden des Schwiegervaters des Großfürsten Konstantin, welchen die preußischen Fürsten Lowicz gegen den Czaren zu beginnen gewagt hatten.

Hatten sich die Verhältnisse auf solche Weise im Innern und im Westen gestellt, so nicht viel anders im Süden und Südwesten. Zwar erfocht die Petersburger Kabinetspolitik in Betreff der Donaufrage glänzende Siege; aber auch dort waren plötzlich mannichfache Schwierigkeiten aufgeschossen, welche um so bedenklicher erschienen, als die Diplomatie des Winterpalastes ihre Plane in Griechenland verunglückt erkennen mußte.

Dazu kamen die immer zweifelhafteren Erfolge auf dem kaukasischen Kriegsschauplatze. Diese mußten, wenn fortdauernd gleich fraglich, um so bedrohlicher werden, als der alte Russenhaß in Persien dem englischen Einflusse wieder neuen Spielraum und dem erbitterten England ein neues Bewegungsfeld besonders im südlichen Persien eröffnet hatte, während dessen nördlicher, bisher russenfreundlicher Theil argwöhnisch auf die Vergrößerung der kaspischen Flotte hinblickte. England selbst aber gewann durch seine Erfolge neues Vertrauen auf seine persische Politik.

Von hier aus ging der bedenkliche Blick der Petersburger Hofwelt wohl noch weiter in kaum erkennbare Fernen: nach Centralasien, nach China und Ostturkestan. Aber zunächst lagen, zunächst galten doch immer wieder die innern und nachbarlichen Verhältnisse; und mit dem Tode der Großfürstin Alexandra war die Gemahlin des nicht unwahrscheinlichen Thronerben Dänemarks, des Prinzen Friedrich von Hessen, damit eine der größten Ostseehoffnung Rußlands gestorben.

Von allen diesen Dingen wußte freilich das große Petersburger Publikum nichts. Dagegen war die Großfürstin Alexandra vor allen Frauen der kaiserlichen Familie im russischen Bevölkerungstheile Petersburgs geliebt. Mit diesem Gefühle hatte sich später eine Art von Mitleiden, die Neigung verstärkend, vereint; denn das Volk glaubte sie ohne Liebe verheirathet. Und wie nun die wunderschöne blasse Frau zu kränkeln begann und immer schwerer leidend wurde, da meinte der Russe den Beweis dafür gefunden zu haben, daß ihr das Herz gebrochen und sie in Seelenleiden körperlich krank geworden sei. Man konnte es sogar während ihres Lebens oftmals von den Russen im blauen Kaftan hören, wenn man fragte, was die Ursache, was der Name ihres Uebels sei: Wso adin Bog s'! Ueber allen ist Gott, Herr; sie hat Schmerzen am

Herzen! Und an diesem Herzschmerz sei sie auch gestorben, sagten sie dann an jenem Sonnabend, als die Trauerbotschaft von Czarskoe-Selo angelangt war.

Am Sonntag und Montag lief in der Stadt wieder Alles den gewohnten Gang. Hätten die Trauerglocken nicht geläutet, wären die Zeitungen nicht mit schwarzem Rand erschienen und die blauen Theaterzettel nicht ausgeblieben, hätten nicht die Offiziere und Tschinowniks ihren Uniformenglanz mit Flor überzogen, hätte nicht Jedermann sich dunkel gekleidet, um den Anstrich einer Hofbeziehung zu bekommen — man hätte zweifeln können, daß sich die Trauerkunde bewahrheitet habe. Im Gespräch der Menschen vernahm man nur selten den Namen der Großfürstin, wie es denn überhaupt in Petersburg Gewohnheit ist, selbst der liebsten Todten nicht zu erwähnen. Es mag schwer sein, den rechten Grund solchen Schweigens zu nennen. Ist es Gleichgültigkeit, Leichtsinn, Herzlosigkeit, oder aber die Folge jener allgemeinen Weichlichkeit entnervter Zustände, welche die Berührung jeder schmerzenden Wunde, in der Politik, wie im Privatleben vermeidet? Die Wirkung bleibt dieselbe. Dies Schweigen in der sonst schon so schweigsamen Stadt gerad über ein Ereigniß, welches die ganze Bevölkerung mehr oder minder berührte, hatte jedoch etwas unsäglich Drückendes und Peinliches. Man konnte gar nicht sagen: hier oder da wird nicht gesprochen, hier oder da ist die gewohnte Gesellschaft nicht versammelt, oder der Nefskyprospekt ist menschenleerer und stiller als sonst. Allein die Beengung und Befangenheit lag trotzdem auf jeder Lebensbewegung. Wie in einer Gesellschaft, deren gewohnten Elemente plötzlich von einem Etwas gelähmt sind, was doch Niemand zu nennen und mit dieser Nennung machtlos zu machen wagt, und trotz dessen man doch zusammenkommen mußte und wegen dessen man doch nicht sein kann, wie sonst — so war

es in der Newahauptſtadt. Bewegte ſich aber wirklich einmal ein lebhafteres Geſpräch der Ruſſen um den Trauerfall, ſo hatte es einen Beiklang, aus deſſen Bitterkeiten fort und fort die Worte Njemetzky und Jnostranezki (Deutſche und Ausländer) wie eine Drohung hervorſchollen. Beinah als trügen die Deutſchen Rußlands eine Schuld an dieſem Tode, erklang es überall halb offen, halb verſteckt. Dazu huſchten tauſend einzelne aufreizende Erzählungen über die Petersburger Deutſchen und die Deutſchen insgeſammt durch die Kabaks, Traktire und Klubbs; durch die Geſellſchaftszimmer der Vornehmen aber gingen jetzt die bitterſten Anekdoten und Cancans über die deutſchen Hof- und Staatsmächtigen ganz offen, wie ſie ſonſt kaum im vertrauteſten Geſpräche geflüſtert wurden.

Am Dienſtag hieß es des Nachmittags, der Trauerzug komme. Stundenlange Soldatenſpaliere zogen ſich von der Feſtung über die Dreifaltigkeitsbrücke herüber, am Winterpalaſte vorbei, die große Gartenſtraße hinaus bis zu der Chauſſee, welche nach Czarskoe-Selo läuft. Dahinter drängte ſich das Volk, ob auch in unermeßlichen Schaaren, doch nur dumpf und leiſe ſprechend, ja bis zum unheimlichen Schweigen leblos. So ſtand es harrend und harrend bis in die tiefe Nacht. Erſt gegen Mitternacht kam endlich der traurige Zug. Doch nur eine lange, dunkle Wagenreihe vermochte man hinter den nebenanreitenden Fackelträgern abzuſcheiden; es war als trügen ſie eine unbegrenzte Zukunft zu Grabe und hätten ſie darum ſo dicht umhüllt, damit das Volk des unermeßlichen Verluſtes nicht gewahr werde und nicht in wildem Zorne in unſinnigen Aufruhr ausbreche. Auch hörte man nichts dabei, als das Klirren der Waffen und ein dumpfes Dröhnen; denn auf der Holzbahn des Neſskyproſpektes klappten weder die Roſſehufe, noch raſſelten die Wagenräder. Dann verſank die ganze Erſcheinung raſch im Dampfe

der Fackeln, im Dunkel der Nacht. — Todtenstumm standen aber die Volksmassen noch lang nachher hinter den ebenfalls noch lang ausharrenden Soldatenreihen; die Großfürstin ward unterdessen in der Festungskirche beigesetzt.

Am andern Tage glänzte wieder das heiterste Sommerwetter. Auch im Publikum schien die nächste Vergangenheit bereits vergessen, jene düstere Spannung der ersten Tage schien verschwunden. Und als die Großfürstin, nach mehrtägiger Ausstellung auf dem Paradebett, hinabgesenkt war in die Kaisergruft auf der Festungsinsel, war auch die leiseste Spur des Ereignisses im Petersburger Gassenleben verwischt. Doch in den Gesprächen des nationalen Petersburg erklingt seit jenem 29. Juli des Jahres 1844 der verstärkte Haß gegen die Deutschen und mit Alexandra's Tode gewann die altrussische Partei den ungeheuersten Sieg durch die laute Beistimmung der Petersburger Welt. Von Moskau antworten dieser öffentlichen Meinung die Zurufe einer lange Zeit vereinzelten, gleichen, noch stärkern Ueberzeugung und mit jedem Tage dringt diese Stimmung tiefer in das Innere des Reiches. Lauter und lauter erklingen alle erdenklichen Beschuldigungen gegen die Deutschen als Einzelheiten, wie gegen ein Regierungsprinzip der nationalwidrigen Uniformirung, welches ihnen und nur ihnen zur Last gelegt wird. Dem Volke, wie den Staatsmächtigen russischen Stammes ist jeder einzelne Deutsche in tiefster Seele verhaßt. Was sich nicht moskowitischen Formen bequemen mag, denuncirt man als des Reiches Feind; weiter und weiter spaltet sich damit die Kluft zwischen den slavischen und nichtslavischen Volksstämmen Rußlands. Nur in zwei Dingen sind sie eins: im Hasse gegen die Deutschen und im Mißbehagen bei der heutigen Lage der Dinge im russischen Staat. —

Städtiſches Feſtland am rechten Newaufer.

Es giebt außerordentlich ſchöne Stadtpläne von St. Petersburg, auf denen gewöhnlich die Kronsgebäude ganz ſchwarz, die Privathäuſer mit ſchräglaufenden Strichen bezeichnet ſind. Man iſt nicht peinlich darin, hier und da eine Straße als bebaut anzugeben, welche nur eben im Plan iſt; man drückt auch nicht immer genau in Zeichen aus, was noch vollkommen ödes Sumpfland und was noch ungelichteter Wald verblieb. Die ſchiefen Schraffirungen ziehen ſich vielmehr breit und behaglich, wenn auch lügneriſch, über weite Flächen hinweg, welche noch in tiefſter Urſprünglichkeit der Zukunft entgegenſchlummern. Allein darauf kann man mit vollſter Sicherheit rechnen, daß auch nicht die kleinſte Hütte vergeſſen ward und die kaiſerlichen Bauten unter der Hand des Zeichners nie auch nur einen Zoll ihres Flächenraumes einbüßten.

Wie eine ſchwarze Centralſonne des reſidenzlichen Weltenſyſtems liegt nun auf dieſen Plänen die Peter-Pauls-Citadelle inmitten der

Newa. Dicht besprenkelt von den Planeten dieses Systems, von Grundrissen kaiserlicher Gebäude, ist vorzüglich die Große Seite. Ebenso Wassili-Ostrow, minder schon dessen Nebeninseln und die Petersburger Seite. Was aber vollends auf dem Festlande an der rechten Seite von Stadtheilen vorhanden ist, zeigt fast ausschließlich schief schraffirte Vierecke an geradlinigen weißen Streifen: regelrecht hingelagerte Privathäuser und Straßenfronten. Man wäre beinah versucht, die wenigen scharfgekanteten schwarzen Flecken inmitten derselben für Censurflecken auf einem mißliebigen Stück Petersburger Welt zu halten, wenn wir es nicht aus der Anschauung wüßten, daß eben solche schwarze Streifen und Gestalten in der Nähe des Newaufers in der Wirklichkeit als breite Kronshäuser erscheinen, welche der Großen Seite eine anmuthige Dekoration zukehren und rückwärts eine vortrefflich deckende Wand.

Weiter bedarf es auch eigentlich nichts, um dem Fremden jenen Eindruck von Petersburg zu geben, welchen er mit nach der Heimath nehmen soll. Wer nur Anschauens halber hierher kommt, wird zuerst durch die Nefskyperspektive geleitet, dann am Standbilde Peter des Ersten und über die Isaaksbrücke an der Newafronte vorbei, hierauf durch die Hauptstraße von Wassili-Ostrow, wie es die Deutschrussen nennen, von Wassiliewskoi Ostrow, wie es echtrussisch heißt, der Basiliusinsel, wie es verdeutscht lauten, aber kaum von einem Petersburger Deutschen verstanden würde. Von da aus geht die Fahrt über die Tutschkowbrücke nach der Insel der Petersburger Seite; dabei bleiben die davon durch Flußspaltungen abgeschiedenen Eilande, Krestowskoi-, Kamenoi- und Jelaginskoi-Ostrow, sowie die Pracht des botanischen Gartens auf der Apothekerinsel zur linken, während der Tourist in den Kamenoi-Ostrowsky-Prospekt der Petersburger Seite einlenkt, um am Festungsglacis vorbei und über die Trotzkoibrücke wieder zum Marsfeld

und den Stadtkern der Großen Seite zurückzukehren. — Das ist die grande route des Petersburger Fremden, womit er allen Gesellschaftsansprüchen genügt. Man spricht ihm sicherlich nicht von andern Stadtpartien, sondern versichert bei etwaigen wißbegierigen Fragen, die Kaiserstadt sei Euch nun bekannt, sie sei überall eben so. Dicht dahinter lauert natürlich die Gegenfrage: Ist's nicht die schönste Stadt der Welt?

Gewissenhaftere Reisende gelangen jedoch wirklich mitunter ein Stück weiter. Auf schon bedenklichen Wegen kommen sie vom Festungsplatze nach der Hospital- oder Samsonbrücke und zur Wiborger Seite, dort an sehr lückenhaften Gassenfronten vorüber, welche jedoch noch viel kaiserliches Gepräge tragen, bis zur dritten (der Woskresensky'schen) Newabrücke; und erst beim eben so verödeten, wie vergessenen Tauriſchen Palaste kehren sie auf die Große Seite zurück. Eine solche Fahrt setzt den Petersburger in einige Verlegenheit, er antwortet der Beschreibung des Wegendes mit einem sehr kühlen „Ah so?!" und fragt nur nach den bezeichneten Anfängen der Fahrt.

Wer jedoch die unkaiserlichen Theile von St. Petersburg kennen lernen will, muß die drei großen Newabrücken vermeiden. Das sind anempfohlene Straßen. Am letzten Ende des Nefskyprospektes, wo das Alexander-Nefsky-Kloster steht, erwartet uns dagegen ein Fährmann mit einem Boot zum Uebersetzen über die Newa. Freilich kommt Niemand von der eigentlichen Petersburger Welt zu diesem äußersten Rande der Großen Seite, außer den wirklich oder heuchlerisch frommen Seelen, welche die Prozession der Mutter Gottes von Kasan begleiten, wenn diese am Tage Alexander-Nefky's den ihr von diesem blutigen Heiligen an ihrem Kalenderfest abgestatteten Besuch erwidert. Auch meint Ihr vielleicht, am jenseitigen Ufer sei keine Stadt mehr, weil Euch dort Sumpfflächen, elende Felder und Schwarzholzwälder ent-

gegenstarren, aus denen nur russische Holzhütten hervorleuchten. Ganz recht — aber dies ist trotzdem ein Stück Residenz, sogar deren dreizehnter Theil, „Klein- und Groß-Ochta" genannt. Nur unsere nichtrussischen oder vielmehr nichtpetersburger Vorurtheile lassen uns hier das Wesentliche einer Stadt vermissen. Es ist nur die falsche Begrenztheit unseres Begriffe daran Schuld, wenn wir morastige Wiesen, aus denen das Gebrüll der Kühe hervorklingt, nicht als Märkte und Plätze, wenn wir schnurgerade Schlammbäche nicht als Straßen anerkennen wollen. Denn das eigentliche städtische Wahr- und Amtszeichen, die Blüthe des Residenzlebens fehlt ihnen nicht: die Kreuzungswinkel der Schlammstreifen sind stets von drei Polizeisoldaten mit Hellebarden und einer Wachbude besetzt. Auch sind diese vollkommen dörfischen Bauten nebst ihrer vollkommen dörfischen Bevölkerung po ukasu unmittelbar zur Residenz gehörig — wer wagt da noch zu zweifeln. Der Ukas sagt: Büt po ssemu. —

Ein vorsichtiger Mann geht jedoch trotzdem bei Abend nicht nach diesem Stadttheile, auch bei Tag wo möglich nicht allein. Die patriarchalische Sitte dieser Gegenden läßt sich nicht vom trügerischen Scheine der Laternen blenden und die Polizeiwächter sind eigentlich zum Vorschmack von Sibirien hierher kommandirt. Ihrer Mehrzahl nach bestehen sie aus Kriegern, welche irgend einer Spitzbüberei halber aus den „jenseitigen" Stadttheilen verbannt wurden; und das allgemeine Gerücht läßt sie in den Düsternissen dieser Einsamkeit an einsamen Wanderern mit Börsen verrathender Kleidung häufige Versuche zu weiterer Ausbildung ihrer künstlerischen Eigenschaften anstellen. Am besten thut man überhaupt, wenn man sich auf diesen Entdeckungsreisen der Droschke eines Iswoschtschik (Lohnkutscher) anvertraut. Auch wähle man dafür einen der höchst seltenen Tage, denen mindestens eine Woche trocknen

Wetters vorhergegangen ist. Ob zwar nämlich der Residenzluxus der Lohndroschken selbst bis in diese Entfernungen vordrang, so doch nicht die ungehörige Verschwendung an Straßenpflaster, welche sich drüben auf den gewohntesten Wegen der Hofequipagen bis zu Holzbahnen steigerte. Dagegen behaupten allerdings die offiziellen Petersburger Schilderungen, welche diesen Umstand höflich, stillschweigend übergehen, mit Fug und Recht, Petersburg sei bis in die fernsten Enden mit Trottoirs versehen. Denn allerdings laufen auch im Ochta'schen Stadttheile neben den mit allerlei duftendem Unrath überfüllten Abzugsgräben, welche die seitlichen Grenzen der hiesigen Straßen bezeichnen, erhöhte Holzstege von Polizeiwachbude zu Polizeiwachbude, um dort stets im Schlamme zu versinken, wo sich ein Uebergang über eine der sogenannten Gassen finden könnte. Daß wir oft fünf und mehr Minuten fahren, ohne ein wirkliches Haus zu erblicken, daß wir überhaupt die Andeutungen einer Stadt ungefähr erst eine Halbstunde weit jenseits der Newanebel in sehr zweifelhaften Andeutungen und Ausläufen zu gewahren glauben, darf unser Anstaunen der Petersburger Pracht ebenfalls nicht vermindern. Auch wäre es sicherlich eine falsche Ausdeutung der offiziellen Angabe, daß die Czarenresidenz einen Stadtumkreis von vier und dreißig Werften oder ungefähr fünf geographischen Meilen besitze, wenn wir annehmen möchten, die Petersburger Eitelkeit habe nur nicht zugestehen wollen, daß alle Wohnsitze menschlicher Wesen, welche in irgend näherer oder täglicher Beziehung zur Residenz stehen, sich auf einen Flächenraum von ein und achtzig Quadratwerften oder über zwölf Quadratmeilen um einen halbwegs kompakten Kern sehr einzeln versplittert haben.

Jedenfalls wird aber der etwaige Mangel an äußerlichem Flitterprunk, welchen man beinah in dem Ochta'schen Stadttheile anzunehmen

geneigt sein dürfte, durch die städtische Nützlichkeit und unumgängliche Nothwendigkeit seiner Bewohner in reichem Maße vergütet. Jedenfalls ist es auch nur ein Zeichen der unerquicklichen Verkleinerungssucht der Großseitigen und andern Petersburger, wenn sie behaupten, die Bevölkerung von Klein- und Großochta nütze nur eben so viel, als alle Dorfbewohner in der Nähe großer städtischer Menschensammelplätze; die Kultur sei dagegen bei ihnen gerad nur weit genug gediehen, um die Männer zu verschwiegenen Genossen der anachoretischen Budoschniks zu machen und aus rohen Bauern in betrügliche Fruchtwaarenhändler umzuwandeln, welche bei ihren Hausirwanderungen, mit raschem Blick die Ueberflüssigkeiten des Hausraths erkennend, mit noch rascherem Griffe dem Hang zu verderblichem Luxus entgegenarbeiten. Endlich darf man es sicher unter die „wühlerischen" Bestrebungen rechnen, wenn man uns glauben machen will, die Ochta'schen Frauen und Mädchen — die Milchhändlerinnen Petersburgs — seien von so offenkundiger Sittenlosigkeit, daß das kaiserliche Findelhaus keine Amme aus ihrer Mitte annehme, das es ferner kein Findelkind hierher zur Pflege gebe, weil dann körperliche und geistige Verwahrlosung sein unabwendbares Loos sei, daß endlich der Petersburger Sprachgebrauch für ein vollkommen verworfenes Weib die Bezeichnung „Ochtinka", kleine Ochta'sche, erfunden habe.

Man spiegelt dem Fremden in Petersburg so viele Täuschungen vor: warum nicht auch diese?

Fährt man aus dem schwer verläumdeten Ochta'schen Stadttheile längs der Newa weiter und sogar noch über den Punkt hinaus, wo auf dem linken Ufer das Smolnakloster emporragt, so gelangt man endlich

zu einer Art von Beginn ſtädtiſcher Umgebungen, zu meiſtens ſchmucken, nicht ſelten ſogar aufgeputzten Häuſern, welche jedoch auch noch ſehr einzeln am Vordertheile großer Gärten ſtehen. Das ſind Petersburger Landhäuſer, Datſchen, während trotzdem der Erdkreis, worauf ſie ſich befinden, auch zur eigentlichen Stadt und zwar zu deren offiziellem zwölften Theile, der Wiborg'ſchen Seite, gehört. Auch hier darf uns die Grundloſigkeit des Weges nicht irren, denn hier überzeugen wir uns von der Stadtangehörigkeit beim Fahren ſogar ſehr empfindlich, weil in der Grundtiefe des Schmutzes außerordentlich viel Pflaſterſteine verſenkt liegen. Eben ſo wenig dürfen wir glauben, die langen Feldflächen, an welchen wir hinfahren, der nahe Krüppelwald und die Moräſte ſeien Andeutungen des beginnenden Flachlandes. Nein, dies Alles ſind Stadtquartiere mit Quartalniks, Budoſchniks, Pomoſchniks und Gardavois mit bereits benannten Straßen und bereits abgeſteckten Plätzen, nur daß das Pflaſter noch nicht in Ordnung gebracht iſt, weil der Kaiſer höchſt ſelten einmal, vielleicht nie in dieſe Gegenden kommt, nur daß die Häuſer zu den Straßen und Plätzen noch fehlen, weil Rußland vor der Hand nur ſechszig anſtatt zweihundert Millionen Unterthanen beſitzt, wovon Petersburg dereinſt mehr als eine Million anſtatt der jetzigen viermal hundert und vierzigtauſend in ſich faſſen ſoll.

Wie doch das Rauſchen der Newa bedenklich in dieſe Zukunftsgedanken hereindröhnt!

Bald dürfen wir jedoch unſerm Iswoſchtſchik ein Skarree! (raſch!) zurufen, anſtatt daß wir bisher Tiſche, tiſche! (langſam) mahnen mußten, um nicht der augenſcheinlichſten Gefahr des Umwerfens fortwährend preisgegeben zu ſein. Denn wir kommen nun ſogleich an die nach der Großen Seite hinüber dekorirenden Kronsgebäude, in deren Umgegend durch zahlloſe Inſpektionen, Reviſionen und beiläufige Ueberraſchungen

durch kaiserliche Besuche der Straßenbau aus dem Zustande freier Ursprünglichkeit bereits zu einiger „Fortbildung" gediehen ist. Aber sowie wir diesen Anfang menschlicher Kultur betreten, müssen auch alle ungehörigen Betrachtungen schweigen; wir sind bereits an der Woskresensky'schen Brücke vorbei und wieder von uniformirten kaiserlichen Dienern, wie von nichtuniformirten Orloff'schen Feinhörern umschwärmt. Hier darf nur Lob und Bewunderung erklingen.

Und wie wagt es dennoch ein furchtbarer Schmerzensschrei, aus jenem prachtvollen Hause hervorzuschellen? Nitschevo s', es ist nichts, Herr! Man schneidet nur einem Soldaten, welcher Spießruthen lief, den blutunterlaufenen Rücken auf. Hätte er keine so feste Haut gehabt, hätte man ihn lieber die Knute kosten lassen, so wäre jetzt bloß das Verbinden des aufgerissenen Fleisches nöthig. Oder auch gar keine Hülfe; man hätte den stillen Mann zu den etwa anderthalb Tausend gelegt, welche „an Folgen der Leibesstrafen verstorben" in den Jahreslisten der russischen Militärhospitäler aufgeführt werden.

Die außerordentliche Gnade chirurgischer Hülfe bei derartigen Leiden läßt man dem Petersburger Soldaten im „Landmilitärhospital" angedeihen, wovor wir jetzt stehen. Die ringsum liegenden Holzhäuser bezeichnen dessen einzelne Abtheilungen, die steinernen Gebäude sind Zöglingswohnungen, Hörsääle, Sammlungslokale der medizinisch-chirurgischen Militärakademie. Dahinter und weiter landeinwärts auf dem Boden Finnlands dehnen sich ferner in ungeheuern Weiten die Werk- und Zeughäuser der Artillerie. Sie zeigen bereits weit glänzendere Fronten und weit bessere Wohnungsverhältnisse als diese Leidensstätten. Wollen wir aber einige sumpfige Gassen mit elenden Häusern nicht scheuen, so können wir uns bald überzeugen, daß die kranken Landsoldaten noch großer Vorzüge vor den kranken Seesoldaten genießen.

Das krankenreichste Lazareth der Marinesoldaten hat wirklich alle Fehler einer Heilanstalt, welche sich nur denken lassen — sumpfige Lage, enge Zimmer, knapp zugemessene Unterhaltungsmittel, beschränkte Auswahl unter den Arzneien. Zwar hebt Rußland, laut Ministerialberichten, seine Marine mit voller Kraft, auch besucht der Kaiser nicht selten die Kronstädter Flotte. Aber sollte man darum auch dieses von Peter dem Ersten in Sumpf und Morast versenkte Marinehospital erweitern, verbessern, für die Kranken erträglicher herrichten? Drüben auf der Großen Seite hat man ja eine derartige Musteranstalt, das sogenannte zweite Marinelazareth, dicht neben der unerhörten Pracht des „ersten Militärlandhospitals" und eben so in Kronstadt einen Krankenpalast für kaiserliche und andere Inspektionsbesuche ausgeschmückt. Warum also noch hier etwas für ungefähr drittehalbhundert Menschen thun, welche auf den zweihundertachtzig Lagern des zweiten Marinelazarethes und in den dreitausend Betten von Kronstadt keinen Platz mehr finden. Warum Menschen besser betten, welche bei den Paraden und Manövern fehlen, warum überhaupt Menschen verpflegen, welche als Kranke dem Staate zur Last daliegen? Allerdings sind sie im Dienst erkrankt, ja die Welt sagt, am Dienst des Staates und an schlechter Verpflegung verkommen. Aber, was wollt Ihr? Du, Sohn des Volkes, rechtlicher Eltern ehrliches Kind, bist jahrelang mit Verbrechern in Reih und Glied gestanden, hast gearbeitet, hast gelitten, hast geblutet für die Befehle des Czaren und die Pläne der Herrschaft. Deine Bestimmung ist erfüllt. Der erkenntliche Staat giebt Dir ein Lager zum Leiden, ein Bett zum Sterben, ein Grab zum Verfaulen — was willst Du mehr? Ja, es ist schon eine schwer verantwortliche Weichherzigkeit der Aerzte, wenn sie den vom Schiffsdienste zerschmetterten Fuß durch monatelange Kuren zu heilen suchen, Dich selber aus einem Hospitalmonat in den andern

gleichsam verstohlen schleppen und Dir nicht kurzweg das nutzlose Glied abschneiden und Dich mit dem Stumpf hinausstoßen in das Elend des russischen Invalidenthums, welches keine Schlachtthat als Grund für den Verlust seiner Glieder anführen kann. Auch steht in keiner Todtenliste: „gestorben am Lazareth", nicht einmal gern „am Lazarethfieber oder am Hospitalbrand". Man wählt lieber andere Krankheitsnamen. Und daß hier von je sechs Kranken stets einer stirbt, giebt durch geschickte Berechnung im Gesammtresultat der Petersburger Militärlazarethe doch nur das Sterblichkeitsverhältniß von eins zu zwanzig, übertrifft also die gestattete Normalzahl von eins zu zehn gerad um das Doppelte.

Besser als die Krankenstätten der Menschen sind die unweit gelegenen Krankenhäuser der Thiere zur Einübung der Veterinärschüler hergerichtet. Auch ist den thierischen Rekonvalescenten verhältnißmäßig weit bessere Kost angewiesen, als den gesundenden Menschen. Freilich kosten die Thiere Geld und Soldaten bekommt der Staat umsonst. Fehlt es an ihnen, gilt es nur einen neuen Ukas zur Aushebung neuer Tausende. Diese werden dann in aller Form zugestutzt, einexerzirt, abgeprügelt und nach Verlauf der kurzen „Lehrzeit" an Bord eines Linienschiffes gesendet, wo sie augenblicklich in Amt und Pflichten eines Seesoldaten eintreten müssen, wozu man im unpraktischen England nur tüchtige und gediente Seeleute zu verwenden wagt. Hat der neue Matrossoldat auch vorher niemals einen Ententeich gesehen, so wird er doch binnen vier Monaten im Jahre zum vollkommen fertigen Seemann geworden sein, da die übrigen acht Monate dem peinlich strengen Einüben der Handgriffe des Landerexercitiums gewidmet bleiben müssen. Und trotzdem behaupten die seekundigen Nationen Europa's, das russische Marinewesen sei erbärmlich?

Die Inseln.

Der Rest des sogenannten Stadtanbaues der Wiborg'schen Seite ist vollkommen uninteressant. So wie wir den Umkreis öffentlicher Gnadenanstalten verlassen haben und an der großen Newa weiter hinfahren, welche gerad vor der medizinisch-chirurgischen Akademie nordwärts ablenkt, verschwindet wieder alles residenz- und großstädische Gepräge. Elende Russenhäuser, besetzt von kleinen Handwerkern und Krämern, dehnen sich in geradlinigen Straßen hin, verzetteln sich dann immer mehr und enden bald in halben Wüsteneien, aus denen nachher als schlammgeborene Najaden einige Datschen (Landhäuser) auftauchen. Wären wir nicht in der Stadt der grellsten Widersprüche, so könnten wir uns wundern, hier eben den stolzesten russischen Namen zu begegnen. Denn wie zum Hohne des ringsum hockenden Elends mauerten da die Stroganow und Golowin prachtvolle Gärten aus dem Sumpfland empor; und die glänzende Anstalt für Struve's künstliche Mineralwas-

ser ist deren einziger Rival in Hinsicht auf äußere Schönheit. Allein ob auch sonst keine petersburger Anstalt von gleicher Bestimmung mit ihr wetteifert, so hat sie doch das Unglück verlassen zu stehen. Der Petersburger glaubt nun einmal seines Körpers Gebrechen nur im tief verachteten Ausland heilen zu können und die ausländische Gasthaus-spekulation vergilt diese Verachtung den Herrn Russen mit Petersburger Preisen.

Eine mehr als bescheidene Brücke führt von der Mineralwasser-Anstalt und dem Stroganow'schen Garten nach Kamenoi-Ostrow herüber, wo außer einem weitausgedehnten kaiserlichen Parke nebst Landhaus nichts zu bemerken ist. Dasselbe gilt von der Jelagininsel. Doch erscheint hier die Vertheilung von Gehölz, Wasser und Datschen, welche der sehr einfachen Villa des Großfürsten zur Umgebung dient, bei Weitem anmuthiger, als auf Kamenoi-Ostrow. Vielleicht darum, weil Alles anspruchloser auftritt und dem Publikum eine ungezwungenere Bewegung, als in den von Soldaten besetzten Umkreisen des Kaiserpalastes gestattet ist. Die Krestofsky-Insel dient vollends nur als Tummelplatz öffentlicher Vergnügungen, wird daher zwar von der Petersburger Gesellschaftswelt niemals erwähnt, dagegen desto häufiger von den arbeitenden Klassen, vorzugsweise den deutschen besucht, welche hier ihre „Gulaien" mit Essen, Trinken und Zänkereien feiern. — Den Gegensatz dazu bildet wieder die tiefschweigsame Apothekerinsel, in deren kaiserlichen botanischen Garten man natürlich mit tiefem Bewundern durch die Palmenhäuser und durch die Massen anderer exotischen Pflanzen schreitet, während man die bescheidene Frage unterdrückt, zu welchem allgemeinen, öffentlichen, wissenschaftlichen Zwecke denn die ungeheuern Summen auf die für Niemanden benutzbare Pflanzenanhäufung verwendet werden. Dagegen erfreut man sich der uralten Bäume, welche

außerhalb der Gewächshäuser und Glaskästen zu prachtvollen Schattengängen gereiht stehen und eilt dann nach der Petersburger Seite, wieder an viel ursprünglichem Holz-, Moraſt-, Wieſenland, ſowie an weitgedehnten Gemüſefeldern vorüber, um zum Feſtungsglacis und endlich in die Feſtung ſelber vorzudringen. — —

Da giebt es eine Kirche, in deren Grüften die todten Czaren, Kaſematten, in denen die Reichesfeinde und Kaſernen, worin die Vaterlandsvertheidiger aufbewahrt werden.

Zu der Kirche ſtrömte jetzt eine unabſehbare, dichtgedrängte Menge und die Soldaten hatten Mühe genug, die gewohnte Polizeiordnung aufrecht zu erhalten. Denn unweit des Altares lag auf dem Paradebett, von prächtigen Gewändern umhüllt, von betenden Prieſtern umſtanden, von reichen Uniformen umſchirmt, von tauſend Lichtern angeſtrahlt, bleich und im Tode noch wunderſchön, die Großfürſtin Alexandra. — Allerdings mochte unter den vielen Tauſenden, welche herbeiſtrömten, die Leiche zu ſehen, eben nur die Neugier, die baare platte Neugier wirkſam ſein. Allein trotzdem lag auch wieder auf vielen Geſichtern der von dieſer Leichenſchau Zurückkehrenden ein rührender Zug edleren und tieferen Schmerzes. Beſonders bei den Nationalruſſen. Denn es iſt keine unbedingte Lüge, wenn die ruſſiſchen Stimmen von der warmen Liebe des Volkes zum Kaiſerhaus ſprechen; ſie iſt in der That vorhanden. Nur weiß man meiſtens die Grenze zwiſchen Furcht und Neigung nicht zu ziehen, vollends nicht zwiſchen der Liebe zu dem Kaiſer als Menſchen und Vater des Reiches, und der Ehrfurcht vor dem Halbgöttlichen des Kirchenoberhauptes. Die ruſſiſchen Schilderer haben aber dies unentſchiedene Volksgefühl außerdem mit einem hohlen Schwulſt ſentimentaler Andichtungen umgeben, welcher deſſen Vorzüge und Grundtypen kaum mehr erkennen läßt. So kopirten dann die

nichtrussischen Schilderer entweder das gegebene halbfalsche Bild, oder verzerrten es noch mehr, oder leugneten überhaupt mit kurzem Absprechen jegliche edlere Beimischung zur sklavischen Unterwürfigkeit. Der Russe zeigt aber in allen Formen seines Empfindens, wie in dessen äußerlichem Ausdruck eine so völlig von aller echteuropäischen Weise abweichende, slavisch-asiatische Form, daß man sich dieser erst gewöhnt haben muß, um die nackte Seelenerregung herauszuerkennen, welche ihr zum Grunde liegt. Das Gefühl zum Kaiser mag allerdings mehr Ehrfurcht denn Zuneigung, mehr Scheu denn Innigkeit, mehr Hochmuth denn Stolz genannt werden; aber trotzdem ist ihm auch mancher feinere Zug warmer Innigkeit, echter Zuneigung und edlen Stolzes natureigen. Daß dieser Kaiser der landmächtigste Regent und eben ein Kaiser, nicht nur Fürst oder König ist, darauf ist der Russe hochmüthig stolz; und weil er dies alles ist, so anerkennt der Russe seine Allgewalt, seine absolute Macht über Leben, Tod, Glück und Eigenthum aller, die dies nicht sind, beinah als Naturnothwendigkeit der Weltordnung. Daß aber dieser Kaiser speziell der Russen-Kaiser, bedingt zunächst die russische Nationaleitelkeit. Doch liegt dabei im Russen, wie in jedem Niedrigstehenden, der Drang, sich dem Höchsten zu nahen; ein gleicher Drang, welcher in seinen höhern Beziehungen im Heidenthume die Halbgötter, im Katholizismus die Heiligen erschuf. Darum erscheinen dem Russen die Hofleute und sonstigen Umgebungen des Kaisers weit eigentlicher als Vermittler der Massen mit dem Unnahbaren, als die obersten Staatsdiener. Auf diese überträgt sich jene Anschauung keineswegs. Diese gelten ihm gleichsam nur als öffentliche Ankläger, von denen beengende Gesetze und Strafen ausgehen. Darum häuft er auf sie alle Schuld seines politischen Mißbehagens, während alle Wohlthaten dem Czaren unmittelbar zugeschrieben werden. Das Erziehungssystem und dessen Mißgestal-

tungen haben das ruſſiſche Volk von den oberſten Staatslenkern zurückgedrängt; und jeder Befehl, jedes Geſetz iſt ihm ein Uebel, nur darum nothwendig zu ertragen, weil es der Czar durch ſeines Namens Unterſchrift gutheißen mußte. Von der Nothwendigkeit irgend welcher Regierungsorganiſation hat der niedere Ruſſe überhaupt keinen Begriff. Und dahin zielt auch das tief reſignirte Sprüchwort bei jedem Unheil: „Gott und die Behörden haben es gewollt;“ eben daher ſtammt jedoch auch deſſen zweite Hälfte: „Gott und der Czar werden helfen.“ Aber damit Gott, der ſo hoch, und der Czar, der ſo weit, zur Abſtellung des Uebels gebracht werden, bedarf es eben der Vermittler. Das ſind nicht diejenigen, welche dem Verſtande, ſondern jene, welche dem Herzen des Vaters nahſtehen: die kaiſerlichen Kinder, Frauen ſind milder und weicher, als Männer; darum werden die Großfürſtinnen im Volke weit unbefangener und inniger geliebt, als die Großfürſten. Ja, dieſe Liebe hängt in ihren allgemeinern Umriſſen nicht einmal genau von dem perſönlichen Charakter der Einen oder der Andern ab. Nein, ſie iſt eben ſo lediglich an das Geſchlecht gebunden, wie die Verehrung des Czaren an den Thronbeſitz. Darum erfährt ſie nur bei denen mannichfache Abänderungen, welche dem Kreiſe der kaiſerlichen Familie, der Reſidenz, dem Hofe nahewohnen. Für eine ſolche Auffaſſungsweiſe der Dinge giebt die Geſchichte Rußlands vollgültige Beweiſe. Alle gegen den Czaren gerichteten Revolutionen waren vollkommen rückhaltlos in den Volksmaſſen, und ſelbſt die neueſte, die Militärrevolution des Jahres 1825, vermochte ſich ihren Anhang in den Maſſen einzig dadurch zu erſchaffen, daß man ihnen einredete, der Thronverzicht des Großfürſten Konſtantin ſei ein erlittener Thronraub, die „Konſtitution“ aber, nach welcher die Soldaten ſo eifrig verlangten, die verdrängte Czarewna, die Czarewna, die Gemahlin Konſtantins. Alle übrigen Volksaufſtände,

die bekannten der Militärkolonien zu Nowgorod, wie die unbekannt gebliebenen der neuen und neuesten Zeit im Innern des Reiches, waren rein sozialer Natur, nahten auch in ihren ausschweifendsten Plänen — falls diese nicht von der Aristokratie aufgefaßt waren — niemals dem Herrscherhause, schleuderten dagegen die Blitze ihres blutig grausamen Hasses gegen die Staatsdiener und den Adel.

Unglückliches, an Leib und Seele gefesseltes Volk, dessen Kaisergruft trotzdem soviel Opfer des Mordes oder doch zweifelhaften Todes birgt, wie keine zweite! Unglückliches, armes Weltreich, welches seine Geschichte mit falschen Darstellungen vor dem Gericht der Gegenwart und Zukunft zu schützen versucht! Unglückliches Rußland, dessen ehrliche Freunde in gleicher Tiefe mit den Czarengräbern sich in den Kasematten verzehren, weil nur jene politischen Bestrebungen feindlich genannt und entdeckt werden, welche die Macht der Vornehmen und der Bureaukratie stürzen wollen, während noch jegliche Verschwörung gelang, die ihren Dolch dem Czaren in die Brust bohrte und neue Fesseln um die Glieder der großen Massen schlang!

Man hätte beinahe glauben mögen, es wohne in den alten, bärtigen Männern des Volkes das volle Bewußtsein ihres unseligen Geschickes, wenn man sie aus der Festungskirche langsamen Schrittes treten, mit tiefernstem Schweigen fortschreiten und vor der nächsten Kirche unter tiefem Verneigen betend ihre dreimal drei Kreuze schlagen sah. Aber täuscht Euch nicht! Sie haben dies Bewußtsein nicht; auch die tiefernsten Gesichter sind nur eine äußerliche Gewohnheit und das Gebet vor der Kirche ein angelerntes Ceremoniell. In Petersburg, dem strahlenden Lichtpunkte des Reiches, wird sich niemals das Licht für das Volk entzünden. Entzündet es sich dereinst, so wird es aus den Werkstätten der hungernden Arbeiter im Innern des Reiches aufglühen.

Aber dann wird es auch zum wahllos verheerenden Feuerbrande gleich den Feuermeeren in den Steppen und Urwaldungen, aus deren öder Verwüstung erst nach langen Jahren neue Keime auferstehen.

Die Tütschkowbrücke führt uns von der Petersburger Seite zum Ende der Kadettenlinie, auf Wassili-Ostrow, deren Anfang am Newaufer so kaiserlich prächtig nach der Großen Seite hinüberschaut, daß man dort kaum glauben mag, Wassili-Ostrow sei nur eine ungelungene Nachahmung, keine verschönte Fortsetzung der Aristokratenstadt. Auch ist es in der That zuviel behauptet, wenn man sagt, diesseits und jenseits der Newa sei in Petersburg ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht. Wenigstens würde man dann nur die Umgebungen des Winterpalastes auf der Großen Seite den äußern Umkreisen der Wiborger und Petersburger Seite gegenüberstellen dürfen. Aber allerdings stehen auch in Wassili-Ostrow die steinernen Paläste gleich vorgeschobenen Dekorationsstücken längs der Newa gereiht, während hinter diesen Blenden und seitab von den wenigen Hauptstraßen die massiven Gebäude immer seltner und gegen die von der „kleinen Newa" gebildeten Nordgrenze hin immer niedriger werden. Es hat sich recht passend getroffen, daß die ersten Andeutungen der finnischen Höhen sogleich am nördlichen Umkreis des Newadelta's beginnen, worein die Inseltheile der Residenz aufgebaut sind. Wäre dies nicht der Fall und blickte man dann von einem der Kronsgebäude am Newakai über die Inseltheile hinweg, so würde der Blick wie auf einer Rutschbahn über die Dächer der Häuser hinablaufen können, um mit den äußersten verzettelten Hütten im Sumpf zu enden. So aber senkt sich diese Dächerfläche nur an den Ufern der von den Bauten verdeckten Newaarme, um dann wieder im Halbkreis

emporzusteigen und einen ganz ansehnlichen Häuserkranz um Petersburg zu legen, welcher sich auch nach der Großen Seite herüberzieht, da hier die äußersten Stadtenden gleichfalls höher als die vornehmsten Mittelpunkte gelegen sind. Am deutlichsten ersieht man dies von dem Berge, auf welchem die Forstakademie außerhalb der Wiborger Seite gelegen ist. Ueberhaupt liegt hier die ganze Residenzpracht weit entfalteter vor uns, als wenn wir den gewohnten Ausschauplatz, den Admiralitätsthurm, besteigen. Auf diesem erhalten wir einen steinernen, kalten, todten Eindruck, dort eine Anschauung, in welcher die stolze Häuserpracht von munterem Grün durchleuchtet ist. Wir blicken aus einem noch gar jungen Park hervor, dessen Paar Baumarten aber mit gewohnter Petersburger Gartenkunst zu immer neuen Gruppen mannichfaltig zusammengestellt sind. Und wie breite Ströme, welche sich in graulichweißen Gestein des Häusergeklüftes weite Becken ausgewühlt haben, worin sie nun ihre grünen Wogen wälzen: so erscheinen die Gärten, Felder, Wälder, ja selbst Moräste und Wüsteneien, welche zur Stadt gerechnet werden. Die Newa blitzt nur hier und da daraus hervor; doch schießen desto üppiger die sternebesäeten oder völlig übergoldeten Kuppeln und Spitzen aus dem Häuserhaufen empor; goldene Kreuze mit goldenen Ketten, weitbauschige Flaggen und buntfarbige Wimpel ragen darüber in die Lüfte, leichter Duft verliert sich weiterhin in dichteren Nebeln, aus denen dennoch wieder Einzelnes prachtvoll klar hervortritt, bis in fernster Blickweite Bauten, Goldkuppeln, Nebelduft und Baummassen sich immer mehr vermischen und die Stadt bis in's Unendliche ausweiten.

So ist der Blick auf Petersburg aus heiterer Höhe, wo die Gegensätze seines Lebens nicht erkennbar sind. Wir aber stehen jetzt tief unten in der Hauptstraße von Wassili-Ostrow. Es ist die Kadettenlinie; und

wie sie, so laufen mit ihr parallel noch zwölf oder dreizehn schnurgerade „Linien" vom Süden nach dem Norden des nördlichen Zipfels der Insel, auf welchem sich zusammendrängt, was den Stadttheil Wassili-Ostrow bildet. Die weite seewärts gekehrte Fläche der Insel besteht dagegen aus Feldern, Wiesen, Wäldern und endet mit breiten Morastufern. Drei ebenfalls schnurgerade „Prospekte" kreuzen die Linien. Nur der Augenpunkt fehlt ihnen, welcher diesen Namen auf der Großen Seite rechtfertigt. Allein Wassili-Ostrow will nun eben besitzen, was die Große Seite hat, und wenn die Sache nicht zu erzwingen ist, doch wenigstens deren Namen. Das ist der Vergleichs- wie Unterscheidungspunkt beider Stadttheile. Die Große Seite erschafft, was ihr großstädtisch dünkt, wenn auch ihr Leben keine Nöthigung dafür giebt; Wassili-Ostrow macht es erst der Großen Seite nach, kommt gar nicht zur Frage nach einer Nöthigung, und nimmt am Ende den Titel für die Sache. Dies giebt dem Charakter des Ganzen, trotz seiner Ausdehnung, etwas kleinbürgerlich Großthuiges. Während auf der Großen Seite bis in die fernsten Weiten die Beziehung zu den kaiserlichen Mittelpunkten nicht verloren geht, dadurch trotz aller Verschiedenheiten ihrer einzelnen Abtheilungen ein gewisser, großer leitender Gedanke seine rothen Faden spinnt, ist hier auf Wassili-Ostrow das Großartige abgesondert, innerlich beziehungslos zur übrigen Stadt geblieben, diese wieder auf sich selbst beschränkt.

Die Newaufer sind kaiserlich, der Stadtkern bürgerlich. Sie gemahnt dadurch in allen Aeußerlichkeiten entschiedener an deutsche Verhältnisse, als alle übrigen Petersburger. Ja, man ist wohl so höflich gewesen, Wassili-Ostrow ein Stück Deutschland in Petersburg zu nennen, wie die Galeerenstraße und das englische Kai thatsächlich ein Stück Britannien sind.

Das äußere Aussehen spricht auch wirklich dafür. Die Schilder der Kaufleute und ihre Namen, die Ankündigungen und Anschlagzettel sind deutsch, nur von einer sehr nothdürftigen russischen Uebersetzung begleitet. Allerdings war drüben in der Aristokratenstadt diese Uebertragung in die Landessprache gleichfalls kümmerlich genug, aber dafür auch das Deutsche, selbst bei dem Deutschen, in französischer oder englischer Modebezeichnung untergegangen. Auch durften wir da drüben kaum hoffen, mit deutschen Anreden eine Verständigung zu erlangen. Deutsch ist dort de mauvais genre. Allein selbst der schmutzigste Bartrusse schmunzelte gefällig, wenn man ihn des Französischen mächtig erachtete; er antwortete zwar: Ne rasumeju — ich verstehe nicht — gab sich aber trotzdem die erdenklichste Mühe, uns zu Diensten zu sein, während er auf deutsche Ansprache beinah unwillig entgegnete: Gavarite li wui po ruski — sprecht Ihr nicht russisch? Auf Wassili-Ostrow wird dagegen unser Deutsch fast immer verstanden und nur mitunter die Mahnung angebracht: Gawarite po tishe — sprecht langsamer. Wüßte es aber wirklich der Vorübergehende nicht zu deuten, so treten wir in das erste beste Haus und treffen dort unsere Landsleute bestimmt.

Ueberhaupt ist das Innere der Hausfluren und Höfe außerordentlich verdeutscht, verdeutscht bis zu den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Heimath. Am linken Newaufer erscheint nur der Glanz des Handels, der Industrie und Gewerbe; da ist Alles fertig und zur Ausstellung bereit, auch darf es sich in den Thorwegen und Höfen den vierspännigen Karossen nicht beengend in den Weg drängen. Auf Wassili-Ostrow bahnt sich dagegen der Iswoschtschik oder der bescheidene Privatwagen höflich einen schmalen Pfad durch Fässer, Kasten, Kisten und Ballen, an denen geschäftige Mengen herumarbeiten. Dazwischen fliegen viel deutsche Worte der Beaufsichtigenden, und nur für die eigentlichen Arbeiter

kommt das Ruſſiſche in Anwendung. Man kann aber gar nicht glauben, wie unendlich viel man mit anſcheinend wenigen ruſſiſchen Worten befehlen kann und wie breit ſich dieſe wenigen Worte auf dem Papier auseinanderlegen. Das geſprochene Ruſſiſch iſt eben die geborene Sprache des herriſchen Befehls, wie das geſchriebene ein prachtvolles Aktenfüllſel für die Büreaukratie. Auf der Großen Seite weiß man es prächtig zu ſchreiben, auf Waſſili-Oſtrow verſteht man es zu ſprechen, ſo ſchön zuſammengeſchluckt zu ſprechen, daß der Fremde beinah meinen könnte, er befinde ſich in einer von Deutſchland eroberten Stadt.

Ach, dies Gefühl iſt ſo ſüß und wird uns Deutſchen ſo ſelten zu Theil! Wir möchten uns ſo gern einreden, hier ein Stück Land und ein Stück Geiſtesleben erobert zu haben, um von da aus unſere „Linien" weiter vorſchieben zu können, wie die Ruſſen am Kaukaſus — es ſich auch einbilden. Wenn die Tſchinowniks und Uniformen nur hier nicht mit gleichem Herrſcherblick wie im baltiſchen Land durch dies erträumte deutſche Leben ſtreiften, ja ſelbſt die Iswoſchtſchiks und Tſchernoi Rabodſchi mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein darein blickten!

Eine deutſch ſprechende Stadt haben die Deutſchen aus Waſſili-Oſtrow wohl gemacht, aber keinen deutſchen Stadttheil. Sie ſind dort ebenſo wenig zur Kompaktheit und zur anerkannten Macht geworden, wie in der Heimath; ſie haben hier ebenſo wenig eine vollgültige Anerkenntniß ihrer Nationalität errungen, wie in ganz Europa; ſie ſind auch hier nur — wie Fallmerayer ſagt — „der Guano für Befruchtung des Ackerbodens" geblieben.

Wie ſie daheim am liebſten für „Ausländer", in der Fremde für Einheimiſche gelten mögen, ſo iſt auch Niemand eifriger als die Petersburger Deutſchen bemüht geweſen, ſich in aller Weiſe der neuen Wohnſtätte anzupaſſen.

Je öfter man Wassili-Ostrow durchwandert, je öfter man in ihre Werkstätten auf der Großen Seite tritt, je öfter man hinaufsteigt in die Wohnungen der deutschen Kaufherrn oder in die Zimmerreihen der deutschen Staatsdiener Rußlands, je öfter man hinausfährt nach den deutschen Kolonien, je öfter man hinabsteigt in die Schlupfwinkel des materiellen und moralischen Elends — desto klarer erkennt man, daß hier keine erobernde Kraft deutscher Entwicklung vorhanden ist. Allerdings hat sich in ganz Petersburg der Charakter der Deutschen gestaltet, aber er hat sich eben zum Petersburger Charakter umgestaltet, zu jenem ungestalten, festweichen Dinge, welches jeden Eindruck irgendwelcher Eigenheit wohl in sich aufnimmt, doch dieser niemals eine greifbare Gegenkraft entgegenhält.

Wahrlich, nicht nur im Zwang der politischen Verhältnisse, sondern eben in diesem Wesen liegt der Grund, weshalb in Petersburg so tausend und abertausend eigenthümlich geartete Menschen aller Nationen sich selbst dann noch zur Bedeutungslosigkeit und flachen Alltäglichkeit abstumpfen, wenn die Lebensjahre eines gefügigen Werdens eigentlich längst hinter ihnen liegen sollten. — Es giebt aber Menschen in der Gesellschaft, welche jedem gesprochenen Worte artig lächelnd, artig bejahend beistimmen. Man mag immer neue Kreise des Lebens berühren — dieser Mensch lächelt immer, ist immer artig, findet unsere Meinung stets vortrefflich und bejaht und belächelt im nächsten Augenblicke dem nächsten Besten das straffe Gegentheil eben so artig, um trotzdem in der folgenden Sekunde wieder vollkommen unserer Ansicht zu sein, weil er eben selber gar keiner oder auch so entschiedener Meinung ist, daß er uns nicht einmal der Entgegnung werth erachtet. Das ist die tiefste Selbsterniedrigung oder die höchste Verachtung der Nebenmenschen. Ganz in gleicher Weise tritt nun Petersburg jeder ausgesprochenen Per-

ſönlichkeit gegenüber, und die Polizei zieht außerdem bedrohlich enge Grenzen, damit das unbändige Menſchenkind nichts Ernſtes antaſte und beſchädige. Darüber verbrauchen wir den ganzen Stoff unſerer Innerlichkeit, ohne nur einen einzigen Funken ſchlagen zu können, darüber erſchlaffen wir, darüber werden wir todtmatt, und lächeln endlich auch und bejahen endlich auch und hüthen uns endlich auch irgendwo und irgendwie unliebſam anzurühren, ſind aber trotzdem immer bereit, dieſe ganze ſo geſchonte Welt für nichts zu achten, ſowie wir einen Vortheil erlangen können, ohne daß ſie es weiß, wir haben ihn hinweggenommen. Auf ſolche Weiſe wird man ein echter Petersburger. Die Deutſchen an der Newa haben dafür erſtaunliche Anlagen.

Seit Peter dem Erſten waren aber die Deutſchen gewohnt, ſich als Lehrer und Bildner des ruſſiſchen Volkes, ihre Vornehmen als Mitlenker der Staatsmaſchine zu betrachten. Ja, es gab eine Zeit, da wirklich die geiſtige Hegemonie des offiziellen Rußland in ihren Händen lag. Damals war auch die deutſche Bevölkerung zu Petersburg ein ſtolzes Prachtſtück der Kaiſerreſidenz. Von daher ſchreibt ſich auch der traditionelle Glaube unſerer Heimath, Petersburg gewähre dem deutſchen Handwerker, Kaufmann, Künſtler und Gelehrten das Glück in vollem Maaße, welches ihm daheim verſagt iſt, eben weil er ein Deutſcher. Wahr iſt es auch — meiſtens findet der Handwerker Arbeit, der Künſtler Beſchäftigung, der Arzt Kranke, der Gelehrte eine Anſtellung. Aber ihre Briefe melden uns eben ſo wenig, wie viel ſie dafür vom innern höhern Leben hingeben, wie ſie ihr Wiſſen und Können eben nur als melkende Kuh benützen, wie ſich ihre Entfaltung nur in vorgeſchriebenen Bahnen bewegen durfte, kurz, ſie melden uns eben ſo wenig, wie ſie all ihre ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit ertödten mußten, um „ihr Glück zu machen“, als ſie uns die Mengen deutſcher Stammgenoſſen aufzählen,

welche im Lebenssumpfe und Sumpfodem der Newahauptstadt elendiglich verkümmerten und im Anblicke der Goldkuppeln jammervoll an Leib und Seele zu Grunde gingen. Der abgestorbenen Seelen sind aber noch mehr, als der zu Grund gerichteten Leiber.

Dreißigtausend Deutsche gehören zur Bevölkerung der Newahauptstadt und man hat es in allgemeinen Ueberschlägen nachgerechnet, daß dieselbe während ihres Bestehens zwei und eine halbe Million unserer Stammbrüder verbraucht hat. Was hat nun das deutsche Element für solche Opfer an dieser Stätte binnen ziemlich anderthalbhundert Jahren eingetauscht? Mit scheelem Auge ist noch heut und heut wieder entschiedener als je von den Einheimischen betrachtet, was der Fremde thut und gewinnt, wenn auch der Moskowite noch heut das Fremde und die Fremden nicht entbehren, ja nicht einmal deren Fähigkeiten nach gewissen Richtungen hin sich zu eigen machen kann. Aber dies eben kränkt und verfeindet ihn nur immer von Neuem. Denn solcher Mangel entsteht bei ihm nicht aus Mangel an Talent, sondern einestheils aus der Unmöglichkeit seines Naturells, sich gründlich und stätig der Beschäftigung mit einem Gegenstande hinzugeben, anderntheils aus jener rohen Mißachtung, welche massenhaft mächtige doch geistig unausgebildete Völker gegen die Geistes und Talentüberlegenheit kleinerer Nationen empfinden. Es ist dieselbe Erscheinung im Großen, und sie fließt aus derselben Quelle, woraus die noch nicht völlig ertödtete Verachtung der gelehrten Welt durch das Militär. Das Bewußtsein eines Mangels ist vorhanden, aber nicht der Wille dies Bewußtsein einzugestehen, noch weniger das Streben, durch Anerkenntniß dessen was fehlt, den Mangel selbstthätig auszugleichen.

Freilich stützt sich nun das Bewußtsein des russischen Deutschen auf seine geistige Urheberschaft der russischen Entwicklungen. Aber im Stolze

auf ihr beſſeres Können und Wiſſen haben die Deutſchen nicht bemerkt, wie ſie in der That nach vielen Seiten hin von der ſchmiegſamen Gelehrigkeit ihrer Schüler überflügelt wurden, wie dieſe die ausländiſchen Errungenſchaften in der That ſo völlig ruſſiſch geſtaltet haben, daß nun der Lehrmeiſter ſelbſt den tagesläufigen Anforderungen nicht genügend zu entſprechen vermag. Vorzüglich verblieb aber die aus frühern Zeiten in die Gegenwart übergegangene deutſche Bevölkerung St. Petersburgs in jener ſelbſtgenügſamen Betrachtung vergangener und abgethaner Sachlagen verſunken, ſteift ſich auf einzelne Beiſpiele der Gegenwart oder lebt gedankenlos im gewohnten Treiben weiter und hat, ohne neue Macht zu erlangen, den Hochmuth auf ihre frühere Stellung nicht vergeſſen, betrachtet darum die Ruſſen, vornehm wie gering, noch immer als rohe, nicht als ſchlaue, glatte Barbaren, ſtellt ſich ihnen zu eignem Nachtheile immer noch ſchulmeiſterlich als unfehlbare Vertreterſchaft echter Geſittung gegenüber. — Damit ſtehen aber die Behabungen jener zahlloſen Maſſen in grellem Widerſpruch, welche eben aus deutſchen Landen immer von Neuem heranflutheten. Aus Petersburgs Goldquellen die leeren Säckel zu füllen — das war und iſt ihr einzig Ziel. Von einem Geltendmachen wirklicher moraliſcher und geiſtiger Geſittung war und iſt bei ihnen nur ſelten die Rede; ja, nicht einmal von jenem halben Stolze, welcher ſeine materiellen Abſichten hinter ſolchem Aushängeſchild verbirgt. Offenkundig haben ſie ihre Armuth dargelegt, offenkundig ihre Geldgier befriedigt; und daher kam vorzüglich, dahin zielt vorzüglich der bittere Spott, ja die Verachtung des Ruſſen, welcher ſeines Gegners Schwächen ſtets ſcharfſichtigen Auges erkennt und ſchonungslos rügt. Ihn ſtört es keineswegs, daß ihm ſelber jedes höhere Streben fremd blieb; er macht gar keine Anſprüche darauf oder gelangt zu deſſen Vorgeben doch erſt in jenen Höhen geſellſchaftlicher

Stellung, wo das nationale Element überhaupt an Kraft verliert. Aber dafür hat er selbst in den niedrigsten Sphären des Lebens jene kluge Gewandtheit und fügsame Gefälligkeit der Form fraglos vor den Deutschen voraus, um deren Preis er mit den romanischen Einwanderern fortwährend ohne sichere Hoffnung auf Sieg wettkämpfen muß. Mit dieser Schmiegsamkeit weiß er alle scharfen Berührungen im geschäftlichen Leben und Weben abzustumpfen, damit die häßlichen Polypenarten unersättlicher Geldgier halbweg zu verhüllen. Und weil nun die Petersburger Deutschen dies nicht mit gleicher Geschicklichkeit vermögen, ist ihre „Gemeinheit" zum banalen Schlagwort, ihr Erwerbstreben, ihre Armuth, ja selbst ihre Sparsamkeit zur preisgegebenen „Lächerlichkeit" worden. Für keine ausländische Nation hat der Russe so viele Spott- Spitz- und Ekelnamen, als für die Deutschen.

Unter den niedersten Klassen der Petersburger Bevölkerung offenbart sich die gegenseitige Mißstimmung der Deutschen und Russen durch fortwährende Reibungen im alltäglichen Leben, durch Zänkereien und Schlägereien an öffentlichen Orten. Freilich ist die Festhaltung eines Nationalgedankens bei beiden Parteien niemals der offenbare Grund solcher Klopffechtereien; aber die gegenseitige nationale Verachtung spricht aus den dabei gebräuchlichen Schimpfworten deutlich genug. — Anders gestaltet sich dagegen das Verhältniß unter dem kleinen Handwerkerstand. Hier haben die künstlichen Lebensverhältnisse der Hauptstadt die Energie irgendwelches Widerstandes bereits vollkommen gebrochen: Keiner der deutschen Handwerker will mehr ein deutscher Handwerker bleiben; all sein Thun und Handeln und sein ganzes Wesen ändert er auf solche Weise, wie es ihm den meisten Gewinn an Gold und äußerlicher Stellung unter Petersburger Voraussetzungen zu bringen vermag. Um ein echter Petersburger zu werden, opfert er das Heiligste. Von der

Deutschheit bewahrt er nichts, als den mit russischen oder französischen Lettern geschriebenen, oft auch französirten oder russifizirten Namen deutschen Ursprungs; selbst die angeborene Sprache giebt er auf, um ein ungelenkes Russisch mit schwerer Zunge zu sprechen; zu allen Fehlern des deutschen Charakters erwirbt er die des slavischen Naturells und sklavischer Zustände, blickt aber trotzdem im Gegenüber zum Nationalrussen noch hochmüthig auf seinen deutschen Stamm, rühmt um zu täuschen sein „ehrlich deutsches Blut". Eben diese Deutschrussen bilden einen der entsittlichsten, für Handel und Wandel des Alltaglebens gefährlichsten Bevölkerungstheile von St. Petersburg. Das angelernte Handwerk wird eben von ihnen am häufigsten nur geübt, um dahinter den unehrenhaftesten Nebenerwerb zu verbergen. Sie haben es dahin gebracht, daß uns der Petersburger sagen darf, die deutschen Namen herrschen in den Gefängnißlisten vor, die deutschen Namen überwiegen in den Zwangsarbeitshäusern, die Deutschen stellen das stärkste Contingent zu den Regimentern der Geheimpolizei. Sie haben es auch dahin gebracht, daß die öffentliche Meinung jegliches Mädchen niedern Standes aus deutschem Blut der käuflichen Unzüchtigkeit verdächtigt. Und es ist eine furchtbare Schmach, daß wir solchen Behauptungen kein keckes Nein entgegensetzen dürfen.

Diese Masse der Verarmten, Verdorbenen, Gefährlichen machte jene Deutschen, welche glücklicher emporgestiegen sind, noch abgeschlossener gegen ihre Landsleute, als es schon an und für sich die Gewohnheit des Petersburger Lebens mit sich bringt. Darum währte es auch bis in die neueste Zeit, ehe nur der Anfang eines Vereines zusammentrat, welcher die Unterstützung der bedürftigen und dem Verderbniß entgegeneilenden Landsleute unternahm. Wie sehr aber vorzüglich die kleinern deutschen Fürsten jeden ihrer hierher gewanderten Unterthanen als ver-

lornen Sohn betrachten, bezeugt die Thatsache, daß eben diese eine lange Zeit hindurch dem Vereine ihre Beisteuer versagten. So blieb er denn bis heut noch völlig ungenügend, so das Verhältniß der hülfsbedürftigen Deutschen wahrhaft schreckenerregend. Ausgestoßen von der Heimath, zurückgewiesen von den eignen Landsleuten, gehaßt von den Russen, treibt sie die Noth zur Unehre und der Hunger zum Verbrechen. Ihre Schande wird aber von den Petersburger Russen mit jubelndem Hohne verkündet — um daraus ein „Charakterbild der Deutschen" zu construiren.

Dieser Haß ist nicht neuen Ursprungs; er ist so alt, wie Petersburg. Zwar liebt der Russe keinen Fremden; aber er vergab es doch den Engländern und Franzosen, daß sie herankamen, um Gewinn und Geld zu suchen. Denn so standen auch sie in der Reihe der Beherrschten. Dagegen durften die Deutschen den Thron umstehen, durften des Czaren Rathgeber sein, nahmen diese Plätze den Eingeborenen weg und errangen eine Herrschaft, welche der Russe mit Leichtigkeit ertragen haben würde, wenn sie von seinen Landsleuten geübt worden wäre, während sie ihm jetzt mit Centnerlasten zu drücken däuchte. Dies Verhältniß ist von den Russen niemals widerspruchslos, immer mißwillig und nur darum erduldet worden, weil darin eine Offenbarung kaiserlichen Willens zu Tage kam. Als aber endlich eine feste Gestaltung der Dinge im „neuveränderten Rußland" durch die Deutschen hergestellt war und inzwischen die vornehmen russischen Klassen begonnen hatten sich selber einige Bildungsglätte anzueignen, da erachtete man die Aufgabe der Deutschen zu Ende und jede fernere Dauer ihrer Herrschaft eine Ungerechtigkeit gegen die russische Nationalität. Seitdem steht den Deutschen nicht nur eine mißwillige Bevölkerung, sondern auch eine offen feindliche Partei im nationalen Adel, auch nicht nur in Petersburg, sondern im ganzen

Reiche ein bitterer Haß gegenüber. Dieser hat den ingrimmigsten Vernichtungskrieg gegen das deutsche Element begonnen und vollführt ihn mit allen Mitteln massenhafter Kraft, wie slavischer Zähigkeit.

Es ist hier nicht der Raum, um es zu schildern, wie unter diesen Einflüssen das politische System des Staates, an dessen Ruder die nationalen Lenker immer häufiger treten, zum strengrussischen wurde. Es ist auch nicht mit Beispielen zu belegen, wie man eben von Seiten des Russenadels die so verschiedenartigen Deutschen aus allen germanischen Landen gleich einer kompakten Genossenschaft hinstellte und den Fehler, das Vergehen des Einzelnen allüberall als Zeichen und Ergebniß des Gesammtcharakters mit hinterlistigem Geschick verkündete. Aber emporgewuchert ist aus diesen feindlichen Listen das heutige Ergebniß: die Vernichtung des Einflusses der Deutschen auf die Herrschermächte, wie auf das Volk. Wer noch von ihnen aus früherer Zeit in staatsmächtiger Stellung verblieb, ist mehr geduldet, denn gesucht. Auf allen Seiten tritt seinem Wirken die falsch deutelnde Verdächtelei der Nationalen entgegen. Wer sich vorm Sturze fürchtet, muß dem Interesse der russifizirenden Politik die feilen Hände leihen. Wer ferner noch erträglich leben will, muß zuerst sich selber russifiziren.

Niemals ist jedoch jene deutschfeindliche Gesinnung zu lauteren und rücksichtslosern Aeußerungen gekommen, als beim Tod der Großfürstin Alexandra, welchem der des Grafen Benkendorff so rasch folgte, und womit das Deutsche einen entschiedenen Schutzherrn verlor. Wie immer, so mußte auch hierbei wieder der Einzelne dem moskowitischen Haß die Waffen zu scheinbar berechtigtem Kampf in die Hände drücken. Kleine, ärmliche Hofgeschichten waren es, an die man die Massen von Spottreden, Karrikaturen und Verläumdungen heftete, welche Petersburg durchliefen und von da aus aufreizend in das Land hinausklangen.

Das ruſſiſche Deutſchthum erhielt damit eine Todeswunde und Waſſili-Oſtrow iſt ſeit jener Zeit noch minder ein deutſches Beſitzthum in Petersburg denn früher.

Das Ende der Hauptſtraße von Waſſili-Oſtrow iſt ein öffentliches Krankenhaus, ihr Anfang am Newakai wird von der Akademie der Künſte und der erſten Kadettenſchule eingefaßt; weiterhin am ſelben Newakai liegt auch die mit der Akademie in gewiſſer Verbindung ſtehende Kunſtkammer mit Peter des Großen wächſernem Standbild, mit ſeinen Drechslerarbeiten, mit Plänen und Grundriſſen, mit ausgeſtopften, getrockneten, in Spiritus aufbewahrten, ſkelettirten, verſteinerten Thieren aller Klaſſen, Länder, Meere, Sümpfe und Klimaten, mit ethnographiſchen Kleider- und Waffenmaſſen und endlich auch mit einem ganzen Saal voll mineralogiſcher Seltenheiten — ein durch Maſſenhaftigkeit und ſchöne Aufſtellung imponirendes Zubehör einer Kaiſerreſidenz; aber eben ſo wie es allerwärts gewöhnlich, eben nur ein prunkend Schauſtücklein, ein Kurioſitätentheater, in welchem man geweſen ſein muß, um darin geweſen zu ſein. Wichtiger für den Beobachter ſind die beiden genannten Gebäude, welche den Anfang der Kadettenlinie ſelbſt bilden. Beide ſind Bildungsſtätten der Zukunft; und dennoch in beiden ſo viel Ueberlebtes, ſo viel Unvollendetes. Die Kadettenſchule hat es in der Aeußerlichkeit der von ihr erſtrebten Bildung am weiteſten gebracht. Alljährlich ſendet ſie eine Menge von Epaulettenträgern nach dem Süden, Oſten und Weſten, deren geſelligen Takt, deren ungemeine Geſprächsfertigkeit, deren encyklopädiſch Wiſſen und deren zierliche Körperhaltung man in allen Geſellſchaftsſälen belobt. Dagegen haben uns die ernſten Männer der ſtrengern Prüfung auch bereits ſo oft in dicken

Büchern dargethan, wie dies Alles nur Schaumgold und Flitterputz, daß man doch immer wieder mißtrauisch auf die erhabenen Wissenschaftsnamen und Wissenschaftsapparate blickt, welche uns aus den Lectionskatalogen und in den weiten Sälen der Anstalt entgegenglänzen. Dazu raunt uns Petersburg in's Ohr, wie eben in dieser Anstalt des Werdens bereits der Hauch des Ueberlebten, oder vielmehr Abgelebten eben so mächtig, als in allen andern Verhältnissen der frühwelken Residenz. Man mag den wahrhaft grausenerregenden Schilderungen der Petersburger über die hier herrschende Sittenlosigkeit kaum glauben, kaum daran glauben, daß diese Halbkinder großentheils bereits alle Lüste und Laster der Großstadt durchgekostet haben, wenn man sie in ihrer zierlichen Kleidung leichtsinnig, frisch und munter auf den Straßen hinkokettiren sieht. Auch gehören hierher jene Erfahrungen nicht, welche der Arzt in den Lazarethen dieses und anderer Institute macht, obgleich sie leider in ihrer Gesammtheit das Urtheil Petersburgs bestätigen. Man hat davon den Lehrern und Aufsehern viel zur Last gelegt. Allein fragen wir ernstlich: ergeht es nicht diesen soldatisch zugestutzten Kindern wie ganz Petersburg? Sind nicht ihr Wesen und Sein, ihre Frühreife im Lustgenuß und ihre Jünglingslaster im Kindesalter treue Spiegelbilder des gesammten Stadtlebens? Zeugt und zeigt doch auch das junge Petersburg alle möglichen Mißzustände vielhundertjähriger Großstädte nach nicht anderthalb Lebensjahrhunderten? Trägt nicht seine Bevölkerung alles Unheil eines vorzeitigen Alters aus überfrüher Aufnahme entsittlichter Ueberfeinerung? Hat doch die Stadt und ihre Bewohnerschaft niemals eine Jugend, niemals eine Periode naturwüchsiger Verhältnisse gehabt; und nun sollen diese plötzlich in der von ihr erzeugten Generation vorhanden sein? Die Sumpfluft der unorganisch entstandenen Stadt bleicht das Antlitz des Kindes und erschlafft seine

Muskeln; die großstädtischen Lebensverhältnisse wischen den Hauch der Unbefangenheit und Unschuld von seiner Seele, ehe diese Seele zum Charakter heranzureifen vermag. Vollkommen berechtigt sind wohl die Mahner, welche immer und immer wieder auf diese betrübenden Zustände hinweisen; aber man darf nicht einseitig verurtheilen. Man muß beim Alter anfangen, um daß die Jugend nicht dereinst in dessen Bahnen einherschreite. Wo wirkliche höhere Bildung noch so wenig das Bedingniß der äußern Lebenserscheinungen wurde, wie in Rußland, da kann man keine verdammenden Klagen darüber führen, daß die Jugend nur wieder dem äußern Schein ohne innerliches Leben zugebildet wird. Der Staat selber hat es so gewollt. So lang zwei Drittel der jugendlichen Bevölkerung fern vom Vaterhause und massenhaft zu kaiserlichem Dienst geschult werden, so lang die Ausbildung des Knaben, wie des Jünglings an Formen und Formeln äußerer Behabung, so lang sein jugendlicher Leib in Uniformen gedrängt werden muß, damit er nur die Möglichkeit einer Laufbahn erringe, so lang endlich Wissenschaft und Kunst sich nicht von den ersten Grundelementen auf frei entfalten darf — so lang ist keine andre Jugend in Petersburg möglich. Denn eine Jugend ohne Elternhaus ist eben niemals unbefangen. Die Massenhaftigkeit gleichartig einercerirter Umgebungen ertödtet die ersten Keime eines eigenthümlichen Wesens und Seins; die Formen und Formeln, weil anstatt des Begreifens genügend, verstumpfen die geistige Thätigkeit; der uniformirte Geist und Körper lassen die Ideale der Jugend nicht erwachsen, aus denen oft wohl das Laster, dagegen auch die stärksten Tugenden für den spätern Kampf mit dem praktischen Leben entsprossen. Das Kind lernt nicht als Jüngling den offnen Zweikampf mit dem Schicksal; aber es lernt von den Windeln auf die Finten und Schliche gegen Das, was es als Schicksal erkennen muß, gegen den

Despotismus in jeder Form. Weil die innere, wirkliche Seele verschrumpft, überwuchern die kleinen und niedrigen Charaktereigenschaften; weil der Sinn für Höheres sich nicht entfalten darf, überwächst die Sinnlichkeit den Drang nach höherem Genuß. Das Formenwesen ist der Tod der Seele. — —

Wir sprechen wohl in allen Sprachen Europa's von einer „Kunst" der Erziehung. Seltsam aber, daß die Erziehung in Petersburg sogar speziell den plastischen Künsten zugezählt zu werden scheint. Als wollte man es andeuten, daß sie hier nur den äußern Formen des Menschen gelte, unbekümmert um dessen Inneres, bildet das Wort „Erziehung" die vierte Ueberschrift der Portale, welche aus dem Hofe der Akademie der bildenden Künste zu deren Innerräumen geleiten, während Malerei, Baukunst und Skulptur den andern drei Pforten überschrieben sind. — Es ist aber ein prachtvolles Gebäude, in denen diese Künste gepflegt werden sollen, ja es gilt für das architektonisch schönste von ganz Petersburg. — Peter der Erste hat jedoch diese Akademie nicht gegründet; dazu war er zu sehr mit dem Kämpfen gegen die Ursprünglichkeit des Lebens, zu sehr mit den Anfänglichkeiten aller Entwicklungen beschäftigt, auch war er sich dazu zu gut bewußt, wie eben die Erstehung der akademischen Künste sich nicht erzwingen läßt. Er mochte vielleicht auch hoffen, diese Blüthe werde freiwillig aus dem Residenzboden emporwachsen. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn man eben nicht von Oben her fort und fort eine treibhauseilige Erstehung aller Attribute der ausländischen Großstädte und westeuropäischer Zustände neben, über und durcheinander erzwungen hätte. Aber schon Elisabeth glaubte, außer durch die überüppige Lebensweise des Hofes von Versailles, welche sie im Winterpalaste eingeführt hatte, die Verähnlichung ihrer Residenz mit Paris durch Erschaffung einer Akademie der Künste zur

erotischen Akademie der Wissenschaften vervollständigen zu müssen. Ob es ihr nun gleich nicht gelungen war, irgend etwas Organisches und wahrhaft Lebendiges herzustellen, weil eben die Vorbedingungen eines Kulturlebens fehlten, so begann doch Katharina II. das Werk von Neuem, indem sie diesen Prachtpalast aufführen, Lehrer berufen ließ und der Anstalt eigene Statuten und Privilegien verlieh. Die folgenden Herrscher, besonders auch Alexander, haben dann für die Akademie der Künste unendliche Goldsummen verschwendet und damit in der That manche schöne Errungenschaft erobert. Allein die Kunst, besonders die bildende Kunst, blieb dennoch bis heute ohne Anklang in der Menge, unverstanden und unverständlich, etwas Anbefohlnes, Aufgedrungenes, von der Nation eben nur als bedeutungslose, oft unbequeme Zierrath Ertragenes. Bloß in den Treibgärten der Fürsten und Herrn, rings umhegt und geschützt gegen die rauhe Luft, aber auch abgeschlossen vom Himmel, vermag sie noch heute bis zu einem gewissen Grade zu gedeihen. Ja dem echten Russen fehlt, außer für Ton und grelle Farbe, das Organ jeder künstlerischen Empfänglichkeit; denn es fehlt ihm die erste Voraussetzung für Entstehung eines Kunstbedürfnisses: er kennt die Nothwendigkeit einer Festigung des alltäglichen Lebens nicht.

Dafür ist das asiatisch-nomadische Element in ihm noch zu machtvoll. Sein Wohnort ist ihm keine Heimath, wo ihm zu leben oder zu sterben verlangt, seine Wohnstube kein Heiligthum, welches er für das Wohlbehagen eines langen Verweilens schmücken möchte; ja selbst der Kreis seines freundschaftlichen Umganges ist ihm kein abgeschlossener, nie aufzugebender, nur zu erweiternder: sondern er wechselt ihn mit größter Leichtigkeit nach den eben passenden Umständen, wie sein Kleid nach der Jahreszeit. Einzig um die Familienbeziehungen kettet er sich, ja vielleicht enger als alle echteuropäischen Nationen; und darum ist auch

ſeine Sprache reicher für die Bezeichnungen der Verwandtſchaftsgrade als ſonſt eine Sprache — vielleicht nur die rohe der familienhaft ſiedelnden Letten ausgenommen. Dieſe Unſtätigkeit des Ruſſen iſt jedenfalls ein unbewußter Nachklang der vorgeſchichtlichen Lebensverhältniſſe ſeiner Nation. Sie giebt ihm die unbezwingliche Wanderluſt, welche den auf Obrock entlaſſenen Leibeignen das ganze Reich durchziehen läßt, und den vornehmen Bojaren die ganze Welt. Allein weil eben unter ſolchen Vorausſetzungen die ganze Einrichtung, die ganze Richtung ſeines Lebens bloß dem nächſten Augenblick gilt, ſo konnte ſich in der plaſtiſchen Kunſt auch keine andere Entwicklung zeigen, als jene, welche wir im Innern Rußlands gewahren. Eine eigentlich ſchöne und gleichzeitig für Jahrhunderte berechnete Baukunſt konnte gar nicht Bedürfniß werden. Holz, überhaupt Pflanzenſtoffe, ſind als das am leichteſten zu erlangende und zu behandelnde Material überall angewendet. Ganz einfach aufeinandergeſchichtet ſind die Balken für die Hausmauern, und das Dach beſteht aus Bretern oder Borke. Der Luft und dem Lichte bahnte man eben nur ſo viel Eingänge als unumgänglich, und alle Zierde beſchränkt ſich auf Arabeskenſchnitzerei nebſt grellbuntem Anſtrich der Wände. Die Zimmer ſind weit, doch giebt es ihrer wenig; die Wände ſind mit grellbunten Papierlappen, den Aequivalenten des Zeltſtoffes, behängt, und das goldflitternde Heiligenbild in einer Ecke der Stube erinnert eben auch wieder an ein nomadiſches Leben, welchem die Kirche fehlt. —

Es würde zu weit führen, wenn man die Ueberbleibſel jener verſchollenen Zeiten, die Offenbarungen des aſiatiſchen Nomadenlebens in den Eigenthümlichkeiten echtruſſiſcher Lebensformen hier weiter nachweiſen wollte. Nur eine Andeutung dafür ſollen dieſe Bemerkungen ſein, wie dasjenige, was man heut als Kunſt in Rußland bezeichnet,

auf einen durchaus unpassenden Boden gepfropft wurde und nicht in der leisesten Faser mit der russischen Nationalität zusammenhängt. Einzig durch das slavische Nachahmungstalent ward einer alleinherrschenden Kaiserreihe die Möglichkeit gegeben, eine europäische Kunst, die heutige Architektonik, Skulptur und Malerei, ja selbst die Musik nach Rußland zu verpflanzen. Und dennoch stehen selbst in den Gemächern des russischen Hochadels die Gemälde, Statuen und andere Meisterstücke europäischer Kunst nur noch wie Fremdlinge, wie verwundert ob ihres Standpunktes, wie gedrückt und beengt von dem asiatischen Ueppigkeitsglanze ihrer Umgebungen.

War es überhaupt möglich, daß die europäische Kunst eine gewisse Berechtigung in Rußland errang, so mußte dies allerdings noch am meisten in der von Ausländern überflutheten Residenz geschehen. War doch Petersburg selber unrussisch vom ersten Lebensaugenblick; war doch das fremde Element überhaupt hier das einzig schöpferische. Frankreich und Deutschland schufen denn auch die hiesige Kunst. Oder vielmehr Deutschland gab ihr die Entstehung und Frankreich bemächtigte sich ihrer, um seinen Geschmack nach und nach in allen Gestaltungen derselben alleingeltend zu machen. Die Petersburger Kunst ist heute vollkommen französischen Charakters, ja bis zu den modischen Verkünstelungen französisch und eben zumeist in diesen.

In der Akademie für bildende Künste steigen dem Beobachter wohl solche Betrachtungen auf. Und dennoch, wenn wir näher auf eine Charakteristik eingehen wollen, ist es nöthig, von einer Kunst zunächst zu sprechen, welche in keiner Petersburger Akademie vertreten ist. Die Musik hat der Russe in der That bereits gestaltet und eigenthümlich gestaltet auf seine europäische Aneignungsweise mitgebracht. Der Gesang ist ihm angeboren, seine eigenthümliche Instrumentalmusik von der Leib-

eigenschaft anerzogen. Wo zahlreiche Menschenschaaren einem einzigen Herrn zu unbedingter Verfügung gestellt sind, benutzt dieser sie als Maschinen. Er will Musik hören. Nun wohlan, so muß jede Maschine einen, höchstens zwei Töne angeben und der im Takt geschwungene Stock setzt daraus eine Melodie zusammen. Die alte nationalrussische Musik legt dafür bereits Zeugniß ab. Als aber mitteleuropäisches Leben eindrang, mußte die Selbstgeltung jedes einzelnen Instrumentes dem begabten Musiker zur willkommensten Erscheinung werden. So ist denn auch erklärt, wie und warum die Instrumentalmusik viel rascher und viel tiefer in das Volk drang, ja sogar die nationale Instrumentalmusik jetzt bereits beinahe ausrodete, während die europäischen Singweisen dagegen nur noch im Theater, im Konzert und im Salon ihre volle Geltung finden. Trotzdem hat Rußland und selbst Petersburg noch bis heute nur äußerst wenig Instrumentalkomponisten russischen Stammes gehabt; und was produzirt wurde, ist mit Reminiscenzen an vorhandnen Tonwerke des Auslandes durchwebt. Die selbstständige Produktion steht eben dem slavischen Haupttalente, der größten Geschicklichkeit in der Nachahmung, mit zu schroffem Widerspruche gegenüber. Den Beweis dafür finden wir selbst in der Praxis der musikalischen Kreise von Petersburg: wir müssen dort bei Dilettanten, wie Virtuosen die Verbindung einer brillantirenden Gewandheit des Vortrags mit außerordentlich gelungener Nachahmung der Manier gerad modischer Meister häufiger als in andern Städten bewundern, aber wir begegnen desto seltner einer selbstständigen Ausbildung oder einer auf innerem Verständniß des Wesens der Tonkunst fußenden Originalität der Auffassung und Ausführung. Ja selbst in der Kritik, welche die musikalische Welt hier übt, liegt dieses Verhältniß offen zu Tag. Das Bravogeschrei und der Enthusiasmus von Berlin, Wien oder Paris finden an der Newa ganz

bestimmt ihr verstärktes Echo, auch feiern ausländische Größen, wie Liszt, Ch. Mayer, Henselt, Dreischock, Servais, Rubini, Tamburini und die Garcia hier tumultuarische Triumphe mit leichtester Mühe. Dagegen ist der Fall unerhört (man müßte denn Lwoff ausnehmen), daß ein vom Ausland ungekanntes und ungenanntes Talent sich in Petersburg Bahn gebrochen hätte. Man entdeckt hier keinen Stern, man hat nur die Gewohnheit, jeden bis zum letzten Scheine wie eine Sonne zu verehren, wenn er vom Ausland gekommen, seine beaux restes den Petersburgern zum Kauf anbietet. — Ist dies Hochstellung des Auslandes? Oder ist es nur eine banale Nachäfferei, welche jede großstädtische Mode Europa's in Petersburg am großstädtischsten und nachhaltigsten üben will? Wer mag entscheiden! Die Räthsel der Petersburger Lebensäußerungen zeigen nur ihre absichtlichen Dekorationen vor der Oeffentlichkeit, während sich die Maschinerie hinter den Thürvorhängen einiger tonangebenden Aristokraten verbirgt und von tausend und abertausend verschleierten Interessen in diesen oder jenen Gang gebracht wird — im Kunstenthusiasmus, wie in allen andern Dingen. Wie in allen andern Angelegenheiten, so hat auch hierin das eigentliche Publikum keine Stimme. Nur der Hof und sonstige Protektionen bringen den Einzelnen zur Geltung; die Masse kann ihn nicht auf das Schild heben, um die Aristokratie zur Anerkennung zu zwingen. Bei diesen Verhältnissen ist in der That beinah unmöglich, daß ein echtrussischer Name aus der Dunkelheit aufsteige, und geschieht es ja einmal, so gehört er der Aristokratie an und verhallt innerhalb ihrer Kreise. Nur ein einziger Sänger erwarb sich von Petersburg ausgegangen einen fast europäischen Namen, der Russe Petrow; allein auch er war bereits vielfach genannt von Italien dahin zurückgekehrt. —

Die Russen sind gewohnt, auf weiter trockner Fläche ihre Häuser

aufzubauen und für ihre Städte hüglige Flußufer zu suchen. Sie bedürfen also selbst in ihren europäischen Verhältnissen keines festern Materials, als des Holzes. Petersburg mußten sie dagegen aus Sumpf und Moraſt empormauern, weil ihr Czar sie am Newaarchipel zusammenzwang, und so reichte das gewohnte Material eben so wenig, als die gewohnte Bauweise aus. Dies modifizirte schon von vorn herein an dieser Stelle alle architektonischen Verhältnisse. Es hätte also sicherlich nicht einmal der anbefohlenen Nachahmung holländischer Formen bedurft, um wenigstens eine von allen andern russischen Städten verschiedene Bauart hervorzurufen. Während in Moskau bis auf die neueste Zeit neben der orientalischen Form fast einzig jene barocke Mißrichtung der Baukunst vorherrschte, welche sich in Nachbildungen der Zwiebel, der Melone, der Rübe und des Kürbis beim Kirchenbau gefällt, trat diese Richtung in Petersburg von allem Anfang an in den Hintergrund, um die Nadelspitzen holländischen Thürme und später bei andern ausgezeichneten Gebäuden den klimatisch wie lokal vollkommen unberechtigten südeuropäischen Styl alleinherrschend werden zu lassen. Beim Kirchenstyl blieb von allen altrussischen oder oströmischen Grundsätzen nur jener halbwegs festgehalten, welcher einen Mittelthurm von vier kleinern Thürmen umgeben läßt. Dies bedeutet nämlich den Heiland von den vier Aposteln umstanden. Daß aber daneben vorzüglich die italienische Bauform die breitesten Eroberungen machte, war natürlich da die Baumeister zu sieben Achteln aus Italienern bestanden, welche die gewölbten Kuppeln, die dreieckigen Frontons über den Portalen, die Säulen an der Hauptfaçade und die platten Dächer ihrer Heimath diktatorisch auf den Norden übertrugen. Später haben allerdings einige Baukünstler die vom Klima bedingten Uebelstände durch

gewisse Abänderungen auszugleichen gesucht, woraus denn eine seltsame Mischung halbitalienischen mit halbrussischem Geschmack entstand, welche vorzugsweise die Werke Rastrelli's, Guarenghi's und des Römers Brenna charakterisirt, denen sich auch der Nationalrusse Stassow anschloß. Ein wirklich neuer Styl hat sich jedoch auch daraus nicht entwickelt. Selbst die Isaakskathedrale, ein Denkmal wie es das heutige Rußland nur einmal sich zu setzen vermag, ist solch ein seltsames Zwittererzeugniß unter den würdigen Domen und den byzantinischen Kirchen, eine gigantisch verschnörkelte Kopie des Pariser Pantheons.

Auch diese Kathedrale baut ein Ausländer, Baron Montferrand. Aus Granit, Marmor und Metall ist das Riesenwerk zusammengefügt. Die zwei Hauptfronten, sowie die schmälern Seitenfaçaden werden durch acht granitene Monolithe (von 56 Fuß Höhe) gebildet, auf denen breite Frontons lasten, aus deren Mitte ein hoher Dom mit abermals vierundzwanzig Granitsäulen emporsteigt, um welche sich eine reichvergoldete Gallerie zieht und über welchen eine hohe Kuppel mit ihrem Kreuze auf leichten Nebeln einer rings offenen Laterne emporzuschweben scheint. Dieser Bau müßte von dem mächtigsten Eindrucke sein, wenn die vier kleinern Kuppelthürme nicht aus den Ecken des Gebäudes hervorschössen. Aber zwerghaft stehen sie mit ihren vergoldeten Mützen neben der ungeheuern Goldhalbkugel der Mittelkuppel, und dazu ist der Unterbau rein griechischen Styles ohne Rücksicht auf den byzantinischen Oberbau entworfen, erscheint deshalb zu niedrig und schwer gedrückt. In diesem allgemeinen Mißverhältnisse verschwinden die bedeutungslosen Engel vollkommen, welche man überflüssiger Weise um die mittelste Kuppel stellte, während die nun beinah vollendeten Basreliefs in den Dreiecken über den Hauptfronten gerad nur dazu bestimmt scheinen, das Mißver-

hältniß in Styl und Größe zwiſchen dem Unter- und Oberbau noch greller hervortreten zu laſſen *).

Von der Baukunſt zur Malerei, deren Anfang die Ruſſen allerdings in einer gewiſſen Weiſe kannten, ehe noch die weſteuropäiſche Bildung zu ihnen drang. Dieſer Anfang beſtand aber freilich weit mehr in Kenntniß der Farben als der Zeichnung, denn die echtnationale Malerkunſt hatte, wie bei allen aſiatiſchen Urvölkern, keinen Begriff von der Perſpektive und deren Schweſter, der Schattirung. Die Farben zeigen dagegen noch heut auf den älteſten Bildern ein energiſches Feuer, pomphafte Pracht, bewundernswerthe Friſche. Während nun die muhamedaniſchen Aſiaten dieſen Farbenglanz nur auf Kleiderſtoffe und die Ausſchmückung des Innern ihrer Wohnungen verwenden, wogegen ſie die Außenſeite ihrer Häuſer einfarbig übertünchen, iſt die heutige Nationalkleidung des Ruſſen dunkel geworden, wogegen ſein Zimmer buntfarbig geblieben und das rohe Material der Außenſeite ſeiner Hütte mit grellen Farben geſchmückt iſt. Die Formen ſeiner profanen Malerei erinnern dabei noch immer an den reinaſiatiſchen Geſchmack. Sie beſtehen in Blumen, Arabesken und Facetten von verſchiedenſter Form; das Lebendige verſuchte er erſt nachzumalen, als ihn der oſtrömiſche

*) Dieſe unglückſeligen Basreliefs von Le Maitres Hand haben bekanntlich einen Ukas zur Folge gehabt, wonach fernerhin kein Ausländer zur Concurrenz zugelaſſen werden ſoll, welche für die innere Ausſchmückung der Iſaakskirche ausgeſchrieben iſt. Die Basreliefs mögen allerdings nur der nationalen Partei ein guter Vorwand geweſen ſein, die prinzipienmäßige Zurückſetzung der Ausländer auch in dieſer Lebensſphäre geſetzlich zu machen. Allein man muß in der That geſtehen, daß Rußland in der Architektonik gerad durch die Schüler der petersburger Akademie auf eine Stufe vorgeſchritten iſt, wo es mit Fug und Recht des Auslandes entbehren mag, wenn ſchon darunter außer Alexander Brylow und Conſtantin Thon ſich wenig bedeutende Künſtler echtnationaler Abſtammung befinden. Bekanntlich macht man übrigens auch dieſen beiden dieſe Abſtammung ſtreitig.

Katholizismus zur bildlichen Darstellung der Heiligen zwang. Doch blieb auch jetzt das Lebendige todt, das Gesicht und die Hände — denn dies allein ist an den griechischen Heiligen gemalt, während die in Metall getriebene Gewandung ursprünglich keinerlei lebendigen Faltenwurf zeigt, sondern aus einem Conglomerat von platt aufgestreuten Arabesken besteht — bekamen nie einen Ausdruck, nie eine Bewegung. Damit war jedoch der Anfang einer Kirchenmalerei gegeben und auf diese beschränkt sich denn auch noch heute fast ausschließlich die nationale Kunst. — In Petersburg ist natürlich die Malerei der verschiedensten Schulen und scheinbar ohne alle Erinnerung an ihre nationale Ursprünglichkeit geltend geworden; aber da sich eben die Gestaltung der heiligen Historienmalerei in den Händen der Nationalen während der letzten Zeit bei der Ausstellung der Cartons der für die Isaakskirche bestimmten Gemälde in einer gewissen Uebersichtlichkeit darstellte (wie erwähnt, blieb jeder Ausländer ausgeschlossen), so mag es doch nicht uncharakteristisch erscheinen, daß die Dimensionen durchweg außerordentlich groß gewählt wurden, während damit doch nirgends eine wirkliche Großartigkeit erreicht wurde, daß die Zeichnung zwar meistens korrekt, doch Gestalt und Gruppirung der Figuren sehr häufig bekannten Bildern entlehnt erschien, daß endlich die Färbung im Allgemeinen außerordentlich bunt und die Nebeneinanderstellung der Farben sogar nicht selten beleidigend für das Auge auftrat. Brylow hatte verschmäht, seine Cartons einzuliefern; er straft jetzt Rußland mit stolzer Zurückhaltung für die bereitwillige Ueberschätzung, welche es seinen frühern Werken zollte.

In keiner der vielen Gemäldesammlungen Petersburgs darf man hoffen, die nationale Kunst vertreten zu sehen. Diese Sammlungen gehören eben nur zu den gerad modischen Luxusbedürfnissen einer eleganten Einrichtung, weshalb auch in keiner eine bestimmte Richtung

und Schule vorherrſchend iſt. So buntgemiſcht wie die Gallerie der Eremitage und von Czarskoe-Selo erſcheinen auch alle Privatſammlungen, unter denen jene im Stroganow'ſchen, Besporodkow'ſchen, Scheremetjew'ſchen, Beloſelski'ſchen, Juſſupow'ſchen, Nariſchkin'ſchen, Galitzin'ſchen und Chapichow'ſchen Palaſte wohl die bedeutendſten ſind. Noch am vorherrſchendſten blieb die flamändiſche Schule, und nächſt der Genremalerei ſcheinen die Landſchaftsbilder (doch vorzugsweiſe Veduten) am beliebteſten zu ſein. Wie überall, ſo wird man auch in Petersburg häufig genug von einem vollkommen ungewürdigten Meiſterwerke in vollkommen unkünſtleriſcher Umgebung überraſcht; und hier, wie in Moskau, möchte wohl noch manches Bild, deſſen Verlorenſein die Kunſtkenner beklagen, bei genauer Nachforſchung aufzufinden ſein. Denn zu allen Zeiten, wo in Mitteleuropa durch den Drang der politiſchen Ereigniſſe die Kunſtempfänglichkeit niedergedrückt war, ſchleppte die Spekulation ausgezeichnete Sammlungen zur übermäßigen Verwerthung eiligſt und beinah heimlich nach dem goldreichen Oſten. So ward z. B. jene unſchätzbare Sammlung des königlichen Vorgängers Cromwells hierher verkauft, wanderte dann zwar ſpäter zum Theil nach Holland und England zurück, zerſtreute ſich aber auch zu einem wenigſtens eben ſo großen Theile in den kaiſerlichen Gallerien und den Hotels der Petersburger und Moskauer Ariſtokratie. So kam ferner die Houghton'ſche Sammlung hierher, ſo finden endlich die Engländer bald hier, bald da ein Bild der berühmten Conswelt'ſchen Gallerie.

Gilt nun ſchon in der vornehmen hieſigen Welt der Bilderſchmuck meiſtens nicht eben mehr, als eine ſchöne Tapezierung, ſo findet die Malerei im größern Publikum faſt gar keine Würdigung. Nur der Portraitiſt mag auf ein lohnendes Auskommen rechnen. Was alſo für Malerkunſt geſchah, verdankte Petersburg in der That faſt nur der

Krone oder, richtiger gesprochen, der Kaiserfamilie; was für Ausbildung der Maler, bis vor Kurzem sogar einzig und allein der Akademie. Dort wurden 200 Zöglinge von 14 Professoren vollkommen auf Staatskosten ausgebildet und selbst durch bedeutende Fonds für Kunstreisen unterstützt. Eine regelmäßig aller drei Jahre wiederkehrende Ausstellung gab Zeugniß von den Fortschritten der akademischen Zöglinge, und bereits schien es, als wolle eine nordische Malerschule ihren eigenthümlichen Charakter gewinnen, als plötzlich eine vollständige Umänderung der Dinge diese Anfänge vernichtete. Der Akademiedirektor Sauerwein hob nämlich diese Kunstschule als Erziehungsanstalt auf und ließ von allen Vergünstigungen nur einen täglich zweistündigen Unterricht im Zeichnen und Malen für die sogenannten, nunmehr außer dem Hause wohnenden Akademisten übrig. Dadurch verringerte sich natürlich der Eifer der Schüler, die Beziehungen zwischen den Lehrenden und Lernenden lockerten sich eiligst und der Anfang zur Entstehung einer Malerschule zerstob. Eine ungemessene Nachahmung französischer Effektmalerei, geleckte und ungeleckte Uebertreibungen kamen an die Tagesordnung; selbst die Zeichnung, deren Vorzug in früherer Zeit eine große Korrektheit war, verschlechterte sich rasch und wich einer abscheulichen akademischen Manier, welche breites Zeugniß dafür ablegt, wie wenig die heutigen Akademisten die Verschmelzung der antiken Form mit der Natur verstehen. Sauerwein und Ladurnaire, ersterer ein guter Zusammenordner einzelner Gruppen zu wirksamen Schlachtstücken, der andere nur Parademaler, stehen als Ausländer an der Akademie vollkommen vereinsamt und ohne irgend nennenswerthen Nachwuchs. Karl Brylow ist bei seinem Untergange von Pompeji stehen geblieben, ja zeigt in der Schlacht von Pleskow sogar einen Rückschritt. Bunt in der Färbung, wie das Untergangsbild, ist sie auch ohne Einheit wie dieses und durchwebt von

den greifbarsten Reminiscenzen in den einzelnen Gruppen. — Noch unbedingter als ehedem ist seit Sauerwein's akademischer Reform die Malerei in den Dienst der Aristokratie getreten, schafft Portraits nach bestimmten Taxen, macht Vedutenbilder für die Albums und übertreibt in Zierlichkeit oder Farbenkoketterie ohne auch nur die Idee eines selbstständigen Aufschwungs mehr fassen zu können. —

„Skulptur" steht über der vierten Pforte der Akademie. Und man darf es nicht läugnen: es sind durch diese Thür viele Schüler zu den Modellsälen hinaufgestiegen, welche als Meister wieder heraustraten. Die Zöglinge der Akademie haben in diesem Zweige der Kunst viel Ausgezeichnetes geliefert. Petersburg ist allerdings auch der Platz, um durch seine Anforderungen eben in diesem Theil der Plastik ein reges Streben hervorzurufen. Sammelt es auch derartige Werke nicht in eigenen Gallerien, so braucht es dieselben doch allüberall, bald um dem Modegeschmacke zu huldigen, bald um — Geschichte zu machen, oder doch eben eine Staffage aufzustellen, als ob historische Erinnerungen und historische Anerkenntnisse vorhanden wären. Man anerkennt auch in der That wohl ganz gern die historischen Gestalten; nur was man sonst im übrigen Europa die Lehre der Geschichte nennt, blieb unerkannt, unanerkannt. „Des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum." —

Geht man in Petersburg durch die Gesellschaftszimmer, so findet man wohl hier und da jene jetzt beliebten Statuetten, entweder Nachbildungen berühmter Meisterwerke oder auch zierliche versteinerte Impromptu's; und man erfährt bei der Nachfrage nach deren Verfertiger häufiger als bei andern Kunstgegenständen, daß dieser ein Russe, ein Zögling der Akademie. Steigt man dann auf die Straße hinab, so begegnet man wieder am Sockel der vielen Standbilder und Basreliefs

häufiger nationalruſſiſchen Namen, als man es ſonſt gewohnt iſt. So ſtammen die ſoldatiſchen Geſtalten der Feldmarſchälle Barklay de Tolly und Kutuſow vor der Kaſanſchen Kirche, ſowie der Siegesengel auf der Alexanderſäule aus der Werkſtätte Boris Iwanowitſch Orlowsky's, welcher als Lehrer an der Akademie wirkte. Eben ſo arbeitete dieſer die vortrefflichen Reliefs am Fußgeſtell jener eben ſo bedeutungsloſen als charakterloſen Reiterſtatue Peter des Erſten vor dem alten Michailow'ſchen Palaſte, deren Modell und Guß der Italiener Martelli lieferte. Zu faſt allen Pferdeſtatuen, welche außerordentlich häufig an verſchiedenen Brücken und Gebäuden wiederkehren, lieferte Baron Kloot, gleichfalls ein Zögling der Akademie, die Modelle und man darf ihn beſtimmt den erſten jetzt lebenden Künſtlern ſeines Faches beizählen. Ja an Genauigkeit der Ausführung mag er unübertrefflich genannt werden, weshalb es um ſo mehr zu beklagen iſt, daß er ſich noch niemals an wirkliche Gruppirungen gewagt hat. — Es würde jedoch zu weit führen, wenn hier noch im Einzelnen auf die bildhaueriſchen Leiſtungen der Akademie durch ihre Schüler eingegangen würde, und ſo mag denn zum Schluſſe noch die Anführung des in Moskau lebenden Vitali genügen, deſſen edle Großartigkeit in der Behandlung, wie die vollendete Technik in der Ausführung ſicherlich das ſchönſte Zeugniß für die Bildungsweiſe der Akademie ablegt. — —

Es mag vielleicht hierher ungehörig erſcheinen und dennoch gehört es zur Vervollſtändigung einer Charakteriſtik der Petersburger Kunſtzuſtände, daß wir uns mit einem Sprung aus der Akademie der Künſte in die Anſtalten verſetzen, „deren Bretter die Welt bedeuten.“ Dieſe banal gewordene Phraſe findet auch vielleicht nirgends ihre Bewahrheitung mehr als hier, wo jedes Leben, welches ſich nicht in den anbefohlenen Formen bewegt, zu den unerlaubten Verhältniſſen gerechnet wird,

also sicherlich nicht den schwierigen Weg durch das Perpetuum mobile der Censurscheere auf die Bühne der Oeffentlichkeit zurückzulegen vermag. Damit ist es im Allgemeinen angedeutet, daß die hiesigen dramatischen Erzeugnisse und Aufführungen denselben erstickenden Centnerlasten erliegen, welchen jeglicher freigestaltende Aufschwung im ganzen Reiche als Opfer fällt. Das Publikum hat auch wenig Empfänglichkeit für das Drama, den niedern Schichten der Gesellschaft ist dasselbe durch die enormen Eintrittspreise sogar fast unmöglich gemacht. So stehen denn die Theater meistens leer, noch leerer erscheinend durch ihre unendlich weiten Zuschauerräume. Denn auf 3000 Menschen ist das große steinerne Theater berechnet, auf 1800 das Alexandratheater, auf 1000 das Michaeltheater und 1000 Mitglieder bilden die schauspielernde Armee der fünf Bühnen. In russischer Sprache wird nur im steinernen Theater und zwar mit spanischem Glanze gespielt. Daß dieser Glanz meistens vollkommen zwecklos und an falscher Stelle angebracht, daß ein übermäßiger Pathos die Stelle regelrechter Deklamation im höhern Drama, ein übertriebenes Gestenmachen an die Stelle natürlicher Aktion getreten ist — bemerkt das hier versammelt echtnationale Publikum nicht. Es will nur geblendet sein. Darum begnügt es sich auch vollkommen mit dem einzigen talentvollen Schauspieler Karatigin, wennschon auch er neuerdings in eine schreiende Manier verfallen ist. Nichts wird im recitirenden Schauspiel so herzlich belacht und beklatscht, als die schmutzige Unzweideutigkeit; und nächst dieser brüllt man Polewoi's hämischen Karrikirungen der Deutschen das lauteste Bravo. Allein übertönt wird selbst noch dieses Bravo und dieses Beifallsgeklatsch von dem Enthusiasmus, welcher sich im Ballet kundgiebt. Man kann auch in der That nichts Prachtvolleres, besonders massenhaft Prachtvolleres sehen, als ein hiesiges großes Ballet. Und fragen wir nach den Namen

dieſer allerdings nicht „Göthe tanzenden“ Künſtler und Künſtlerinnen, ſo ſchallen uns faſt lauter ruſſiſche Namen entgegen, wenn nicht eben die Taglioni den Petersburgern die Aeſthetik praktiſch demonſtrirt.

Vom dramatiſchen Geſang nur ein Wort. Die italieniſche Oper ſetzt ſich aus lauter weltberühmten Namen zuſammen; aber die Namen ſind alt geworden und den Stimmen iſt es nicht beſſer ergangen. Man darf mit Dlle. Georges ſagen, als ſie bei ihrer letzten Kunſtreiſe in Deutſchland ſich und ihre Genoſſen einem Kunſtkenner vorſtellte: Voilà les ruines des gens jadis célèbres. Dennoch gilt es in der Petersburger Ariſtokratie zum guten Ton, eine Loge in der italieniſchen Oper abonnirt zu haben, wenn man dieſelbe gleich nur benutzt, falls einmal die franzöſiſchen Schauſpieler nach einem Theater der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer beordert ſind und man dazu keine Einladung erhalten hat.

Doch giebt dieſe Vorliebe des Hochadels für das franzöſiſche Schauſpiel noch keinen Maßſtab für deſſen Vortrefflichkeit. Die franzöſiſchen Schauſpieler üben, wie überall, die Kunſt des Zuſammenſpiels mit großer Gewandtheit, auch geſtattet ihnen die Cenſur den verhältnißmäßig freieſten Spielraum; dagegen wirken im Einzelſpiel übertriebene Geberden und Mienen, ſelbſt die unzweideutigſten Zweideutigkeiten auch hier als eigentlich packende Kraft auf ihr ſonſt ſo ſtreng über äußerliche Form und förmliche Aeußerlichkeit wachendes Ariſtokraten- und Hofpublikum. — Zuletzt endlich und in aller Hinſicht zuletzt muß das ſchon erwähnte deutſche Theater genannt werden. Vom Hof und ſeiner Welt gemieden, von den eigentlichen Petersburgern verachtet, geleitet von einem deutſcher Sprache unmächtigen General Geodonoff, ſpielt es faſt ausſchließlich vor einem Handwerkerpublikum. Saloppe Haltung, widrige Uebertreibungen, ſchales Witzeln und verbrauchte Ausſtattung ſind dafür charakteriſtiſch. Vorhandene oder aufſtrebende Talente werden

in dieſen Umgebungen natürlich nur ungern geduldet und ſtehen, wenn geduldet, viel zu vereinſamt, um nicht bei erſter Gelegenheit einen andern Wirkungskreis zu ſuchen. An ein Aufblühen iſt unter den jetzigen Verhältniſſen und Stimmungen Petersburgs nicht zu denken. Das Theater vegetirt ſeinem Untergang entgegen und theilt ſomit das Schickſal des deutſchen Elementes in der Czarenreſidenz.

Die letzten Stunden in der Residenz.

Nach einer mehrmonatlichen Eingewöhnung in den Petersburger Lebensglanz überrascht uns die Eleganz des Passagierzimmers der kaiserlichen Post nicht mehr. Der glänzende Tapetenschmuck erscheint uns eine Nothwendigkeit, die Bildnisse aller Glieder der kaiserlichen Familie und dazu gehöriger Minister in reichem Goldrahmen sind für uns reizlos geworden, nachdem wir den lebendigen Originalen öfters begegneten und in keinem halbweg offiziellen Lokale diesen stereotypen Kupfer- oder Stahlstichen entgehen konnten. Dicht daneben hängen aber auch die Portraits von Rossen allerlei Zucht, gleich als dürfe der Reisende nur die Race wählen, aus welcher er seinen Postzug zusammengesetzt wünscht. Dazu kommen sogar die Abbildungen aller möglichen Beförderungswerkzeuge der russischen Post in feinster farbiger Ausführung, so daß man glauben möchte, die Telega's, Pritschka's, Drotzschki's und alles andere stoßende, stockernde, schütternde Fuhrwerk dieser kaiserlichen An-

ſtalt gleite eben ſo flüchtig und glatt dahin, wie es die ruſſiſche Welt vom Staatsſchiff behauptet. Uebrigens läßt ſich in der That nicht läugnen, daß die Geſtalt und Einrichtung der nationalruſſiſchen Wagen immer etwas Schwunghaftes und Anmuthiges, Freies und Leichtes zeigt, was ſelbſt den eleganteſten Erzeugniſſen der raffinirten engliſchen und frankfurter Wagenbaukunſt mitunter abgeht. Die Kibitken, ſowie die verſchloſſenen Wagen, welche bei der Reiſe nach Sibirien auf kaiſerliche Koſten geſtellt werden, finden ſich freilich unter jenen Fuhrwerken nicht abgebildet. — Der wichtigſte Schmuck der Paſſagierſtube iſt jedoch das unermeßliche Verzeichniß von Poſtrouten und Fahrgelegenheiten, auf und mit denen man uns in ſtrengſter Pünktlichkeit und raſcheſter Eile augenblicklich nach jedem beliebigen kleinſten Punkte Europa's zu befördern — verſpricht. In zierlicher Perlſchrift, als ſei dies nur beiläufig und anmerkungsweiſe geſagt, ſteht unter jenem Verzeichniß eine Reihe von Poſtgeſetzen, welche auseinandergelegt einen der fünfzig Bände des Swod der Reichsgeſetze ziemlich bis zur Hälfte füllen würde. Ihr Geſammtergebniß iſt der einfache Satz, welcher hier jede unſerer Lebensbewegungen begleitet: Du mußt tauſendfache Plackereien durchmachen, ehe Du zum Ziele gelangſt; alſo auch hier, ehe Du Dich in den Poſtwagen ſetzen und einige Meilen weit wirklich unangehalten fortrollen darfſt.

Trotzdem ſteht in dieſen Poſtgeſetzen nichts davon, wie der Fremde und ebenſo der ruſſiſche Unterthan, ehe er ſeine Reiſe wirklich antreten darf, mindeſtens drei Wochen lang in St. Petersburg und ſo in jeder Stadt des Reiches von dem Augenblick an aufgehalten wird, wo er ſich um einen Paß bewarb. Obſchon auch dieſe geſetzlichen Beanſtandungen der Abreiſe nur gegen Denjenigen in Kraft treten, der ohne Protection iſt, ſo wagt doch Niemand ſich darüber zu beſchweren, eben weil ſie

po ukasu ſtattfinden. Aber um wirklich mit dieſem dreiwöchentlichen Aufenthalt wegzukommen, iſt man, wie bei allen Berührungen mit niedern Behörden, auch gewöhnlich noch zu einem außergeſetzlichen Aufwande von vielen blauen Zetteln gezwungen, während rechtlicher Weiſe nur die unbedeutenden Gebühren für dreimalige Einrückung unſeres Namens in die Gouvernementszeitung und 60 Kopeken (1 Gulden) für Ausfertigung des Paſſes zu erlegen ſind.

Wer ſich in der Paſſagierſtube befindet, muß dies Alles natürlich überwunden haben. Ihm ſtehen, falls er mit eignem Wagen reiſt, nur noch die Beutelſchneidereien der Stationspoſthalter bei der Forderung von Pferden bevor. Vor dieſen ſchützt ihn aber auch keine Podoroſchna, falls er nicht eine Uniform trägt, in unmittelbarem offiziellen Auftrage reiſt oder falls nicht jener Beſtellzettel von einem oberſten Lenker der Staatsgewalt mit eigner Hand unterſchrieben iſt. Indeſſen läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer Uebelſtand, wie das ganze Poſtweſen, neuerdings ſich wenigſtens auf den Wegſtrecken verbeſſert hat, welche der Kaiſer und des Kaiſers Diener am häufigſten befahren. Die Poſteinrichtungen auf den eigentlichen „Kaiſerſtraßen" ſind ſogar vortrefflich. Dahin gehören aber die ſechs großen, zum größten Theil auch chauſſirten Wege, deren Anfangspunkte die beiden Hauptſtädte des Reiches, deren Endziele Narwa, Riga, Mitau und die preußiſche Grenze, ferner Warſchau, Woroneſch und Niſchny-Nowgorod. Auf dieſen Heerſtraßen verkehren ſogar regelmäßige Eil- und Kurierpoſten zur Beförderung von Perſonen ziemlich in derſelben Weiſe, wie allenthalben im nichtruſſiſchen Europa. Doch iſt die Aufnahme von Paſſagieren nicht unbeſchränkt, auch werden keine Beiwagen gegeben und darum können, wie in Frankreich, neben ihnen auch noch Privateilfuhren mit Poſtpferden, ſelbſt bei

höherer Fahrtaxe als die kaiserlichen Kurierposten, für die Unternehmer eine reichliche Rente bringen.

Die Kurierpost zwischen Petersburg und Warschau, womit außer dem Kondukteur je zwei Passagiere befördert werden, fährt wöchentlich zweimal und angeblich Punkt sechs Uhr des Abends von beiden Endpunkten ab. So wenigstens heißt es im Postenverzeichniß und im Kalender der Akademie der Wissenschaften. Allein eine ungeheure Kluft gähnt ja in Rußland überall zwischen Wort und That, zwischen Versprechen und Erfüllung. Die Petersburg-Warschauer Kurierpost befördert nun leider auch einen bedeutenden Theil der amtlichen Schriften, welche in immer großen Massen von der Czarenresidenz nach der Hauptstadt des zernichteten Königreichs laufen. Dies ändert den Postabgang wesentlich. Denn natürlich können die Herrn Tschinowniks die Abfertigung ihrer Depeschen nicht deshalb beschleunigen, weil die Post eine Stunde früher abfahren soll, als der Bureauschluß festgesetzt ist. Während also die Postbeamten den Reisenden fortwährend ermahnen, sich jeden Augenblick zum Einsteigen bereit zu halten, während er selbst keine seiner Reisehüllen in dem heißen Zimmer ablegen darf, während er auch fortwährend sein Gepäck überwachen muß, damit es von den keineswegs allzuschriftkundigen Packern nicht etwa in einen andern Postwagen geschleudert werde und dennoch Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt, kommen von den verschiedensten Kanzleien die dienenden Unteroffiziere mit dem Befehle, die Warschauer Post dürfe nicht eher abgehen, als bis diese oder jene kaiserliche Behörde ihre Depeschen eingesendet habe. Und obschon sie deren Ankunft us minutje (in einer Minute) verheißen, so kommt es doch selten vor der siebenten Stunde zur Abfahrt. — Wie bei diesem, so geht es bei fast allen Postabgängen. In jeder Stadt, welche den Anfangspunkt eines weitern Postkurses bildet,

dieſelbe Verzögerung. Dem Kondukteur bleibt es überlaſſen, an Zeit wieder einzubringen, was die Tſchinowniks davon bequem verſchwendeten; und er raubt es dem Reiſenden unterwegs an den geſetzlich bereits ſehr knapp zugeſtandenen Raſtſtunden, da ihm ſelber die härteſte Strafe bevorſteht, falls er nicht zur beſtimmten Minute auf den Hauptpoſtſtationen eintrifft und keine elementariſche Urſache der Verzögerung nachweiſen kann.

Solche Klagen erſcheinen kleinlich. Allein man kämpfe ſich nur durch den hochgeſchwellten Strom aller Beſchwerniſſe, welche einer Abreiſe in Rußland vorhergehen und man wird es empfinden, wie unter den hieſigen Verhältniß vorzüglich dem Ausländer, welcher dem nichtruſſiſchen Europa wieder zuſtrebt, jede Minute des gezwungenen Aufenthaltes gleich einem unermeßlichen Zeitraume wiegt. Denn jenes unaufhörliche unbeſtimmte Bangen, welches uns immer enger umſtrickt, je länger wir auf dieſem unſichern Boden verweilen, laſtet jetzt mit Centnerlaſten auf unſerer Bruſt. Bisher biſt Du durch glücklichen Zufall noch jeder feindlichen Berührung mit den Behörden entgangen, die Rechtloſigkeit der hieſigen Rechtszuſtände hat Dich noch nicht getroffen, Du haſt die Geltungsloſigkeit der bürgerlichen Sicherheit im Gegenüber zu einer fragloſen Beamtenwillkühr oder zu der Laune eines perſönlichen Feindes noch nicht empfunden; Du haſt Deine Gedanken, Anſichten und Beobachtung vorſichtig in Dein Innerſtes verſchloſſen; Du biſt Dir nicht des geringſten Fehls gegen die Geſetze, auch nicht des kleinſten Verſtoßes gegen die beſtehenden Formen bewußt — und dennoch haſt Du kein kleinſtes Recht zu einem Sicherheitsgefühl. Indem Du eben den Fuß heben willſt, um den Wagen zu beſteigen, kannſt Du plötzlich feſtgenommen und eingeſperrt werden, bleibſt monatelang ungefragt im Gefängniß, wirſt ſpäter von Verhör zu Verhör geſchleppt und haſt

endlich, wenn Alles ſehr glücklich abläuft, nur die trockne Entſchuldigungsphraſe zu gewarten: man habe ſich in der Perſon geirrt, Dich aus Verſehen feſtgenommen; Du ſeieſt nunmehr vollkommen frei und man bedaure nur, daß Du nicht abreiſen dürfeſt, bevor Du ſo und ſo viele Rubel Gerichtskoſten erlegt habeſt. Oder auch, Du ſollſt binnen vier und zwanzig Stunden die Reiſe nach dem Ausland antreten und in der vom Zwangspaſſe bezeichneten Zeit, auf dem von ihm anbefohlnen Wege das Reich verlaſſen. — Dies ſind nicht etwa Bilder einer aufgeregten Phantaſie; nein, es ſind einfache, trockne Erinnerungen an die Erzählungen von einer Menge ähnlicher Fälle, welche uns während unſeres ruſſiſchen Lebens zu Ohren kamen oder wohl gar unſerem Blicke vorübergingen. Wer mag ſich da der Vergleichung des ganzen ruſſiſchen Staatsorganismus mit jener Menſchenpyramide enthalten, welche die indiſchen Götzenbilder ſo oft verſinnbildlichen? Zu unterſt liegen die Parias zuſammengeſchichtet, wehrlos gekrümmt unter der Laſt auf ihren Leibern herumtretender Mandarinen und Prieſter, während das Gewürm des Bodens giftig und gierig von allen Seiten heranzüngelt — das Volk, der Menſch unter den Füßen der Tſchinowniks. Die Mandarinen und Prieſter aber tragen wieder auf ihren Nacken eine eherne Geſtalt, wonach ſie bangend die Blicke hinaufſchicken, während dieſe theilnahmlos über den Menſchenmaſſen emporragt, auf denen ſie fußt — der czariſche Abſolutismus.

Endlich ſchmettert in ſolche herbe Gedankenreihen das Signal zur Abfahrt herein!

Und dennoch ſcheint es, der Abſchied werde uns ſchwer? — Stehen ja doch immerhin Einige um uns, welche den Fremdling nicht nur mit jener äußerlich wohlthuenden Gaſtfreiheit des Oſtens aufnahmen und dieſer nicht nur durch Mittagsmahle, Abendgeſellſchaften oder Theater-

logen genügten, ſondern uns einen Blick in ihr Herz vergönnten und einen Platz in ihrem ſtillſten Zimmer. Da hat es nur der blaue Rauch des ſyriſchen Tabaks vernommen, wie ſie von drinnen erzählten, bald dies, bald jenes, immer neue Klagen und nur mitunter ein ſchüchternes Lob des materiellen Lebens. Da haben ſie die goldgewirkte Decke mit den demantblitzernden Verzierungen vom Petersburger Leben abgehoben, um uns hineinblicken zu laſſen in das anwidernde Gewühl eines durch und durch entwürdigenden Organismus. Da tauſchten ſie ihre Kunden gegen die Mittheilungen von draußen ein. Da lehrten ſie uns, wie klein und unbedeutend auch die härteſten Anklagen nichtruſſiſcher Zuſtände im Vergleiche mit dieſen ſind. Und nun blicken ſie nicht bloß deshalb traurig, daß der neugewonnene Freund ſcheidet, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen ſcheidet — ſondern auch beneidenden Blickes ſchauen ſie ihm nach, wie er wieder hinausfährt in glücklichere Verhältniſſe, von denen ſelbſt nur Aehnliches ihnen in unerreichbarer Ferne zurückbleibt, ja deren unmittelbare Anſchauung der argwöhniſche Staat ſelbſt dem Kranken bloß auf beſtimmte, kurze Zeit, dem Geſunden ſogar nur gegen ſchwere Geldſummen, gleichſam gegen Strafgelder geſtattet. — Tief, wie in Sibiriens Bergſchachten, liegen den Zurückbleibenden dieſe Gedanken, Klagen und Wünſche freilich in der Seele verborgen; denn möchten ſie emportauchen, ſo wäre der Leib in dringender Gefahr in jene ſibiriſchen Gräber hinabgeſtoßen zu werden. Doch ſchweigen auch die Lippen: das Auge iſt ein ungehorſam Ding, nur dem noch rebelliſcheren Herzen unterthan. Von den Thränen, die hervorquellen, kann aber ſelbſt die Scheidekunſt der geheimſten Polizei nicht die verſchiedenen Elementaratome beſtimmen; ihr ſpürender Scharfſinn vermag nur das Wort und die Schrift zu zerlegen oder beide zu verderblichen Giften zuſammenzukochen. Ein feuchtes Auge darf alſo dem Fort-

ziehenden nachblicken. Doch selbst untereinander nennen die Freunde diese Thräne nur eine Abschiedsthräne, ob es auch jeder im tiefverschwiegenen Herzen weiß, daß er noch um etwas Anderes, Höheres, Wichtigeres weint. — Die Doppelschildwachen am Thore schreiten aber waffenklirrend auf und ab; ein uniformirter Diener läuft mit den Namen der Abgereisten nach dem Polizeiamt, dieses meldet weiter zur Oberpolizeibehörde, von da geht die Anzeige an das Ministerium Orloff und Kleinmichel, endlich findet sie Ruhe in der zweiten Abtheilung des eignen Kabinets seiner Majestät des Kaisers aller Reussen, Nikolaus I. Pawlowitsch.

Durch Polen.

1844.

Von der Residenz bis zum Königreich.

Kalt und finster war die Nacht, Schnee mit Regen gemischt die letzte Gabe, welche Petersburg den Davoneilenden in den Wagen warf. Im Wosnosenskyprospekt flackerten die Gasflammen hinter ihren Scheiben zum Verlöschen bereit; auf den Trottoirs meistens nur die tiefen Schatten eilender Regenschirme, daneben manchmal ein wallender Federbusch, oft auch das bunte Hemd des Arbeiters, an den Ecken der einmündenden Straßen stehen und liegen die Iswoschtschiks um ihre Droschken, während die Branntweinflasche fleißig kreis't, damit die äußere Naßkälte minder fühlbar werde; rechts und links fliegen auch allerlei Wagen vorbei. Das Leben ist ungewöhnlich lebhaft, die Zeit des Arbeitsschlusses ist eben vorüber und die Menschen eilen zur Ruhe oder zur Lust. Unser Wagen aber rasselt zur Wanderarbeit über die Brücken der Kanäle, aus dem Bereiche der Gaslaternen, welche durch trübe Oellämpchen ersetzt werden, aus den Kreisen der fortlaufenden Häuserreihen, denen die bekannten Wüsteneien der äußern Umkreise der

Großen Seite folgen. Und endlich ist es tiefdunkel, todtenstill um uns, so daß die Halsglocken der Pferde und ihr klappernder Hufschlag auf den Pflasterandeutungen ganz allein herrschen, bis endlich wieder zwei helle Laternen vor uns aufleuchten. Das ist die Sastawa (Schlagbaum), an welcher der Kondukteur die Namen der Abreisenden abgiebt, damit auch von hier aus eine Bescheinigung ihrer wirklichen Abfahrt zur Polizei gelange.

Endlich liegt Alles hinter uns, was den offiziellen Namen St. Petersburg trägt, und vor uns aus dem nahen Düster sich in immere dunklere Fernen verlierend, beginnt eine weitgedehnte, ununterbrochene Fläche. Kein Lichtschein, keine Menschenstimmen, kein Hundegebell ringsum in dem öden Schweigen. Von Zeit zu Zeit taucht nur ein Werstpfahl, ein Steinhaufen, ein vereinzelter Baum im vorüberfliegenden Scheine der Wagenlaternen auf. So abgeschlossen und beziehungslos liegt die Kaiserstadt am finnischen Meerbusen.

Denn selbst am Tage ist die Smolenskische Heerstraße nicht eben viel lebhafter bevölkert. — Gatschina, das einzige Petersburger Zubehör, woran sie vorbeiführt, hat seine Hofgunst verloren. Alte verschollene Geschichten vom herzoglich kurischen Oberkammerherrn der Czarewna Anna träumen in den abgestumpften Thürmen des burgähnlichen Baues. Das prächtige Mittelgebäude mit seinen marmornen Säulengängen, aus denen die Büsten römischer Cäsaren hervorblicken, mahnt an Gregor Orlow's zwölfjährige Herrschaft über Katharina's Herz und Reich, welche er vom entthronten Polenkönig Poniatowsky erbte, um sie gezwungen an Potemkin abzutreten. Das Theater, die Kirche, die Marställe stehen verödet; schweigend dehnen sich die prachtvollen Gärten, von der Ischora durchrauscht; verlassen liegt der See mit seiner „Liebesinsel," und jener weithinschauende Obelisk auf

einem Hügel am Ende der Anlagen bezeichnet das Ziel der täglichen Spaziergänge des Großfürsten Paul in seiner Verbannung vom Hoflager der thronräuberischen Mutter. Vom Augenblicke seiner Geburt an vom eignen Vater als Bastard zurückgestoßen, von der eignen Mutter verabscheut, durch fünf und dreißig Jahre systematisch geknechtet und unterdrückt, gedemüthigt von Katharina's Günstlingen, bedeutungslos und oft des Nöthigen entbehrend, selbst seiner Kinder beraubt, mußte sich in Paul jene wirre und wilde Gemüthsart zu furchtbarer Höhe entwickeln, welche ihm sobald das Schicksal seines Vaters bereitete. Das Schloß Gätschina war die Wiege dieses Charakters. Wahrlich, es ist, als laste von daher noch heut ein Fluch auf dessen Mauern und Namen. Selbst das Städtchen, welches Paul am Fuß des Schlosses erbaute, vermag nicht aufzukommen; ein Paar kaiserliche Fabriken nebst ein Paar hier garnisonirenden Regimentern sind die täuschenden Hüllen seiner innerlichen Lebensunfähigkeit. Man erhält die Häuser und Straßen reingefegt und wohlgetüncht, damit das kaiserliche Auge kein Aergerniß daran nehme, wenn ja einmal ein Ausflug nach den verlassenen Sälen des Schlosses beliebt würde. Aber eigentlich ist doch sein wahrer Charakter jenes Dunkel und jene Oede, wie sie damals herrschten, als die Petersburg-Warschauer Post hindurch und hinaus eilte in den nächtigen Schneesturm.

Die Nacht blieb so finster und der Regen mit Schneeflocken so dicht gemischt, daß auch das heftigste Wehen des über die Fläche herbrausenden Windes dem endlich erwachenden Morgenlichte keine Bahn zu brechen vermochte. Noch weit hinein in den traurigen Herbsttag währte die Dämmerung; wirklicher Tag ward erst, da Luga am Luga-

fluſſe bereits vor Augen lag. Aber welch troſtloſer Anblick! Rückwärts weite Flächen, deren Horizont in graulichblauen Schwarzholzſtrichen verſinkt, rechtshin und linkshin ein welliges Land mit ſchwärzlichem Geſtrüpp kümmerlich beſetzt, mit ſumpfigen Feldern und armſeligen Grasflächen weithin belegt. Da und dort iſt ein trübes, ſchlammfarbiges Waſſer in den Vertiefungen vom Regen aufgeſammelt, ſtrichweis blieb auch wohl noch ein Wenig von dem Waſſerſchnee der verfloſſnen Nacht übrig, die begegnenden Menſchen ſind zerlumpt, wie aus dem Schlamm hervorgezogen, und von markloſem Körperbau. Vorwärts ein häßlicher kleiner Ort, mit ſeinen zerfallenden Hütten und einer jammervollen Kirche in trauriger Unordnung hineingeworfen in eine Hügelgruppe und von Schmutzfluthen durchſtrömt. Selbſt die kuriſchen Judenflecken erſcheinen im Vergleiche zu Luga wie ſtädtiſche Ariſtokraten. Und hinter der Stadt beginnt wieder der vorige Landſchaftscharakter: Wald in der Mittelferne auf allen Seiten, Waſſer in weitgebreiteten Tümpeln auf den Feldern, dann baumloſes Hügelland und endlich von Neuem der Wald. Aus dem aufgeweichten Erdreich tauchen dazu bald ferner, bald näher verhungerte und verfaulte Dörfer auf, und als einzige Unterbrechung der ertödtenden Gleichförmigkeit des Schmutzes und Jammers ſtreckt ſich von Zeit zu Zeit auf einer Hügelſpitze in der nächſten Nachbarſchaft des Weges die Stange der Telegraphen in die Nebelluft. Jedoch auch dieſe Telegraphen, welche uns nunmehr bis Warſchau nicht wieder verlaſſen, ſind in erſchreckender Eintönigkeit aufgeführt. Damit iſt nicht der Mechanismus zu ihrer Hieroglyphenſprache gemeint, deſſen Organe drei verſchiedenartig ſtellbare Querſtangen auf einem ſenkrechten Balken bilden; denn ſie bedingen durch ihre fortwährende Bewegung die einzige Abwechslung in jenem ertödtendem Einerlei. Aber alles Zubehör dieſer Zeichenſprache wiederholt ſich in derſelben Form, Größe

und Farbe bei jeder der mehr als hundert Anstalten dieser anderthalbhundert Meilen langen Linie. An den Telegraphenthurm lehnt sich auf dem stets rasirten Gipfel einer Anhöhe ein vier Fenster breites, einstockiges Haus mit grellgelben Wänden, auf denen ein rothes Ziegeldach reitet. Davor liegt ein so und soviel Quadratfuß haltendes eingezäuntes Erdstück, welches Garten genannt wird; zur Rechten aber und am Abfall des Hügels, genau sechszig Schritte vom Thurme entfernt, steht eine gelbangestrichene Brunnenhütte mit rothem Ziegeldach. Ja, diese Gleichartigkeit ist so unabänderlich, daß solche Brunnen selbst da errichtet werden, wo gar kein Wasser vorhanden ist, sondern nachweislich erst von jenseits der Straße und oft werfteweit herangeschleppt werden muß. Aber po ukasu darf der erste Telegraph bei Petersburg — die des Winterpalastes und der Lustschlösser ausgenommen — nicht in der geringsten Kleinigkeit vom letzten vor Warschau unterschieden sein; und keinem seiner Brüder ist erlaubt, sich in seiner Aeußerlichkeit irgendwie den natürlichen Bedingnissen seines Standpunktes anzupassen. Diese selbe Uniform wiederholt sich auch bei den Poststationen, bei den Werstpfählen, Brustwehren, Wegweisern, ist das Wahrzeichen der ganzen kaiserlich russischen lebendigen und leblosen Welt vom 16° bis 62° östlicher Länge und vom 40° bis 70° nördlicher Breite — ja vielleicht selbst auf der Inselgruppe von Nowaja-Semlja und auf dem Archipel von Spitzbergen, welche außerhalb dieser Grade gelegen sind. Wer möchte aber vollends auf dieser Straße wagen, eine Abweichung vor das Auge des Kaisers zu bringen, auf dieser Straße, welche er so häufig und immer in ungnädiger Stimmung bereist?

Wahrlich, für das brennende Bedürfniß nach irgendwelcher Abwechslung wird es bereits eine Wohlthat, wenn nur ein träger Fluß schläfrig seine trüben Wasser zwischen kothigen Ufern hinwälzt, oder

wenn er vollends in ausschweifender Veränderungssucht einer Reihe buschiger Weiden das Leben gab. Die Welikaja und Utraja mochten damals vielleicht eben auch nur in verzweifelten Ueberdruß am Einerlei die Brücken weggerissen haben, welche faul und gelangweilt auf schwanken Balken über ihre Flächen gelegt gewesen waren. Denn es scheinen die Flüsse dieses Landes mit ihren unzähligen Krümmungen, womit sie nach einem kurzen Fortschritt gen Norden sich immer wieder süd- und westwärts zurückwenden, nur nach einem Erdflecken umherzusuchen, welcher des Bewässerns werther wäre, als die durchflossenen. Aber umsonst. Es ist ihnen eben so unmöglich eine Oase der Abwechslung aufzufinden, wie zu erschaffen. Städte, Dörfer, Menschen, Vieh und Feld — Alles verkümmert im Schmutz, versinkt im Schlamm, erstirbt am Mangel jeglicher Veränderung. Darum ist's wahrhaft erquickend, wenn nach solchen Reisetagen endlich die Nacht wieder herunterssinkt und alle Umgebungen in Dunkel hüllt. Das vom Ausspähen ermattete Auge darf sich nun schließen; und aus den undeutlichen Umrissen im Düster, aus den schimmernden Punkten im Dunkel, aus Wolken, Nebeln und Nachtschatten darf die halbträumende Einbildungskraft phantastische Gebilde erschaffen. Obschon auch dies nur in kurzen Zeiträumen; denn jede Poststation sorgt dafür, daß uns die Eintönigkeit wieder zur vollendeten Wahrheit werde. So bemächtigt sich des Reisenden unabwehrbar eine völlige Theilnahmlosigkeit; im Halbschlummer fährt er, im Halbschlummer blickt er auf die Begegnungen, halbschlummernd gelangt er in das entsetzend schmutzige Ostrow, wo die Trennung und der Zusammenstoß verschiedener Postrouten einen mehrstündigen Aufenthalt bedingt. Selbst die volle Lebensgefahr, mit welcher man noch in tiefer Nacht über drei brückenlose Arme der wildfluthenden Utraja und Welikaja setzen mußte, hatte ihren Reiz und Schrecken verloren;

einem Seekranken an Willenlosigkeit und Gleichgültigkeit ähnlich, geht man durch sie hindurch. Und der folgende Morgen bringt von Neuem die alte Einförmigkeit.

Mit dem Flecken Wuischgorod beginnt das witepsk'sche Gouvernement. Hier wie im durchfahrenen pskow'schen (pleskow'schen) dieselben schwarzen Waldstreifen, dieselben elenden Dörfer, dieselben verkümmerten Menschen, dasselbe schwachgliedrige Vieh, derselbe Schlamm und Koth, aus welchem Alles seine elende Nahrung schöpft. Bald werden auch der Dörfer und Meiereien noch weniger als vorher; die ziegelgedeckten, langgestreckten Häuser der Gutsherrn verschwinden beinah und an ihre Stelle treten dafür immer häufiger jammervoll baufällige, anekelnd schmutzige Branntweinschenken. Ihre Wirthe sind nunmehr ausschließlich die Juden, welche mit schreckenerregender Zudringlichkeit den vom grauenden Morgen bis zur Mitternacht zahlreich versammelten Gästen immer neue Massen des Branntwein geheißenen Vitriolwassers aufnöthigen und solchergestalt die Ernte des künftigen Jahres, das noch ungeborne Kalb, das Küchlein des noch unbebrüteten Eies im Voraus an Zahlungsstatt erraffen. —

Ueberhaupt erblickt man von jetzt an fast nur mehr den jüdischen Talar, vernimmt man fast nur mehr das polnische Judendeutsch, jene dicht am Rothwälsch vorbeistreifende Sprache, welche vom eigentlichen Deutsch nichts als den Wortklang beibehielt, während sich jede ursprüngliche Wortbedeutung veränderte. Alles Land, aller Verkehr und jede lohnende Arbeit ist in der Hand der Hebräer; wer aber christlichen Blutes — er sei Herr oder Knecht — steht thatsächlich unter ihrer Herrschaft. Dies wissen sie recht wohl, so knechtisch sie sich auch vor Jedem beugen, der einen halbweg ordentlichen Rock am Leibe trägt, mit so willfähriger Unterthänigkeit sie auch jedem Auftrag eines Freien

zu Dienſten ſtehen, ſo geſchmeidig ſie ſelbſt dem leibeignen Bauern zu Fug und Willen ſind. Im fürſtlich gezierten Schloß des Woiwoden, im kleinen Hauſe des Städters, in der zerfallenden Hütte des Eigenhörigen walten und ſchalten ſie, die Heerſtraße beleben ihre jammervollen Fuhrwerke, auf den Nebenwegen erkennt man die kniebrüchigen Wanderer. Denn die Woiwodenpracht wird von jüdiſchen Kapitalen erhalten — bis es dem Hebräer gefällt, ſie vom toll wirthſchaftenden Herrn zurückzufordern; der Handwerker bearbeitet mit Werkzeugen, zu deren Ankauf aus jüdiſcher Hand der jüdiſche Mäkler das Geld vorſchoß, Stoffe, die ihm der jüdiſche Händler auf Borg überließ; der leibeigne Bauer trinkt, ißt, lebt vom Darlehen des Juden, um dieſe Speiſe, dieſen Trunk, dieſes Leben mit einer Ernte zu bezahlen, deren Ertrag den Schuldbetrag dreifach decken würde, wenn nicht die Zinſen des Vorſchuſſes ihr Ergebniß doppelt überſtiegen. So gehört jenen bettleriſch zerlumpt einherſchreitenden Hebräern Alles, was der Umblick des Auges erfaßt: das Vieh auf der Weide, das Wild im Walde, die Saat des Feldes, die Stämme des Forſtes, der Fiſch im Waſſer, der Stein im Steinbruch — Alles, Alles iſt ihnen verpfändet. Es iſt gar kein Vergleich zwiſchen der Abhängigkeit des Volkes in Kurland von den dortigen Hebräern mit der Angehörigkeit der ganzen Menſchenwelt Litthauens an ſie. Ja, die Einzelheiten dieſer Umklammerung des ganzen Lebens durch jüdiſche Zähigkeit, Schmiegſamkeit, Zudringlichkeit, Geſchäftmacherei und Schlauheit zu ſchildern iſt beinah unmöglich. Darum dulden die hieſigen Hebräer die ärgſte Bedrückung, die furchtbarſte Härte von Seiten Rußlands — wenn ſie nur im Lande bleiben können. Selbſt Polen, das eigentliche echte Polen, leidet nicht in dem Grade von ihnen, wie Litthauen. Das Volk iſt dort nicht in gleichem Grade ſittlich und körperlich erſchlafft, wie hier; es kennt andere Genüſſe als Eſſen, Trinken

Faullenzen und Betteln. Und vor Allem: es iſt nicht mehr leibeigen. — Von dieſen Litthauern möchte man dagegen beinah glauben, ſie ſeien ſich ſolcher vollkommenen Zerweichung und Verſchlemmung ihres ganzen Weſens bewußt, und wagten es darum ſo ſelten, ſich nur zu zeigen. Denn in der That muß es den Reiſenden eigenthümlich berühren, wenn er tagelang auf der Hauptſtraße eines national ſtreng abgeſchiedenen Landes dahinfährt und doch ſo ſelten die Nationaltracht ſeinem Auge vorübergehen ſieht; wenn ſie aber, dann von Oben bis Unten zum Erbarmen abgeriſſen und Menſchen umhüllend, aus deren jedem Geſichtszug und jeder Bewegung Hunger und Trunkſucht, Trugſinn und Faulheit, die vollſte Eingewöhnung in den Schlamm des Lebens, ſich offenbart, wahrlich, man könnte, wie gegen die Leiden des Volkes verhärtet, ſo gegen das moskowitiſche Unglück gleichgültig werden, welches ſich nunmehr in zermalmenden Wetterſchlägen gegen die Hebräer herabſtürzt, herabſtürzt gegen ſie, nachdem Rußland weder die chriſtlichen Unterthanen dieſer Lande zu beſſern Kulturzuſtänden hinleitete, noch den Hebräern die Möglichkeit gab, ſich auf ehrenhafterem Wege denn bisher eine Exiſtenz zu ſichern.

Wer die hieſigen Landesverhältniſſe nicht kennt, mag auch von Wuiſchgorod weit herein in das Witepsk'ſche Gouvernement reiſen und wohl bis Retſchiza herabfahren, ehe er irgend eine Veränderung dieſer Verhältniſſe bemerkt, bis ihm endlich die bekannte Lettentracht in's Auge fällt. Hier nämlich betreten wir Polniſch-Livland, jenen Theil Litthauens, welcher vorzugsweiſe von Letten bevölkert iſt, ja wo ſich ſogar — ſüdwärts von der Straße, in der Gegend von Ljutzin — ein eſthniſcher Stamm erhielt und die Juden mehr als bisher auf die Flecken und Städte zuſammengedrängt ſind. Aber dieſe Letten ſind noch heut leibeigen: dies Loos theilen ſie gemeinſchaftlich mit den Litthauern. Und

von den Russen erlernten sie in Dörfern zusammenzuwohnen, in Dörfern, welche das jammervolle Aussehen der litthauischen vollkommen theilen und sich nur darin unterscheiden, daß jetzt nicht mehr nur katholische Kirchen über das Hüttenelend emporsteigen, sondern bereits häufig griechische Kuppeln den Sieg des Moskowiterthums über das vorrussische Christenthum bezeugen. Zu dem unberechtigten jüdischen tritt hier das berechtigte slavische Herrschaftselement. Nur wenige deutsche Gutsherrn, noch weniger deutsche oder auch lettische Ortsnamen vernimmt man in diesen Kreisen. Polnischen und litthauischen Adeligen gehörte der Grund und Boden seit langer Zeit und seit 1772 traten dazu die Russen. Diese drei Stämme bilden denn auch neben den Juden die Aristokratie der elenden Städte und Flecken; das ganze Land aber mit seinem vorherrschenden Morastboden, mit seiner Unzahl träger Bäche und Flüsse, mit seinen vielen hundert Seen und stehenden Gewässern, mit seinen ewigen Nebeln und seinen alljährlichen, meilenweiten Ueberschwemmungen — es erscheint recht eigentlich, wie die Allegorie des Russismus, welcher aus unscheinbaren Anfängen beginnend sich unmerklich weiter ausdehnt und genährt wird von immer neu zuströmenden Quellen. Die Telegraphen aber sind die Signalzeichen seiner Operationen, die Juden seine mächtigsten Bündner, indem sie das Volk in die unermeßlichste Noth des materiellen Lebens versenken, aus welcher der verzweifelnde Sklave keinen andern Rettungsweg findet, als die Anheimgabe seiner Lebensgewohnheiten an russisches Wesen und seines Glaubens an die rechtgläubige Kirche. Lauter als das zaghafte Geläute der katholischen und evangelischen Kapellen schallt dazu das unheilige Geklingel der fünfkuppeligen Kirchen. Dichter als sonstwo drängen sich bereits im südöstlichen Theile russische Kolonien zusammen und sogar einen Bezirk ackerbauender Soldaten giebt es hier beim Flecken

Uszwalda zwiſchen Kraslaw und Dünaburg, an den Ufern der Düna *).

Mitten in dieſe Landſchaft unzweifelhaften Beſitzes baute dennoch die ruſſiſche Vorſicht ſeine Feſtung Dünaburg gegen etwaige Möglichkeiten, und einen Theil ihrer Wälle warf ſie über die Düna nach Kurland hinüber. Schon ſpät am Abend machte dort die Kurierpoſt einen mehrſtündigen Aufenthalt. Da fand ſich ein buntgemiſchtes Leben in und um den Gaſthof, gleich als wolle der Zufall vor dem Vorüberziehenden ein charakteriſtiſch Bild der hier zuſammenſtoßenden Nationalitäten, ihres Verhältniſſes gegeneinander und ihrer Stellung zum Herrſcherſtaat aufrollen. Der Herr des Hauſes, und mit ſtolzer Herablaſſung auch Verpfleger ſeiner Gäſte, war ein polniſcher Szlachtiz mit wohlgepflegtem Schnurrbart. Dienſtboten lettiſchen Stammes gingen ab und zu. Ein jüdiſcher Fitzelkrämer ſchacherte an allen Tiſchen der von dickem Rauch erfüllten Trinkſtube. Den Haupttiſch beſetzte eine Gruppe oberländiſcher Männer, gemiſcht mit litthauiſchen Edelherrn, und aus ihrem ziemlich laut geführten Geſpräch hörte man unverhüllte Klagen über neue Eingriffe der ruſſiſchen Macht in die Rechte des Adels, harten Tadel des damals neuen Ukaſes, welcher die „Ausreiſe“ noch mehr erſchwerte, denn früher. Nicht fern von ihnen ſtießen ein Paar ruſſiſche Offiziere ſchweigend den Rauch ihrer Stambulka's von ſich,

*) Polniſch-Livland, offiziell nicht vom Witepsk'ſchen Gouvernement abgeſondert, umfaßt den von Letten vorzugsweiſe bewohnten, ungefähr 280 Quadratmeilen haltenden Theil dieſes Gouvernements, welcher öſtlich vom Diſſa'ſchen und Sebeſch'ſchen Kreiſe, weſtlich vom ſüdlichen Livland, ſüdlich durch die Düna vom kuriſchen Oberland, nördlich vom Oſtrow'ſchen Kreiſe eingegränzt wird. Es war früher bald im Beſitze der baltiſchen Ritterſtaaten, bald unter der Herrſchaft der Kirche, kam bald an Polen oder Rußland oder Schweden, wurde dann im Oliviſchen Frieden (1660) Polen zugeſtanden und bei deſſen erſter Theilung dem Witepsk'ſchen Gouvernement einverleibt.

tranken ſchweigend die immer neu gefüllten Branntweingläſer leer, blickten ſchweigend von Zeit zu Zeit auf die lauten Edelleute, deren jedoch keiner nur einen beachtenden Blick zu ihnen hinüberſandte. Und vom Vorhauſe klang der Geſang eines litthauiſchen Bettlers in die Pauſen des Zimmerlärmens mit mißtönender Stimme, in todtrauriger Weiſe herein ..... Da raſſelte plötzlich der ruſſiſche Zapfenſtreich an den Fenſtern vorüber und der Jude floh, wie blitzgetroffen, aus dem Gemach, die Offiziere erhoben ſich eilig zum Gehen, die Edelherrn verließen ſpornklirrend das Gemach, der Geſang des litthauiſchen Bettlers verſtummte. —

Todtenſtill lag auch die ganze Stadt in ihre Feſtungsmauern eingehüllt, als ſpäter der Poſtwagen durch ihre Straßen polterte. Vorſichtig, zaghaft, langſam kroch nachher das ruſſiſche Gefährt über die breite Dünabrücke, als fürchte es ſich vor einem plötzlich auffluthenden Grimm des in ſchlaftrunkenem Rauſchen darunter hinwegdrängenden Fluſſes; und zu ſauſendem Galopp peitſchte dann wieder der Kutſcher die Roſſe, nachdem ſie das jenſeitige Hügelland betreten, als habe der ruſſiſche Kurier mit ſeinen offiziellen Depeſchen kein Recht und keine Sicherheit auf dieſem von deutſchem, litthauiſchen und polniſchen Blute befruchteten Boden.

Der zwiſchen jagenden Wolken von Zeit zu Zeit hervorbrechende Mond beleuchtete bald eine bekannte Landſchaft: rechtshin den lautzen'ſchen Wald, dann Edelhof und Kirche von Lautzen dem Wege noch näher, nachher den brüggen'ſchen See. Brüggen, Demmen, Schönberg, Kummeln, Feldhof — lauter deutſche Namen — bleiben zur Linken, Aegypten und Kurzum ſind die letzten Begegnungen der Heerſtraße und kaum nach einer Viertelſtunde ſind wir wieder auf litthauiſchem

Gebiete, im Wilna'schen Gouvernement. Alle Umgebungen, das Land, die Menschen und ihre Wohnungen tragen wieder den bekannten Charakter; soweit das Auge blickt glitzern die Reste weitverbreiteter Ueberschwemmungen. So vergeht die Nacht, so verfließt der folgende Tag, dessen Abend die Grenze des ehemaligen Königreichs bringt.

Kowno ist der Grenzort. Eine breite Brücke liegt auf der Wilia, und wo diese in den Niemen fällt, liegt die Stadt. Hier setzten am 23. Juni 1812 drei Kähne mit Plänklern vom Großherzogthum Warschau über, hier lagerten sich hinter ihnen drei Brücken über den Strom, auf denen der napoleonische Romantiker Murat mit seinen drei Gardekorps den Krieg nach Rußland führte. Und jetzt war die Stadt so tief in schweigenden Schlummer versunken, als habe sie niemals eine Geschichte erlebt. Erst wenn man bereits wieder den Niemen passirt und unzweifelhaft polnische Erde betreten hat, erkennt man im dämmernden Mondschein auf mäßigen Anhöhen neu aufgethürmte Befestigungen, zu deren Vollendung seltsamer Weise die Quadern und Stämme vom verunglückten Ostseehafen Windau hierher zurückgeführt werden. Wo ist nun Rußland der Wallschutz nöthiger? Hier oder dort? —

Zur weitern Erwägung dieser Frage bleibt jedoch dem Reisenden keine Zeit. Denn dicht am linken Dünaufer nimmt die polnische Grenzuntersuchung seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Beinah wie eine Kriegserklärung ist jedes Wort ihrer Gesetze gegen die Einführung russischer Erzeugnisse gerichtet, ja selbst die Zollsteuer vermag nur einer ganz geringen Menge — kaum genügend für den persönlichen Bedarf des Reisenden — gesetzlichen Eingang zu verschaffen, und für jedes Loth mehr droht unwiderruflich die Konfiskation. Aber trotz dieser Strenge des Gesetzes empfindet man bereits an der höflich gesitteten Weise, mit

welchem dieſe ärgerlichen Geſchäfte von den Beamten abgethan werden, daß nun das eigentliche Rußland hinter uns liegt. Auch ſtreckt ſich keine Zöllnerhand nach Beſtechungen aus. Doch ſogar den ruſſiſchen Kurierwagen verläßt man, um dafür einen bequemeren Sitz in einer polniſchen Diligence einzutauſchen, welche dann eilig durch einen Hohlweg der Uferhügel in das Land des europäiſchen Mitleidens hineintrabt.

Polnisches Land.

An den meilenweiten Sümpfen und eintönigen Holzwildnissen der Warren-, Karkhny-, Szalnicki-, Szlawanky- und Zuwintabrüche hatte die Nacht den Postzug vorbeigefördert, um vor Kalwary die Sonne freundlicher als an einem der bisherigen Reisetage aufgehen zu lassen. Freilich ist auch hier die Landschaft keineswegs schön; aber man erkennt doch aus deren wechselnderem Grün, man fühlt es an der milderen Luft, daß wir bereits manchen Grad westwärts und südwärts vom Ausgangspunkte unserer Fahrt entfernt sind. Der Herbst hat hier wirkliche Farben, bunte, lustige Farben, nicht nur jenes dumpfe Grau des kummervollen Absterbens für einen sieben Monate langen Winter. — Ach, und man wird ja auch so genügsam in diesen Anlanden des baltischen und finnischen Meeres, daß unser Auge bereits Landschaftsschönheiten zu erkennen glaubt, wenn sich nur einige Laubholzgruppen am langsam schleichenden Flusse dahinziehen, wenn sich nur einige Ausblicke

auf Waldpartien eröffnen, wenn nur hier und da ein weißes Haus aus den düsterfarbigen Dörfern hervorblinkt, wenn nur einige Büsche und Wiesen die niedrigen Hügel umkleiden. Freilich bleibt der Horizont auch am Szesuppefluſſe fort und fort vom unvermeidlichen Schwarzwald umgrenzt; aber dieſer Schwarzwald und ſeine Genoſſen, Haide und Wacholderbuſchwerk, beherrſchen doch nicht die ganze Umgebung, verdüſtern mit ihrem Schwarzgrün nicht die ganze Landſchaft. Freundliche Birken ſind vielmehr unſere treueſten Begleiter, und ihre ſilbernen Stämme leuchten mit heitern Lichtern aus dem Farbengemiſch ihres zum Wintertod feſtlich geſchmückten Laubwerks hinein.

Die erſte Stadt, welche nicht nur nach den offiziellen Ortsverzeichniſſen dieſe Benennung verdient, heißt Suwalky, ein licht und bequem gebauter Ort, freilich ohne den Luxus eines Straßenpflaſters und, wie ganz Polen, vollkommen in den Händen der Juden, Tſchinowniks und Koſaken.

Die Juden haben wir ſchon in Kurland und Litthauen erblickt und die unausweichliche Begegnung mit ihnen hat uns ſogar etwas an ſie gewöhnt. Wir haben überall ihre verderblichen Einflüſſe kennen gelernt; aber auch überall erkannt, wie ihre plötzliche Entfernung aus den Landſtrichen, in denen ſie einbürgerten, zunächſt unmöglich iſt, ſo lang die Leibeigenſchaft oder doch nur eine grundbeſitzloſe Bauernfreiheit herrſcht. Ja, wo ſich die jüdiſchen Verhältniſſe und die Zuſtände des Landvolkes beſſer herausſtellten, verſchwanden ſogar viele der durch die Hebräer herbeigeführten Uebelſtände. Sie blieben dort nicht nur ein nothwendiges Uebel, ſondern wurden zu anregenden und fördernden Elementen des induſtriellen Lebens. Dagegen erſcheint aber das Land von einer dreifachen Peſtbeule zermartert, wo zu den Juden, die Tſchi-

nowniks und Koſaken treten. Ein Bündniß ſcheinen aber hier im eigentlichen Czarthume Polen dieſe drei Menſchenracen geſchloſſen zu haben: nur ſie bevölkern die Städte, nur ſie überziehen das Flachland mit ihren Maſſen. Von einer polniſchen Einwohnerſchaft wird man kaum mehr gewahr, als von den urſprünglichen Einwohnern der durchreiſten litthauiſchen Landſtriche. Ihr könnt keine Stunde in einer Stadt verweilen, ohne von den offiziellen oder offiziell genannten Plackereien der Beamten betroffen zu werden; nicht das kleinſte Geſchäft des bürgerlichen Lebens iſt ohne Einmiſchung der Bureaukratie geſtattet; nicht die unbedeutendſte Angelegenheit iſt ohne geſetzliche und trügeriſch geforderte, ſtets ſchwere Gerichtskoſten zu erledigen. Sowie Ihr aus dem Wagen auf die Erde tretet, ſeid Ihr außerdem von der unabwehrbaren Zudringlichkeit der Juden beläſtigt; auf jedem Tritte folgen Euch davon Schaaren; wo Ihr eintretet, drängen ſie ſich entgegen. Verlangt um Geld von allen Dingen, welche ſich nur erdenken laſſen: und Ihr könnt ſie niemals anders, als durch jüdiſche Geſchäftmacher („Factoren") erlangen. Wenn aber endlich der Reiſende den Tſchinowniks und Juden entfloh, indem er ſich in den Wagen warf und die Roſſe eilends davonjagen ließ, ſo fährt er buchſtäblich keine Viertelſtunde lang im Flachlande dahin, ohne fern oder nah mit ſeinem Auge auf Koſaken zu ſtoßen. Auf der Heerſtraße ziehen dichte Pulks in träger Schlaffheit vorüber, in den Gräben und unter dem Birkengebüſch haben ſich faule Haufen hingeworfen, auf der Fläche erkennt man es wie wandelnde ſchwarze Punkte, aus dem Walde hervor bewegt es ſich wie ein grauſchwarzer Zug, am Moraſte taucht es auf, im Fluſſe ſchwimmt es heran — immer und immer ſind es Koſaken, Mitglieder dieſer unzählbaren hungernden und raubenden Banden. — Frühere Reiſende erzählen uns von polniſchen Wolfsheerden; dieſe ſind zerſprengt und bis auf

verhältnißmäßig wenige Ueberbleibsel ausgerottet. Aber für die vertausendfachte Nachkommenschaft dieser Massen, nur in der Körpergestalt verwandelt, möchte man die Kosaken erachten. Wer den Wolf, das häßlichste, frechste, gefräßigste und trotzdem feigste Raubthier Europa's kennt, kann sich des Vergleiches der Kosaken mit ihm nicht erwehren. Vorzüglich haben beide die Unersättlichkeit, Frechheit und Feigheit gemein. Nur beim gemeinsamen Raubzug — und auch dieser Trieb zur Gemeinschaftlichkeit ist in beiden gleich stark — wagt der Kosak einen ernsthaften Angriff auf den Stand haltenden Gegner; einzeln flieht er vor jeder Gegenwehr. Wie aber selbst ein Trupp von Wölfen nur durch den wüthendsten Hunger zum offnen Angriff getrieben wird, so geht der Kosak dem Gegner nur bei dringendster Nothwendigkeit auf geradem Weg entgegen. Wie die hundähnlichen Wölfe schlaffen Trabes paarweis durch die Felder gehen, die Beute bei rascher Verfolgung zwar im Stich lassend, aber doch im Hinterhalt lauernd, ob sie nicht später gefahrlos wieder zu erraffen sei — gerad so die Kosaken. Und wie der Wolf, wo just keine Gefahr droht, frech mitten aus dem Dorfe und mitten aus dem Hofe raubt — während die Nähe des Menschen selbst das muthigere Raubthier vermeidet —, ebenso raubt auch der Kosak mit empörender Frechheit, wo er den Raub nur im Angesicht von Greisen, Weibern und Kindern zu verüben braucht. — So sind die Blutsauger beschaffen, mit denen der Czarenbefehl das Land übersäet, da es in Todeszuckungen zu seinen Füßen liegt. — Zwischen ihre Reihen aber schlüpfen überall verhandelnd und einhandelnd, als Nachrichtbringer, Spürer und Botschaftsträger, als Marketender und Lieferanten, als Diebshehler und Menschenverkäufer, als feile Geschäftsmacher aller Art, die polnischen Juden mit ihren langen Kaftanen und hohen Pelz-

mützen, welche sie trotz des Ukases noch immer beibehielten *). — Vorüber, vorüber!

Nur selten taucht aus dem Massengewühl dieser Landplagen die nationale Priczka auf, noch seltner klingelt das elegantere Viergespann der mit rothen Tuchflecken reich gezierten Rosse aus polnischer Zucht vorüber. Drinnen sitzt der Starost, ein finsterer Mann mit schnurrbärtigem Antlitz und tiefglühenden Augen, so dicht von seinen Pelzen verhüllt, als habe er nichts mehr auf dieser Erde zu sehen, die ihm verhaßt wurde. Und ein Kutscher mit der viereckigen Nationalmütze peitscht fortwährend auf die Rosse, daß sie rechts und links ausspringen, wobei er trotzdem die Zügel schlaff herabhängen läßt.

Die Art der Rosselenkung bedingt überhaupt einen wesentlichen Unterschied zwischen den Russen und Polen. Der Russe behandelt das Pferd vollkommen wie seines Gleichen, immer gesprächig, bei guter Laune sanft und freundlich im Rausche sogar mitunter wie einen Helfer bei der eignen Unbehülflichkeit, in der Betrübniß wie einen theilnehmenden Vertrauten, selbst im Zorn mit einer gewissen Rücksicht. Die kurze Peitsche zeigt er ihm meistens nur wie ein mögliches Drohniß, obgleich er sie nicht nur fortwährend in der Hand behält, sondern sogar auch mit einer Schlinge daran befestigt. Doch selbst zum schärfsten Laufe giebt er dem Rosse keine Zügelfreiheit, sondern erhält die Stränge immer ziemlich scharf gespannt, um in jeder Sekunde der vollsten Macht über seine Unterthanen sicher zu sein. — Der Pole, noch schwerer und unmittelbarer als der leibeigne Russe von seinem Herrn bedrückt, dabei von feinerem Gefühlsnerv als jener für alle feindlichen Berührungen

*) Erst 1846 ward die 1844 bereits anbefohlene Zwangsmaßregel gegen die jüdische Tracht wirklich in Ausführung gebracht.

des Lebens, ist dem ihm wieder bedingungslos untergebenen Thier ein harter Herr. Er schmeichelt ihm fast nie, er feuert es auch selten mit freundlichen Worten zu rascherem Laufe an, sondern peitscht tüchtig darauf los und macht seinem Zorn daneben in Fluchworten Luft. Allein trotzdem entschließt er sich selten zu einer konsequenten, knappen Zügelführung und ist daher niemals vollkommen Herr des Gefährs, führt darum auch unsicherer als der Russe. Der Lette, Litthauer und vorzüglich der Esthe — denn auch der nächsten Nachbarn mag man sich bei solcher Gelegenheit erinnern —, durch noch ältere und härtere Leibeigenschaft als Russen und Polen geistig abgestumpft, körperlich entkräftigt, fast ohne Befähigung zu einer entschiedenen Willensäußerung und zu einer verständigen Berechnung der Kräfte seines Arbeiters: er ist bis zum Uebermaße grausam. Er überladet die Wagen, fährt wahllos im tiefsten Gleise des zerweichten Weges, spannt das Füllen ein, ehe es vollständig auswuchs, und hat es doch selten zu einer ordentlichen Peitsche gebracht, mit welcher er seine Härte ausüben könnte, sondern pocht mit einem Knüppel auf dem kraftlosen Thier herum, stößt, pufft, kneipt und kratzt es, ja scheut sich wohl nicht, das vor Mattigkeit niederstürzende Roß martervoll mit Stichen seines Taschenmessers zum Aufstehen und zu übermäßigen Kraftanstrengungen anzustacheln. — Trotzdem fährt und reitet man im eigentlichen Rußland rascher als in Polen, in Polen rascher als in Litthauen, verhältnißmäßig am langsamsten aber dort, wo lettische und esthnische Kutscher die Pferde regieren. Während jedoch der Russe auch für nichts weiter Sinn hat, als für seine Pferde, der Litthauer, Lette und Esthe aber nicht einmal für sie, sondern nur für das Branntweinhaus am Wege, kennen die Polen nicht nur den Landstrich, welchen sie durchfahren, bis zur äußersten Blickweite, sondern es weiß auch fast jeder im Allgemeinen von den russischen Geschicken seines

Vaterlandes zu erzählen und von den Ereigniſſen der nächſten Kreiſe ſeines Verkehres die Einzelheiten häufig mit überraſchender Sicherheit zu berichten. Auch erzählt er rückhaltloſer, als ſonſt die Slaven dem zum Herrenſtand gehörigen Fremden; und hat er erſt die eingewurzelte Abneigung gegen den Deutſchen etwas verwunden, ſo reiht er die anekdotiſchen Abriſſe aus der Geſchichte des alltäglichen Lebens faſt immer zu Geſammtbildern, denen man wirkſame Farbenwahl und Gruppenvertheilung keineswegs abſprechen kann.

Da erkennen wir denn, wie die Koſaken gleich organiſirten Diebsbanden, gleichſam unterm Schutze des Rechtes und Geſetzes, in den Herrenhäuſern und Dörfern verkehren. Wo ihren ausſchweifendſten Forderungen eine Verweigerung entgegenzutreten wagt, ſind ſie flugs mit dem Kantſchu bei der Hand; und iſt dieſer nicht anwendbar, ſo drohen ſie mit Denunciationen. Beute-, rach- und ſtrafgierig werden dieſe auch von den Tſchinowniks aufgefaßt, und die häufigen Transporte gefeſſelter Polen nach Wilna, Warſchau u. ſ. w. ſind die Beweiſe, wie hier ſogar die einfache Vertheidigung des Hausrechtes und Eigenthumes zur Anklage auf Widerſtreben gegen Geſetze und Obrigkeit, auf den Verſuch zum Aufruhr, zum Hochverrath ſelber emporwächſt. Jene langen zuſammengeketteten Menſchenzüge, welche von Koſaken umſchwärmt, regelmäßig in jeder Woche nach dem Oſten und Innern des Reiches ſich fortſchleppen — ſie ſind die Ergebniſſe dieſer koſakiſchen Anklagen und jener Richterſprüche, welche die Tſchinowniks über deren Opfer fällten. Man kann nicht entſcheiden, wer furchtbarer und empörender wirthſchaftet, die Barbaren mit dem Kantſchu, der Pike und den Pluderhoſen, oder die Barbaren mit der Feder, dem Geſetzbuch und dem goldbeknöpften grünen Frack. Aber daran kann auch der Unbefangenſte nicht bezweifeln, daß dieſes Syſtem des despotiſchen Terrorismus in

ſeinem Wüthen ſich einem grauſenhaften Ende zuhaſtet. Dies Ende bringt nicht der Kampf der Polen um ihre zertretene Nationalität, ja es iſt ſogar möglich, daß jede leiſeſte Spur an ein ruſſenfeindliches Polen im eigentlichen Volke unter dem Drucke und Jammer der Gegenwart erſtickt. Aber eben dieſer Druck und dieſer Jammer hat jetzt bereits die materielle Noth, den Mangel am Nothwendigſten, die Unmöglichkeit eines Erwerbes bis zu einem Grade überwuchern laſſen, deſſen endliches Ergebniß unabwendbar die hungerwüthige Revolution des Proletariats wird. Dieſem Proletariat gehören nun nicht nur die bäuerlichen, nicht nur die handwerkernden, nicht nur die induſtriellen Klaſſen an, ſondern auch faſt ohne Ausnahme das unzählige Heer der Szlachtizen, ſelbſt ein großer Theil des höher betitelten Adels. Was an früherer Wohlhabenheit bis zum Revolutionskriege den Händen der Hebräer entgangen war, fraß dieſer. Im erſten Keime aber zerſtörten nachher die Tſchinowniks, was ſich wieder an Ackerbau- und Gewerbsthätigkeit erzeugen wollte, mit den ausſaugenden Juden bald in Gemeinſchaft, bald dieſe ſelber ausplündernd. Im ſozialen Aufruhr wird aber die Frage um Polen, um eine abgeſchloſſene Nationalität von ſelbſt verhallen, dagegen eine Gemeinſamkeit mit dem ruſſiſchen Volke daraus emporwuchern. Dies Ende Polens hat die Aufgabe eine neue Geſchichte des europäiſchen Oſtens zu beginnen und den Kampf des ſlaviſchen Elementes gegen den Weſten zum völligen Ausbruch zu bringen. — Gerad hier oben im nordöſtlichen Zipfel des Königreiches drängen ſich aber ſolche düſtere Zukunftgedanken unwiderſtehlich entgegen; denn hier hatte die ruſſiſche Soldateska den heutigen Geſtaltungen der Dinge am eifrigſten vorgearbeitet als der Revolutionskrieg noch einen rein politiſchen Charakter trug. Hier lagerten nämlich bis zur Schlacht von Oſtrolenka in fauler Ruhe die Garderegimenter.

Vielleicht ist es ein dumpfes Vorgefühl solchen endlichen Ausganges der polnischen Zustände, was Rußland heute im polnischen Lande die Zeichen für dessen unmittelbarste Angehörigkeit an das Czarenreich überall bis zum Uebermaß aufhäufen ließ, als könnten diese das Drohniß zurückhalten. Damit sind nicht die Telegraphen, auch nicht die fünfkuppeligen Kirchen, ja selbst nicht die russischen Adler an den öffentlichen Gebäuden gemeint. Nein, viel kleinlichere Zeichen! Oder wäre es bloßer Zufall, daß die Werftpfähle, vorher meistens unangestrichen und nur mit der Werftnummer bezeichnet, von der polnischen Grenze an nicht nur schwarz, roth und weiß gestreift wurden, sondern auch je auf einen Kreis von schwarzen, rothen und weißen Steinen aufgepflanzt sind? Sollte es ferner zufällig geschehen sei, daß jetzt sogar jeder Prellstein mit einer schwarzrothweißen Kokarde prahlt? Wäre endlich die Lächerlichkeit, selbst die zur Wegbesserung aufgeschütteten Steinhaufen mit schwarzrothweißen Farbestreifen zu besprützen, wirklich nur Ergebniß der Straßenarbeiterphantasie? — Niemand kann daran im Staate der unbedingten Willenlosigkeit des Einzelnen glauben. —

Der gelehrte Heraldiker lächelt freilich ironischen Genüges ob der russischen Farben, und findet eben in deren Wahl einen entschiedenen Gegenbeweis gegen alle historischen Berechtigungen Rußlands. Weder schwarz, noch roth, noch weiß, sondern schwarzgrün, orangegelb und silberweiß, — flüstert er uns vorsichtig zu — lauter Farben, welche die Wappenkunst nicht kennt und deren Zusammenstellung vollends jeder heraldischen Regel spottet — lauter solche Farben trägt das Banner des neugeadelten und neubewappneten Asiatenreiches. — Aber die Geschichte ruft solchen Subtilitäten entgegen: ohne allen europäischen Widerspruch durfte Peter der Erste den unerhörten Czarennamen einem Kaisertitel, die ungestalte Czarenmütze einer Kaiserkrone gleich erachten und Eng-

lands Botschafter Withworth war der erste, welcher den neuen Kaiser in öffentlicher Audienz als „Majestät" begrüßte. Damit ward der Czar ein vollberechtigtes Mitglied des europäischen Herrscherkongresses, das russische Reich als Zubehör des europäischen Staatensystemes auch formell anerkannt. Dunkelgrün, orangegelb und silberweiß trägt freilich keine europäische Fahne; schwarz oder roth oder weiß dagegen ist in jeder ein Feld. Da bedarfs dereinst, wenn die moskowitischen Weltherrschaftsgelüste erobernd zur Wahrheit gemacht werden sollen, nur des Uebertünchens zweier Farben: die dritte paßt im Voraus. Im polnischen Wappen aber paßten sogar zwei. Es blieb nur übrig Schwarz, die Todesfarbe, beizufügen.

Es ist wieder Nacht geworden. Flüchtig jagen die Wolken am Himmel dahin und der Vollmond kann sich nur selten durch ihre Lücken vordrängen. Ein scharfer Nordostwind wühlt im herbstwelken Laub der Birken am Wege, daß sie mit ihren langen, schwanken Hängeästen unsicher und geisterhaft im halbhellen Nachtgrau umhergreifen, als suchten sie Schutz und Hülfe. Dazu ein breites Rauschen aus nahen Waldmassen, und fast unscheidbar vom Brausen der glitzernden Wasserflächen, mit denen die Herbstüberschwemmung des Narew alle Umgegend übersäet hat. Später umstellt der Hochwald die Straße immer näher, bis sie vollkommen in seinem Dunkel versinkt. So dauert es bis zum anbrechenden Morgen. Denn so lang braucht die Post, um die „Ostrolenkaer Haide" zu durchschneiden, jene ungeheure Waldmasse, deren Kern, nordwestlich von der erhöhten Straße, die weiten Karaskabrüche bilden, welche alles Land zwischen den vier aus Ostpreußen zum Narew sich herabschlängelnden Flüssen, Pysz, Skwa, Rosaga und Omulew, in einen meilenweit unnahbaren Sumpf verwandeln.

Dennoch führte Diebitsch aus diesen selben Wäldern am 26. Mai 1831 seine Kolonnen. Am Tage zuvor hatte sein Heer nach einem langen Eilmarsch aus dem Minsk'schen gerastet und sich bei Nadbori mit den Garden vereint, ohne von Seiten Skrzynecki's eine Hinderung zu erfahren. Denn dieser hatte seinen überraschend kühnen Zug nach dem litthauischen Tykoczyn, von welchem man die gewaltigste Wendung der ganzen Kriegsoperationen erwartete, mit einem feierlichen Hochamt vor der Bildsäule Czarnecky's erfolglos abgebrochen, war plötzlich umgewendet, hatte dann sogar seinen eilfertigen und völlig unerklärbaren Rückzug bis diesseits des Narew in die Gegend von Ostrolenka fortgesetzt, und selbst im Flecken Ostrolenka nur ein verhältnißmäßig schwaches Korps unter Lubienski und Boguslawski zur Rückendeckung seiner von elftägigem Hin- und Herziehen zum Tod erschöpften Truppen zurückgelassen. Aus diesen unmotivirten Bewegungen erkennt Diebitsch die jammervolle Unentschlossenheit des polnischen Oberfeldherrn. Vor etwa vierzehn Tagen hat er zwar selbst, vom bisherigen Kriegsunglück niedergebeugt, den Kaiser um Enthebung von seinem Posten mit den Worten angefleht: J'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne; je prie Votre Majesté, de me sauver, c'est-à-dire, de donner le commandement de l'armée à un autre. Die Antwort auf seine verzweifelte Bitte war jedoch noch nicht angelangt. So war ihm denn der Augenblick gekommen alle Scharten mit einem Schlage auszuwetzen und mit einem Siege den Feldmarschallstab in die Hände seines Nachfolgers niederzulegen oder ihn — in ein Vicekönigsszepter zu verwandeln. Trotz eines Marsches von beinah zehn Meilen (70 Werst) in vierundzwanzig Stunden beschließt „Ssamovar Paschah" (Pascha Theemaschine), wie Diebitsch vom Soldatenwitz bezeichnet wurde, einen ungesäumten Angriff. Sind auch seine Truppen müde, so weiß er doch den

Feind todtmatt; und überdies hat er eine ungeheure Kanonenmenge mit herangeſchleppt, während dem Gegner nur wenige Geſchütze zu Gebote ſtehen. So beginnt er denn augenblicklich — gegen neun Uhr des Morgens — das Gefecht mit ſeinen Batterien; und wirklich erfährt man es erſt durch den Donner der Geſchütze in Skrzynecky's Lager, daß die Ruſſen dem polniſchen Rückzug auf dem Fuße nachgefolgt ſind. Ja erſt nach begonnener Schlacht erhält man dort eine Kunde von Diebitſch's erfolgter Vereinigung mit den Garden. —

Dicht vor Oſtrolenka heben ſich einige Hügel aus dem Moraſtland des Narew, den wir bei Lomza bereits überſchritten und welcher jetzt zur Rechten der Kaiſerſtraße fließt. Dort hat Boguslawski ſeine Mannſchaften ſchleunig geordnet, während die Ruſſen aus dem Walde hervorbrechen. Allein ſchon iſt die rechte Flanke des kleinen Haufens von der leichten Reiterei, die linke von der leichten Infanterie unter Baron Manderſtjerna, unvermerkt umgangen worden. Sogar ſchwere Artillerie ſchiebt ſich bereits bis zum Flußufer vor, ehe noch das eigentliche Plänklergefecht begonnen hat. Vorn von den wüthenden Garden gedrängt, welche hier zum erſtenmal zur vollen Feldſchlacht kommen, im Rücken jene höchſte Gefahr eines ungehinderten Ueberganges der feindlichen Artilleriemaſſen über den Narew erkennend, bleibt dem Stamme der polniſchen Nachhut nichts übrig, als ſich auf die Stadt ſelber zurückzuwerfen.

Lichtes Birkenholz zieht ſich zu beiden Seiten der Straße bis an die Häuſer heran; unter den ſchwanken Birken wüthet der Beginn des ungleichen Kampfes. Verheerend ſchlagen die ruſſiſchen Kugeln in Boguslawski's Häuflein, welches trotzdem mit kaltem Todesmuth nur geſchloſſenen Zuges und Schritt vor Schritt zurückweicht. Da kreiſcht plötzlich hinter ihm Feuerlärmen auf. Die lange, gerade Hauptſtraße

Ostrolenka's steht rechts und links in vollen Flammen. Bereits mitten durch brennende Häuser flüchten Lubienski's Truppen gegen die Brücke und hier empfängt sie ein mörderisches Heckenfeuer jener russischen Jäger, welche ihre linke Flanke umgingen und jetzt durch einige steinerne Gebäude am Ufer des Narew gedeckt sind. Ein zurückweisender Angriff auf sie wäre verzweifelnder Wahnsinn, denn von Skrzynecki's Heere jenseits des Flusses kommt nicht das leiseste Zeichen einer Unterstützung. Dieses ordnet sich noch, ordnet sich aber, größtentheils in jenem Sumpfwinkel, welcher von dem sich umbeugenden Wegdamm landeinwärts umzogen, nach dem Flusse zu vollkommen offen ist. Gleichzeitig mit Lubienski's Truppen kommen auch die übermächtigen russischen Jäger zur Brücke, drängt die ganze Wucht der russischen Macht aus der Stadt hervor. Plötzlich ist die polnische Nachhut gesprengt: Lubienski auf der Brücke, Boguslawsky mit dem vierten Regimente noch in der Stadt. Mit gefälltem Bajonnet bricht sich die abgeschnittene Heldentruppe ihre Bahn. Ein furchtbar Gemetzel Mann gegen Mann beginnt; dazu spielen siebenzig russische Kanonen fortwährend über den Fluß hinüber nach dem Hauptkorps der Polen, rottenweis bricht dieses zusammen, hat aber keine Antwort: denn Skrzynecki ordnet noch immer die Regimenter, führt sie nicht massenweis vor, sondern in einzelnen kleinen Abtheilungen und ohne Geschütze — wie zur Schlachtbank. —

Erst als gegen zehn Uhr die russischen Kugeln sogar im polnischen Hauptquartier niederfallen, rafft sich der Oberfeldherr zu entschiedenerem Handeln empor. Die Nachhut unter Boguslawski und Lubienski hat sich fort und fort mit eiskalter Todesverachtung wie eine Termopylenschaar geschlagen. Dem auf der Brücke letzten Bataillon des vierten Regiments ist sogar gelungen, zwei Kanonen gegen die nachstürmenden Russen aufzupflanzen. Die schmale Pfahlbrücke aber, kaum breit genug

für zwei Wagen, ſchwankt und zittert unter den dröhnenden Maſſen, kracht und ſplittert in den Blitzſtrahlen der ſiebenzig über ihr kreuzenden Feuerſchlünde und die Morgennebel zerreißen vor den Pulverwolken. Aus den Flammen Oſtrolenka's drängen dazu immer neue Maſſen. Bereits ſtürzt ſich die Reiterei zum Schwimmen in den Fluß; von der Brücke herab taumeln Verwundete und Todte, ganze Reihen werden im Andrange zu den beutegierigen Wogen hinabgeſtoßen, Köpfe, Leiber, abgeriſſene Glieder, Pferde, Wagen, Trümmern aller Art heben ſich und tauchen im Strome, deſſen wildaufſpritzende Wogen blutroth gefärbt ſind. Und unaufhörlich brüllen die Batterien, kreiſcht der Jammer tauſend Verwundeter, gellt der entſetzliche Todesſchrei zehntauſend Sterbender. —

Weil die augenblickliche Niederlage der ganzen polniſchen Sache dem ſchreckbefangenen Skrzynecki eben nur an der Thatſache des Ueberganges der Ruſſen über dieſe Brücke gebunden erſchien, blieb auch dieſe fortwährend der eigentliche Kernpunkt des Würgens, Schlachtens und Mordens. Kein Gedanke daran ſtieg in ihm auf, die Höhen dieſſeits des Weges zu beſetzen, die dammartige Erhöhung der Heerſtraße ſelbſt als Wall zu benutzen und von da aus, geſchützt durch die auf der Höhe aufgepflanzten Batterien, den Feind am Ufer zu empfangen, auf ihn herabzuſtürzen, ihn rückwärts in den Narew zu werfen. — —

Wie ſtill und ruhig lag dagegen an jenem Morgen ringsum Alles, als die polniſche Diligence durch die weißſtämmigen, herbſtbunten Birken dahinklingelte, unter denen einſt die Schlacht begann. Die Sonne hob ſich eben aus den Düſterniſſen der durchfahrenen Haide empor, als die letzten Gebüſche endeten; und im prächtigſten Rothgold glänzte ihr ein Thurmknopf aus dem gelichteten Gelaub entgegen, während eine kleine Glocke in die klare Stille hinausklang. Oſtrolenka ſieht ſo jung

und erfahrungslos aus, seine Häuser sind so neu und licht, daß man es kaum glauben mag, dies sei eben die Folge einer zweimal im neunzehnten Jahrhundert verheerend darüber geschwungenen Kriegsfackel. Denn auch 1807 war ja bereits die Stadt eingeäschert worden. — Wüßte man nichts von dem entsetzlichen Elend, welches solchergestalt binnen Kurzem wiederholt über den Ort und seine Menschen hereinbrach: man konnte jenen für eine ganz neue Schöpfung friedlichen Behagens, diese für eben erst herbeigewanderte Kolonisten halten. Darum berührt es den Ankömmling im ersten Augenblick auch gar nicht befremdend, bei mehrfachen Wanderungen durch die Straßen, bei wiederholtem Eintritt in die Häuser, Alles frisch und neu, ja sogar minder eingeschmutzt, als sonst in den polnischen Flecken zu finden. Selbst weniger Bettler und Krüppel als bisher begegnen dem Blick, und unter den Gruppen von Juden und Jüdinnen, welche den Fremden auch hier allüberall neugierig, dienstbeflissen, schacherlustig umdrängen, giebt es fast nur jugendliche Gesichter. Sogar die Erinnerung der jetzigen Einwohner scheint kaum bis zum Jahr 1831 zurückzugehen, und Niemand will den unheilvollen Maitag hier mit durchgelebt haben. Vom Handel und Wandel am Narew sprechen Alle, über die alljährlichen Ueberschwemmungen klagen Alle, Keiner von den Zuständen während und nach dem Revolutionskriege. Vielleicht verschwiegen sie es auch; denn es blickten unter den Pelzen der Reisegefährten die Abzeichen russischer Gardeuniformen. Man weiß auch, daß in Petersburg eine polnische Revolution gar nicht genannt wird, daß man überhaupt im russischen Lande nur einen Krieg in Polen kennen soll, daß ferner jede leiseste Klage im polnischen Land vor russischen Verdächtigungen zu zittern hat, daß endlich gerad gegen die Judenschaft die drohendsten Wetter heraufziehen. Und überdieß hatten ja eben die Garden Ostrolenka in übermüthiger Racheluft in

Brand gesteckt, ohne daß eine strategische Nothwendigkeit oder ein Befehl des Feldmarschalls dieser That eine gesetzliche Begründung gegeben hätte.

Auch die Brücke über den Narew ist neu. Sie liegt selbst nicht genau an der Stelle, wo einst der Anfang der polnischen Vernichtung hinüberschritt. Die alte Brücke befand sich mehr oberhalb des Flusses und darum erscheint jetzt die jenseitige Uferfläche größer, obschon sie allerdings noch immer von einem Winkel der Straße umzogen wird. Man fährt also noch einige Minuten, ehe man an den Kernpunkt des eigentlichen Schlachfeldes gelangt, dessen grauenvolle Stätte eine Menge von Todtenkreuzen bezeichnet. Unter diesen hebt sich eines vor den übrigen hoch in die Luft. Es ist die Stelle, wo der ritterliche Ludwig Kicki fiel: „Einen Postzug von sechs weißen Rossen, wie die rothen Gardehusaren des Czaren sie reiten, will ich Euch mitbringen" — hatte er jubelnd Skrzynecki's Gemahlin beim frohen Gastmahl zugerufen, welches dem Entschlusse zu jenem litthauischen Zuge folgte, der so schmachvoll endete. Allein er sah weder Warschau's Zimmer wieder, noch die schönen Augen seiner jugendlichen Gattin, und das Kreuz seines Grabes bei Ostrolenka ruht auf einem Fundamente von schwarzen, rothen und weißen Steinen. — Armes, unglückliches, in deinen heiligsten Erinnerungen frech verhöhntes Land! — — —

Auf den waldigen Hügeln zur Rechten der Straße verstreuten sich die Truppen nach der verlorenen Schlacht. Die Kaiserstraße folgt dem Laufe des Narew. Auch auf ihr floh ein großer Theil des Heeres. Voraus aber jagte Skrzynecki. All seine Gedanken waren in wilder Verwirrung und nur an den einen, den schlechtesten Plan klammerte sich seine Verzweiflung, an den Plan, sich auf die Hauptstadt selbst zu werfen. Das war ein Werk Pradzynski's. Und so fest wußte dieser den

Oberfeldherrn von ſeinen Einflüſterungen umgarnt, daß er bereits vor der definitiven Annahme ſeines Vorſchlags an Ledochowski, den Kommandanten von Modlin, die Worte ſchrieb: „Der heutige Tag war der unglücklichſte, welchen es jemals für die polniſchen Waffen gegeben. Wir ſind gänzlich geſchlagen und retten uns mit den Trümmern der Armee nach Warſchau. Treffen Sie Vorkehrungen; es iſt zu befürchten, daß der Feind die Feſtung bald angreifen werde.“ — Nur 10 Tage früher, und der greiſe Ledochowski hatte jauchzend das prachtvolle Heer begrüßt, welches ſtolzen Schrittes, mit klingendem Spiel und ſiegesſicher an ſeiner Feſtung vorüber den ruſſiſchen Garden entgegenzog. Jetzt ward ihm deſſen Rückkehr auf ſolche Weiſe verkündet!

Nur etwa ſechs Stunden fährt man von Oſtrolenka bis Pultusk. Zur Linken bleibt bald näher, bald entfernter der Narew, und dahinter unermeßlicher Wald, welcher nur in nächſter Nähe von Pultusk einen weiten Plan offen läßt, der jetzt von Ueberſchwemmungsreſten überſtrömt war. Zum Schlachtfeld iſt er groß genug und dreimal binnen kaum mehr als hundert Jahren hat ihn die Geſchichte mit Leichen bedeckt. Denn eben dort wurden 1703 die Sachſen von den Schweden auf's Haupt geſchlagen; der Schnee derſelben Ebnen färbte ſich mit franzöſiſchem und ruſſiſchem Blut am 26. Dezember 1806, ein grauenhaftes Leichentuch in Polens Bannerfarben, welches mit dem kommenden Frühjahr eben ſo raſch in Schmutz und Schlamm zerfloß, wie wenige Jahre ſpäter die vom franzöſiſchen Cäſar vorgeſpiegelte Hoffnung auf die Auferſtehung eines ſelbſtſtändigen Polen in der Abhängigkeit von Rußland unterging. Und ehe noch die letzten Reſte jener Blutlachen von den Wellen des Narew hinweggeſchwemmt waren, rieſelten neue

Blutbäche herzu; denn wieder war es in der Gegend zwiſchen Oſtrolenka und Pultusk, an den Ufern des Narew, wo am 1. und 2. Mai 1807 die Armeen unter dem Kronprinzen von Baiern und dem Fürſten Wittgenſtein gegen einander ſtießen.

Solche Erinnerungen mögen wohl die Fluchtfahrt Skrzynecki's in der Nacht des 26. Mai geſpenſterhaft umſchwirrt haben. Oder hoffte er in dieſen Ebenen den Sieg von Neuem an die polniſchen Regimenter zu feſſeln, welche im leichten Hügellande zur Rechten der Heerſtraße zerſtreut nach einem Führer ſuchten? Faſt ſchien es ſo, als er am 27. ſein Hauptquartier hier aufſchlug. Allein ſchon war ihm Pradzynski's verräthiſcher Plan der Flucht bis Warſchau in's Ohr geklungen und im Hinabſchauen auf die Schlachtfelder überſtürzte ihn wieder die unſelige Angſt des mangelnden Selbſtvertrauens. Er gab urplötzlich alle Abwehrvorſätze, alle Schlachtgedanken wieder auf und ſchickte nur Adjutanten auf Adjutanten gen Rozan, auf halben Wege zwiſchen Oſtrolenka und Pultusk, um zu erfahren, ob ihm die Ruſſen wirklich nicht verfolgen. Umſonſt wird ihm ſichere Kunde davon, daß ſich kein Ruſſe blicken läßt, ja ſelbſt die Koſaken nirgends umherſchwärmen — er enteilt trotzdem nach Praga, ein Varus ohne Legionen. — Seine Legionen waren aber nicht einmal vernichtet; doch waren ſie ſchlimmeres, ſie waren preisgegeben. Zu einzelnen Trupps von der Verſprengung nach der Schlacht geſammelt und in feſter Hoffnung, ihren Feldherrn in Pultusk bereit zu finden, ſie von Neuem gegen den Feind zu führen, kommen ſie von allen Seiten herangezogen. Da finden ſie den Feldherrn entflohen, vom Hauptquartiere nichts zurückgeblieben, als der furchtſame Befehl an die Oberoffiziere, das Heer in Eilmärſchen nach Praga zu führen. Murrend folgen ſie dem Gebot.

Inzwiſchen ſteht Skrzynecki vor dem Reichsrathe zu Warſchau. Während er dort ſein Unglück zu rechtfertigen ſucht und die höchſte Gefahr des Heeres bekannt iſt, die tiefſte Entmuthigung auf der Nation laſtet, wirren im polniſchen Reichs- und Kriegsrath Intrigue und Parteiſucht auf der einen Seite, auf der andern Egoismus und ariſtokratiſche Verblendung in wildem Treiben durcheinander. Man vergißt darüber ſogar die zwar geſchlagene, trotzdem mit Heldenruhm geſchmückte Armee vollkommen, und verläßt ſich auf Skrzynecki's vages Verſprechen, ſie werde ſich bei Praga ſammeln. Die polniſchen Zuſtände ſind alſo bis zur vollſten Auflöſung gediehen und es bedarf nur einer einzigen raſchen Bewegung der ruſſiſchen Truppen, um Polens Sache mit einem Schlage zum ſchmählichſten Ende zu bringen.

Dieſe Bewegung geſchieht jedoch nicht, Diebitſch wagt nichts Entſcheidendes. Ja nicht einmal bis Pultusk iſt er vorgerückt. Wie der Mangel an Selbſtvertrauen ſeinen politiſchen Gegner vernichtet hatte, ſo ſtürzten jetzt die Folgen der Worte: j'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne zerſchmetternd über Diebitſch herein. Die briefliche Kunde von der kaiſerlichen Ungnade, welche früher bereits nicht zu verkennen war und nun nach jenem Selbſtbekenntniß eifrigſt von Petersburger Verdächtigungen genährt worden iſt, lähmt jeden Verſuch zu neuen Unternehmungen. General Orloff erſcheint darauf urplötzlich im Lager mit dem Auftrag, Erkundigungen über den wahren Stand der Dinge einzuziehen. Waren nun gleich unterwegs, im Gegenſatz zu Diebitſch's Selbſtanklage, die ſiegverkündenden Kuriere an ihm vorübergaloppirt, ſo fand er dennoch das Heer um 15,000 Menſchen geſchwächt, das Hauptquartier nur wenige Stunden weit vorgerückt im Dorfe Kleczewo, noch dieſſeits Pultusk, und den Feldmarſchall kraftlos, rathlos, planlos, einen vom eignen Sieg zum Tod erſchreckten Mann.

Auch war's in der russischen Aristokratie schon vorher beschlossen: Diebitsch, der Vertreter des deutschen Elementes in der Armee, soll gestürzt werden. Da mögen denn wohl bittre Anschuldigungen grober Fehler und schwere Vorwürfe sträflicher Nachlässigkeiten, alle Gegenbeweise übertäubend, gegen den Fürsten von Balkan geschleudert worden sein; man ließ ihn wissen, wie die plötzliche Ankunft des Fürsten Paskewitsch Eriwansky in Petersburg, der noch dazu sein persönlicher Gegner, gar nichts mit der „Zufälligkeit" gemein habe, von welcher die offiziellen Zeitungen so eifrig sprachen, sondern vielmehr vom Verdacht des Kaisers gegen das Geschick und den guten Willen des Feldmarschalls bedingt sei. Kurz, Graf Diebitsch-Sabalkansky erkrankte plötzlich und lag bereits nicht volle vierzehn Tage nach dem zweifelhaften Siege am Narew als Leiche in seiner Wohnung zu Kleczewo.

Dies kleine weiße Häuschen steht vom übrigen Dorfe Kleczewo abgetrennt nur mit zwei andern und noch kleinern Hütten vereint zur Linken der Landstraße auf einer mäßigen Anhöhe. Man kann von dort aus nach Pultusk hineinblicken und auch weit rückwärts gen Ostrolenka. Jetzt ist's ein Krug, worin ein Jude seine Gäste mit verfälschtem Branntwein bedient; und an jenem Morgen, da wir vorbeifuhren, waren gerad eine Menge von Kosakenpferden dort angekoppelt, während einige Kosaken sich taumelnd umherschleppten, andere eben einen Juden herumzerrten, noch andere mit einem polnischen Bauer in heftigem Streite lagen, weil dieser das Heu auf seinem Wagen gegen ihre diebischen Angriffe schützte. Nebenan leuchtete das Feuer einer Schmiede und ihre Hammerschläge klirrten in den Lärmen der Szene hinein. — Nach wenig Jahren wird's kein Mensch mehr wissen, daß hier einer der größten Feldherrn Rußlands starb. Woran er gestorben? Ob an der Cholera oder an tödtlich verwundetem Ehrgefühl, ob am Schlagfluß oder am

kaiſerlichen Mißfallen, ob an Gift oder an ruſſiſchen Geheimniſſen? Dies weiß man heut noch nicht. —

In Pultusk wiederholen ſich die bekannten Begegnungen: unabwehrbar aufdringliche Juden, Koſaken, wohin man blickt, Schmutz auf allen Seiten, Kruzifixe an den Straßenecken, Heiligenſäulen an den Brunnen, ein verfallender Biſchofspalaſt und breite Ueberſchwemmung des ganzen untern Stadttheiles. Koſaken, Juden und Ueberſchwemmungen bleiben denn auch mit dem Narew die treuen Begleiter der Kaiſerſtraße, bis dieſe bei Zegrz den Bug dicht an der Einmündung des Narew überſchreitet. Hier treten die bisher mittelfernen Wälder wieder näher heran, verbergen die Ueberſchwemmungen, die Juden, ſowie einen Theil der Koſaken und laſſen nur die uniformirten Werſtpfähle, Prellſteine und Chauſſeehaufen übrig, zwiſchen denen mitunter ein Kreuz ſeinen beſcheidenen Platz einnimmt und die Armſeligkeit eines kleinen Walddörfchens uns die polniſchen Volkszuſtände in's Gedächtniß ruft. So währt es drei Meilen und länger.

Plötzlich endet der Wald und vor uns dehnt ſich eine weite Feld- und Wieſenfläche, an deren fernſtem Ende die Umriſſe einer langgeſtreckten Hügelkette auftauchen. — Wir fahren über das Schlachtfeld von Grochow. — Auf jener Hügelkette blinkt im Abendſonnenſchein, wie eine Perlenſchnur von Diamantenſplittern durchflochten, ein unabſehbarer Häuſerzug, woraus einzelne feine Spitzen zum Himmel aufſchießen. Rechtshin, an dem uns nähern Ende der Häuſerreihe, hebt ſich aus dem aufſteigenden Wieſennebel ein röthlichgelber, maſſenhafter Bau, worüber eine rieſige Flagge flattert; linkshin ſteigen die Häuſer vom Berge herab in die Au. — Das iſt Warſchau, die ehemalige Reſidenz der Jagellonen und jetzt Polens ruſſiſche Hauptſtadt. Der ſtolze Bau mit dem übermüthigen Banner iſt die Citadelle; dem Blicke nah dabei

erſcheint am ſchroffen Bergabſturz ein prächtiges Schloß, ehemals ein Königsſitz und jetzt die ruſſiſche Statthalterwohnung. Nicht weit davon im Thale erkennt man bald auch die Weichſelbrücke an der wimmelnden Bewegung, und auf dem Spiegel des prächtigen Stromes wiegen ſich die ſchlanken, langſchnäbeligen Weichſelkähne. Jene in der Au verzettelten Häuſer tragen in ihrer Geſammtheit einen Namen blutigen Andenkens, denn ſie bilden die Vorſtadt Praga.

Schon ſeit Pultusk iſt der Straßenverkehr immer lebhafter geworden, weil Warſchau nicht nur eine Reſidenz iſt, wie Petersburg, ſondern ihr Leben als echte Hauptſtadt nach allen Seiten weit hinaus in das Land verzweigt. Mit der Grochower Ebene beginnt ein wirklich Gedräng auf der Heerſtraße. Doch begegnet uns kein Fußgänger, außer zerlumpten ruſſiſchen Soldaten. Was ſonſtwo der Bauer auf dem Rücken zu Markt trägt, was ſonſt der Krämer auf dem Karren fördert, das wird hier auf Wagen gepackt, wer ſonſt ſein Geſchäft zu Fuß abmacht, der reitet hier. Bauern in ihren Marktwagen, Juden in elendem Fuhrwerk, der Woiwod auf der vierſpännigen Priczka, der Szlachtiz auf einem magern Rößlein, der Ruſſe in der Troika, Equipagen franzöſiſchen Geſchmackes und natürlich immer wieder neue Koſakenhaufen — Alles wirrt, ſchwirrt, raſſelt, klirrt nnd läuft durcheinander. Ueberraſcht von ſolcher Lebensfülle nach viertägiger Oede ſind wir unvermerkt bis dicht unter die Kanonen eines vorgeſchobenen Feſtungswerkes vorgerückt, ja ſo dicht, daß dieſe Geſchütze uns eben nichts anhaben können. Darum läßt nunmehr die ruſſiſche Beſorgniß dieſe Straße weiter hinüberlegen, damit ſie nöthigenfalls vom ruſſiſchen Kugelſpiel getroffen werden könne. Und Feſtungsgefangene ſind immer genug vorhanden, ſo daß die Arbeit ſogar ohne außerordentliche Koſten zu Stande kommen kann. So wird denn binnen Kurzem die Kaiſerſtraße einen weiten Bogen ſchlagen, ehe

ſie zur Barriere heranläuft. — An dieſer nimmt man zunächſt dem Ankömmling ſeinen Paß ab, verhört ihn hierauf über Alles, was eben der Paß vermeldet, und entläßt ihn mit der Weiſung, daß er ſich ſogleich nach der Ankunft im ſchon hier zu beſtimmenden und zu Protokoll genommenen Abſteigequartier perſönlich auf der Polizeibehörde einzufinden habe. — Sind wir endlich freigelaſſen, ſo donnert der Wagen über die lange Pontonbrücke zur Stadt hinein, während auf deren anderer Seite ein ununterbrochener Wagenzug herausquillt. Dann geht es ſteil bergauf durch enge Straßen, welche uns alterthümlich, faſt deutſchreichſtädtiſch anmuthen. Nur fehlt bürgerliche, ruhige Bewegung. Soldaten und immer nur Soldaten begegnen uns; ſelten blickt ein Frauenantlitz aus einem der kleinen Fenſter nach dem heranklingelnden Poſtzug. Dieſe Frauengeſichter ſind aber dafür faſt immer ſchön, blaß, ſchwarzäugig, von dunklem Haar umrahmt .... Da klirren wiederum Taktſchritte und ſelbſt die Poſt muß anhalten, um den Trupp paſſiren zu laſſen. Zwölf ruſſiſche Soldaten umgeben drei junge Männer in bürgerlicher Tracht, mit gebundenen Händen und blaſſen Schmerzensgeſichtern. Es ſind Solche, die zum ruſſiſchen Soldatendienſt verurtheilt wurden.

Dies die erſte Begegnung in Warſchau — ein Bild des geknebelten polniſchen Volkes, das man zum Ruſſenthum zwingt.

Die Stadt Warschau.

Das ist eine steile, schwierige Straße, durch welche die Post von der Weichselbrücke in die Stadt hinein oder vielmehr hinaufrasselt. Vor alten Zeiten, noch ehe Warschau geboren war, hatten sich die herabstürzenden Wasser hier eine tiefe Schlucht in die steil abfallenden Flußufer gerissen, auf denen sich dann die wunderschöne Residenz der Piasten hinlagerte, um noch mit den Trümmern ihrer Pracht selbst den von Einsamkeit und Oede einer fünfmal vierundzwanzigstündigen Fahrt todtmatten Wanderer zu entzücken. Darin hat die Stadt eine Aehnlichkeit mit Petersburg, daß Fischerhütten an dieser Schlucht die Ahnen des stolzen Stadtbaues waren, die Ahnen „Warszawa's" — wie die Polen weichtönenden Lautes ihren zerschmetterten Königssitz nennen. Nordwärts von der Schlucht, von ihrem rechten Ufer aus, erhob sich zuerst die Altstadt (Stare miasto), südwärts hängte sich später die Neustadt (Nowe miasto) daran, bis endlich beide Hälften durch die Schlucht hin-

durch untrennbar zusammenwuchsen. An diesen schmalen Häusersaum des Weichselufers reiheten sich nach und nach landeinwärts die Vorstädte und ließen ziemlich gleichlaufend mit dem Flusse eine breite Straße gleichsam zur Grenzscheide offen. Diese durchzieht nun die Stadt ihrer ganzen Länge nach, und da die Alt- und Neustadt untrennbar wurden, kann auch Niemand genau bestimmen, wo die „Krakauer Vorstadt" (Name der altstädter Straßenhälfte) recht eigentlich aufhört und wo die „Neue Welt" (Name der neustädter Straßenhälfte) recht eigentlich beginnt. Von diesem hohlen Rückgrat des Stadtkörpers ziehen sich landeinwärts wie gegen das Flußufer die Seitenstraßen ab, welche wiederum von andern und jener Hauptstraße halbweg parallelen Gassen quer durchschnitten werden. Freilich verzerren große schöne Plätze eben so sehr wie krumme und enge Gassen die Regelmäßigkeit dieses Straßennetzes mannichfach. Allein im Allgemeinen läßt sich doch der bezeichnete Straßenlauf als grundförmlich bedingend annehmen.

Aber auch nur als grundförmlich bedingende, denn von Petersburgischer Regelmäßigkeit ist keine Spur. Ueberhaupt zeigt Warschau in seinem Totaleindrucke nicht die leiseste Spur einer Aehnlichkeit mit russischen Städten. Außer der ertödtenden Geradlinigkeit der Straßen fehlt die Gleichartigkeit niedriger, langgestreckter, grellbunter Häuser, über denen die griechischen Fünfkuppeln alleinherrschend emporragen, fehlt auch wieder die eintönige Breite der modernrussischen und residenzlichen Paläste, deren frische Tünche doch immer darauf hinweist, daß sie erst seit gestern bestehen. Trotzdem läßt sich Warschau auch keiner echtdeutschen Stadt vergleichen, und Breslau, Posen oder Krakau tragen vielleicht noch den ähnlichsten Charakter. Doch mischen sich hier weit bunter als dort die ehrwürdigsten Paläste mit den unscheinbarsten Hütten, die urältesten Bürgerhäuser mit dem modernsten, charakterlosesten

Bauſtyl. Auch von den alten Staroſtenſitzen zeigt nur ein Theil eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem altkurfürſtlichen Dresdener Geſchmack und den alten Bürgerhäuſern fehlt Mauermalerei oder Arabeskenverzierung der hanſeatiſchen Städte. Was ihnen jedoch dadurch an anmuthiger Behaglichkeit im Einzelnen abgeht, das erſetzt das Laubgrün, welches in allen Straßen über Mauern und Hütten hinweg in den Menſchenverkehr blickt. Jetzt war es freilich ſchon herbſtgelb, zum Theil wohl gar herabgeweht in die Straße, aber das Halbländliche, Friſche und Muntere des innerſten Stadtkernes blieb dennoch angedeutet. Darum mag man auch den Koth leichter ertragen, welcher allerdings aller Orten unvermeidlich iſt, auch ſelbſt in den Hauptſtraßen durch ſchmale Trottoirs nur wenig gemildert wird.

Je weiter man ſich von der Krakauer Vorſtadt und der Neuen Welt entfernt, deſto ſchmutziger werden die Gaſſen, deſto ſeltner die Paläſte, deſto ärmlicher alle Umgebungen. Landeinwärts verläuft ſich die Stadt in menſchenleere, übelriechende und übelberüchtigte Gäßchen; ſüdwärts verzettelt ſie ſich in einer Art von wildem Viertel, hinter welchem jedoch die Gartenanlagen Lazienski's, des Belvedere und anderer Beſitzungen den lieblichſten Hintergrund bilden. Nach Norden bildet die Feſtung den Schlußſtein des Stadtbaues und in ihrer Umgebung erſtarrt der ganze Häuſercharakter zum unerquicklichſten Kaſernengeſchmack, ſo daß Warſchau hier beinahe wie ein ſchlechter Abklatſch von Petersburg ausſieht, ja ſelbſt nur wie eine ungelungene Nachahmung von Jamburg, Gatſchina, Peterhof oder Kronſtadt.

Am Flußufer zeigt Warſchau ſeine eigentliche Pracht und man ſcheut den Weg über die Brücke nach der Petersburger Straße nicht, um dieſe wieder und wieder zu beſchauen. Majeſtätiſch ſchaut das Schloß über ſeine eignen Halbtrümmer hernieder auf den ſpiegelnden Strom;

und der Beſchauer ſteht fern genug, um nicht erkennen zu können, wie dieſe gleichſam abgehäuteten Trümmern des ſtolzen Baues in That und Wahrheit nur einen häßlichen Vorplatz abgeben für einen ſchmutzigen Stallſchuppen mit ſchmutzigen Menſchen und ſchmutzigen Pferden. Man vermag auch nicht zu erkennen, wie nur ruſſiſche Menſchen in dieſem Schloſſe herrſchen, worin die Jagellonen regierten, und wie die Schildwachen Jeden von der Pforte zurückweiſen, der keine ruſſiſche Uniform trägt oder nicht mit einem ruſſiſchen Paſſirſchein begnadigt iſt. Man kann es ferner von jenſeits des Fluſſes nicht erkennen, wie die an das Schloß gereiheten Fürſten- und Herrenſchlöſſer verwitternd einen Stein nach dem andern in die Weichſel hinabrollen laſſen, weil ihre Beſitzer nicht mehr frei in ihrem väterlichen Erbe verkehren dürfen und ſich darum lieber inmitten ihrer Wälder auf den einſamen Landſitzen vergruben. Man kann von drüben auch nicht den Mangel an Vorhängen erſchauen, welcher die Fenſter der gänzlich unbewohnten Paläſte und Bürgerhäuſer bezeichnet, aus denen die Herren fortzogen, weil ſie durch die ruſſiſche Gewaltherrſchaft zu Bettlern geworden, oder aus denen ſie hinweggeſchleppt wurden, um in den Feſtungen zu verkommen, in Sibirien menſchliche Kultur zu erſchaffen, im Ural die Schätze des Reiches zu heben, im Kaukaſus unter endloſen Kämpfen zu verbluten.

Aber die Straßen durchwandernd erblickt man jene vorhangloſen und halbblinden Fenſter der Paläſte, jene öde Unwohnlichkeit der Bürgerhäuſer häufig. Sie mahnt wie ein Memento mori in den Lärmen des Gaſſenlebens herein. Hier giebt es nämlich wieder Gaſſenlärmen, echten, lebendigen Lärmen des Verkehrs, nicht nur das ariſtokratiſch kalte Gaſſengeräuſch der Petersburger Straßen. Uebrigens iſt's aber wie dort. Ja ſelbſt ſchlimmer, denn koſakiſche Streifwachen begegnen uns fortwährend. Dazu ſehen wir zu jeder Stunde eine halbe Eska-

dron ruſſiſcher Küraſſiere (50 Mann) ſchlagfertig auf dem ſächſiſchen Platz aufmarſchirt, während die Roſſe auch der andern Hälfte geſattelt und gezäumt im Stalle der Hauptwache zu augenblicklichem Dienſte bereitſtehen. An allen Straßenecken lauern außerdem die uns bekannten Wächter, welche Budoſchniki von den Ruſſen und Budniki von den Polen genannt werden. Vor jedem zehnten Hauſe ſchultern einfache oder verdoppelte Wachen zum Zeichen, daß hier eine geſtreng herrſchende Autorität ihren Wohnſitz aufſchlug. Durch alle Gaſſen und Gäßchen ſchlüpfen, auf allen Plätzen lungern, an allen öffentlichen Orten lehnen und lauſchen die uniformirten Polizeiſoldaten und die nichtuniformirten Söldner der Geheimpolizei. Acht ſtarkbeſetzte Hauptwachen ſind in Warſchau's Stadtkern eingekeilt, eine hat ſich an jedem Stadteingang hingelagert und zwei beſetzen die Weichſelbrücke. So endet denn auch am ganzen Tage das Raſſeln der Trommeln, das Gequik der Querpfeifen, das Schmettern der Trompeten nimmer; und zum Sonnenuntergang dröhnt es allabendlich ein Kanonenſchuß aus der Citadelle zur Ruhe — aus derſelben Citadelle, auf welcher den polniſchen Reichsräthen über das noch rauchende Blut der Todeswunde, welche Polens Haupt zerſpalten hatte, die kaiſerliche Drohung entgegengeſchleudert ward: „Von hier aus will ich Eure Stadt dem Erdboden gleichmachen, wenn Ihr Euch nochmals widerſpenſtig zeigt.“

Dies wiederholt allabendlich der ſoldatiſche Nachtgruß.

Mit dieſem kaiſerlichen Befehle endet der Werktag Warſchau's; die Stadt wird ſtill. Aber dafür beginnt die Herrſchaft der ſinnlichen Luſt. Durch alle Gaſſen flattern ſchaarenweiſe die zweifelhaft weißen Gewänder, die zweifelhaft eigenthümlichen Frauenhüte; und lange Nebenſtraßen ſind Haus für Haus auf das Schaamloſeſte dem ſchmutzigen Dienſte der käuflichen Liebe gewidmet. Selbſt auf den reichſten

Plätzen und in den vornehmſten Stadttheilen lockt der Schönheitsreiz aus hellerleuchteten, weitgeöffneten Fenſtern, um ſich dem Meiſtbietenden zur Verfügung zu ſtellen; und hinter den geſchloſſenen Vorhängen der obern Stockwerke wohnen die Frauen, welche der Petersburger Sprachgebrauch mit dem Namen der „Unterhaltsdamen“ bezeichnet. — Dieſe Allgemeinheit der Proſtitution und die Rückſichtsloſigkeit ihres Geſchäftsbetriebes iſt allerdings ein alter bekannter Fehler der polniſchen Hauptſtadt. Die Schilderungen aus jener Zeit, da Polen noch ein freies Königreich und jeder Edelmann ein Kronprätendent war, entwerfen in dieſer Beziehung juſt daſſelbe Bild der hieſigen Zuſtände. Aber daß es eben noch ſo iſt, daß eben die rückſichtsloſen Offenbarungen der Entſittlichung der niedern und mittlern, ja ſelbſt der vornehmen Frauenwelt unter Rußlands eiſerner Herrſchaft niemals eine Einſchränkung erfuhren, daß die ruſſiſche Polizei eine Frechheit derſelben in allen Stadtkreiſen gedeihen läßt, wie ſie wohl kaum irgend der berüchtigſte Winkel einer andern großen Stadt zeigt — dies erinnert unwillkührlich an jene entſetzend ſchlaue Politik, welche den tſcherkeſſiſchen Geiſeln der Kadettenkorps und Garderegimenter in der Reſidenz jede Ausſchweifung ungeſtraft hingehen läßt, ja ſogar — ſo ſagt das Gerücht — den Söhnen der kaukaſiſchen Edeln jegliche Schwelgerei auf kaiſerliche Koſten geſtattet, wo und wie ihnen beliebt. Die ſinnliche Entfeſſelung ſoll ihren ſittlichen Halt zerſchmelzen, die Wolluſt ſoll ihre Körperkraft entnerven, die fleiſchliche Ueberſättigung ihre Willenskraft zerbröckeln, die gemeine Gier ihre höhere Gedankenwelt zertrümmern. Aber man erzählt auch, wie die rohen Söhne des Gebirgs dieſe Verführungen faſt immer nach kurzem Genuſſe angeekelt von ſich weiſen. Warſchau wälzt ſich dagegen leichtſinnig und gedankenlos auf dem weichen Pfühl der Luſt.

Dieſe ſinnliche Luſt und ihr Uebergenuß hat in frühern Jahrhun-

derten die Edeln des Landes unfähig gemacht zu konsequenter Ausführung ihrer Aufgabe an der Spitze des Volkes, wie an den Stufen des Thrones. Dieser Uebergenuß sinnlicher Lust hat ihre materiellen Besitzkräfte zersplittert und jene erschreckende Wanderung des Grundbesitzes erzeugt, welche jede Verbindung zwischen den Herrn und Unterthanen des Flachlandes auflöste. Diese Hingabe an die Lust des Augenblickes hat die Mitglieder des adeligen Proletariats an Masse immer höher anwachsen und an moralischer Geltung immer tiefer sinken lassen, deren Erzeugniß naturnothwendig der Verlust der staatlichen Selbstständigkeit Polens wurde. Und auch heute singt Ihr es umsonst, Ihr geflüchteten Söhne des Vaterlandes: Jeszcze Polska nie zginęla! — Polen ist verloren, ist für immer verloren. Eure Warschauer Brüder haben es verloren gegeben. Die Vaterlandsliebe ist ihnen im Rausche der Lüste versunken und nur der Donner eines Gottes kann sie aus diesem schwelgerischen Schlummer wecken, worein sie allabendlich der Donner ihrer Citadellengeschütze lullt.

Die Alexandercitadelle.

Der Fürſt Statthalter von Warſchau Paskewitſch, Graf von Eriwan, wohnt in dem Königsſchloſſe wohlbeſchirmt und wohlgeſchützt. Wachpoſten beſetzen alle Pforten, neben dem Haupteingange ſteht eine Hauptwache, der Generalſtab umwohnt den Großwürdenträger und die tſcherkeſſiſche Janitſcharenwache umreitet ihn, wenn er das Haus verläßt. Vor demſelben erinnerungreichen und waffenvollen Gebäude ſteht dagegen ganz einſam, ſelbſt ohne Ehrenwache, das bronzene Bildniß Sigismund II. Auguſt auf einer fünfzig Ellen hohen Säule. Er erhob Warſchau zur polniſchen Königsreſidenz. In der Linken das Kreuz, in der Rechten den Säbel ſchwingend, mit Blick und Körper vorwärtsdrängend als drohe er dem ſchon halbhingeſtreckten Reichesfeinde mit dem Todesſtreiche — ſo hat ihn der Künſtler dargeſtellt.

„Doch jetzt ſieht es aus, als ob der alte König flüchtig geworden ſei und nur das abendländiſche Kreuz noch vor den Ruſſen retten wolle,

um in der Verbannung davor hingeſtreckt die ohnmächtigen Flüche des Himmels auf ſie herabzubeten" — murrte ein alter Pole. Dann fuhr er fort: „ich weiß es, Ihr Deutſchen habt kein menſchlich Mitgefühl für unſern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwiſſenſchaftlich hiſtoriſches Bedauern für die Zerſtückelung eines Königreiches, das Euch ſo eben recht das Zünglein des europäiſchen Gleichgewichts ſchiene — wenn Ihr's bis an den Pruth beſäßet und kein Pole mehr darin lebte. Laßt Euch die leeren Träume vergehen. In ein Paar Jahren wird jeder ruſſiſche Ankömmling ſich dieſes ehemaligen Ehrenzeichens und heutigen Spottbildes auf das zertrümmerte nationale Königreich ſchon bei der Einfahrt in die Stadt herzinnig freuen können. Denn dort neben dem Schloſſe, wo ſie die Häuſer abbrechen, ſoll dereinſt die ſtehende Brücke einmünden, welche anſtatt oder neben der uralten Weichſelbrücke bei Praga erbaut wird. Und der Ruſſe wird Recht haben, ſich des Spottbildes zu freuen; denn er wird dann in ſeinem Polen wenig Polen mehr zu fürchten haben. Das thut die Brücke freilich nicht; aber die Zeit thut's, welche bis zu ihrer Vollendung verfließt. Drüben in Deutſchland und in Galizien beſonders drängt die Art der deutſchen Herrſchaft all die Unſern mit Gewalt dem großen Slavenbunde zu. Und — Gott und die Heiligen mögen geben, daß ich es nicht erlebe — und die Ruſſen ſind uns doch freundlicher als ihr. Die reden freilich nichts vom hiſtoriſchen Schmerz um die Vernichtung Polens, denn ſie wiſſen überhaupt nichts von geſchichtlichen Volkserinnerungen und Volksberechtigungen; aber ſie haben mit uns eine Ader ähnlichen, weil ſtammverwandten Blutes, und darum iſt eine Ahnung von Verbrüderungsluſt in ihnen, wenn auch ihre weſteuropäiſch geſchulte Diplomatie nichts davon wiſſen will. Sie werden das materielle Prinzipat der Slaven führen, wir das intellectuelle — und damit ſchleudern

wir unſere Maſſen gen Deutſchland.“ — Trotz dieſes wunderſam ſprunghaften Raiſonnements, welches zur bluttriefenden Kriegserklärung auf offnem Platze vor der Sigismundſäule aufſchwellte, ging der finſter prophetiſche Mann dennoch eilends ſeines Weges als ein ruſſiſcher Offizier grüßend herantrat, um uns zur Citadelle zu geleiten. Dieſe darf nämlich Niemand betreten außer im Geleite ruſſiſcher Epauletten oder mit einem Erlaubnißſchein ihres Kommandanten.

Der Anblick des Baues iſt von der Stadtſeite aus keineswegs großartig. Man muß ihn von der Waſſerſeite oder von der Kaiſerſtraße aus geſehen, noch beſſer ſeine Wallgräben überſchritten haben um vollkommen zu würdigen, in welchem Maße die Worte des kaiſerlichen Ukaſes in Erfüllung gingen: zur Strafe ſollt Ihr die Feſtung bauen, welche Euch bändigen wird. Und als ſie fertig gebaut war, taufte ſie ein neuer Ukas „Alexandercitadelle“, als ob damit den Polen die Erinnerung an jene frühern Jahre menſchlicherer Herrſchaft vergiftet werden ſolle, in denen Alexander Polens freiſinnige Inſtitutionen anerkannte, ihnen ſogar neue Gerechtſame beifügen und im Königreich ein Zukunftsbild des Kaiſerreiches erſchaffen zu wollen ſchien. Eine ſchwere Citadellenſteuer, dem zerſchmetterten Polen und Warſchau zunächſt abgenommen, erſchuf die unermeßlichen Geldmittel mit denen binnen nicht voller drei Jahre die Vollendung des ungeheuern Baues ermöglicht wurde, welcher auf einem Flächenraume von drei Viertelſtunden ſich eben ſo tief in die Uferberge der Weichſel einwühlt, als er ſich darüber emporwölbt.

Ein ſchluchtartig vertiefter Weg, an mehrern Stellen mit ſtarken Verſchlußwerken ausgerüſtet und überall von Wachpoſten beſetzt, läuft von einem öden Vorplatz zu dem erſten Wallgraben, deſſen zwanzig Ellen Tiefe eine zwanzig Ellen lange Zugbrücke überſpringt. Gewaltige

Maſchinerien handhaben dieſe und Kanonenmündungen äugeln uns entgegen. Den Graben ſelber aber, welcher nicht mit Waſſer ausgefüllt werden kann ob zwar er nach der Weichſel ausmündet, erfüllen die Ruſſen mit Feuer, indem ihn ihre Kartätſchen durchſtreifen. Darum lugen dort unten aus allen Ecken, Winkeln und Fronten die Geſchützlagen mehrfach übereinander hervor — kein Sonnenſtrahl vermag hier ungebrochen herabzuſchießen, ſobald das Kugelſpiel begonnen hat. — Gleich dem erſten iſt auch der zweite Wallgraben, worüber eine ſteinerne Brücke führt, während die viereckten, fenſterloſen, bombenfeſten, nur durch unterirdiſche Gänge aus dem Feſtungsinnern zugänglichen Gebäude in ſeiner Tiefe die nöthigen Pulvermaſſen für den Kugelregen bergen. — — Einen Funken in ſolch ein Haus!

Dazu ſtehen unten beim Flußufer und am Ausgange der Wallgräben halbhohe Thürme auf den Enden eines queer vorlaufenden Mauerwerks, deren Geſchütze eben ſo gut nach dem Waſſerſpiegel und dem jenſeitigen Ufer, als rückwärts in die Wallgräben ſpielen können. Endlich iſt auch noch jenſeits des Fluſſes ein vorgeſchobenes Werk mit Montalembert'ſchen Thürmen gleichſam als Brückenkopf aufgerichtet, ſo daß die gegen den Waſſerſpiegel ſchwächſte Fronte der Citadelle vollkommen gedeckt wird. — Dies Alles dient aber mehr oder minder der Feſtung ſelbſt nur zum Schutz. Dagegen drohen über den Kanonenreihen für die Grabenvertheidigung neue Reihen nach der Stadt hinüber. Während nun die Feſtung deren nördlichſten Endpunkt bildet, bietet die Stadt am eingebogenen Flußufer zwei vollen Fronten der Citadelle die ganze Ausdehnung ihrer Länge zum Ziel, gerad den reichſten und ſchönſten Theil. Die dritte Fronte beherrſcht in gleicher Vollſtändigkeit die landeinwärts gelegenen Stadtpartien, und von der vierten wird der Fluß nebſt Umgegend in der Richtung gen Modlin (Nowogeorgiewsk)

bestrichen. Alle Geschütze in den Wallgräben, wie in den höhern Etagen der Innenwerke, wie auf den Wällen, wie in dem vorgeschobenen Brückenfort sind fortwährend mit der Ladung erfüllt; auch sind daneben Kugelhaufen aufgethürmt und liegen die Patronen in den Munitionskästen bereit. — Rußlands Furcht, nach diesen Vorkehrungen bemessen, muß riesengroß erscheinen.

Durch ein prachtvolles Portal treten wir in den innersten Raum der Citadelle. Dieser bildet ein weitausgedehntes Viereck, und zwei ineinander gestellte Vierecke werden wieder von den Gebäuden geformt, deren endlichen Mittelpunkt ein Obelisk zum Andenken Alexanders und eine russische Kirche einnimmt. Drei Seiten der im Gegensatze zu den Werken nur leicht gebauten Häuser des äußern Vierecks sind zu Stallungen, Werkstätten, Niederlagen und Magazinen bestimmt, die vierte Seite wird von einer Kaserne gebildet, worin gegen 3000 Soldaten untergebracht sein sollen. Eben so ist aber auch ein großer Theil der Kasematten mit Soldatenmassen vollgepfropft, so daß man es wohl glauben mag, wenn Kundige versichern, daß die Besatzung — selbst Artilleristen, Pioniere u. s. w. ausgenommen — aus zwei vollzähligen Infanterieregimentern zu 3000 Mann besteht. Inmitten des bezeichneten Vierecks steht nun das folgende Häuserquadrat, welches jedoch eben so wenig als das vorhergehende vollkommen geschlossen ist. Die eine Seite desselben ist die Kommandatur; gegenüber liegt das Arsenal, ringsum von Kanonenkugelhaufen eingefaßt und 100 schwere Geschütze mit 40,000 vollständigen Armaturen in seinen Sälen bergend. Die beiden andern Flanken bestehen aus Offizierswohnungen, Militärbureau's, Kassenlokalen und einem auf 500 Kranke berechneten Lazareth.

Vor, zwischen und hinter diesen Bauten durchaus kriegerischen Charakters rauscht aber das Laub friedlicher Baumreihen und besonders

umſchatten dieſe die Kirche mit dem Obelisken. Darunter lachen bunte Blumenbeete, Raſenſitze laden zu träumeriſcher Ruhe ein und weiter nach den Baſtionen hinaus weiden zwiſchen zierlichen Gartenanlagen auf wohlgepflegtem Raſen einzelne Hausthiere. — Ein Bild des tiefſten Friedens! — Träfe nicht der Blick hinter den Blumen auf die Geſchütze, klirrte nicht hinter den Büſchen der Taktſchritt der Wachen, ſtarrten nicht unter dem Baumſchatten die kahlen Kaſemattenmauern hervor — wir könnten wahrlich vergeſſen, daß wir uns in einer vollkommen kriegsbereiten Feſtung befinden. Dennoch dienen all dieſe ſcheinbar tiefſriedlichen Anlagen dem Kriegszweck. Durch ſie ward die Unmöglichkeit einer Aushungerung erreicht und ſomit iſt hier wohl bedacht und ganz abſichtlich, was man ſonſt als Fehler zu betrachten gewohnt iſt, die weite Flächenausdehnung des Feſtungswerkes. — —

Die Sonne wollte ſinken, als die Stadt wieder erreicht war; fern und nah läuteten die Glocken und dabei herrſchte ringsum ein Rennen und Laufen als erklinge das Sturmgeläute zu einer ſizilianiſchen Vesper in Polen. Man kann nun einmal ſolche Gedanken auf dieſem vulkaniſchen Boden nicht loswerden! — Auch ſind ja ſolche Vespern den Polen, ſind in Warſchau nicht mehr fremd. Vielleicht lebt hier noch Mancher und Mancher auch in den ruſſiſchen Invalidenkompagnien, der jene Gründonnerstagsnacht des Jahres 1794 mit durchmachte, als das gepeinigte Volk ſich in Maſſen erhob und die übermüthigen Sieger unter General Sievers theils niedermachte, theils gefangen nahm, theils zur Flucht aus der Stadt nöthigte. Freilich rächte dann Suwarow noch im ſelben Jahre mit grauſamer Barbarei die „Empörung“; aber die Beſorgniß vor gleichen Möglichkeiten konnte doch ſelbſt das noch grau-grauſamere Raffinement der neueſten Ruſſenherrſchaft nicht vollkommen zerſtreuen. Selbſt die Citadelle iſt dagegen nur ein zweifelhafter Schutz.

Heut aber galt das Rennen und Laufen nur der Bewunderung ruſſiſcher Soldatenpracht. Von einer Heerſchau, welche der Fürſt Statthalter auf dem Powenski'ſchen Blachfelde über die Reitermaſſen der Beſatzung gehalten, kamen die Menſchenmaſſen hereingeſtrömt. Dicht hinter ihnen flogen die goldſtrahlenden Perſer in dichten Trupps heran; dort klirrten die Küraſſiere und Chevaurlegers nach ihren Kaſernen hinab, drüben raſſelten und klapperten die Koſakenartilleriſten ſtreng-geſchloſſenen Zuges vorbei, darüber hinweg ragen die bunten Fähnlein der Uhlanen, und in der Ferne ſchwenken flüchtige Huſaren um die Ecke. — Nicht weit vom Schloſſe kommt Fürſt Paskewitſch ſelbſt. Ein altersſchwach und abgemattet ausſehender Mann mit freundlichen Augen, hellgrauem Haar und pechſchwarzem Schnurrbart ſaß er faſt erdrückt vom Glanze ſeiner Uniform im offnen Wagen. Tſcherkeſſen umſchwärmten in lichten Haufen die Karoſſe, Offiziere der verſchiedenſten Waffengattungen hielten ſich dicht an deren Seiten, zahlreiche Handpferde wurden nachgeführt und vornweg räumte eine Kavallerieabtheilung breiten Zuges die Fahrſtraße. — Dieſe maſſenhafte Bedeckung war aber nicht etwa nur ein Ueberbleibſel der Heerſchau. Nein, man erblickt den Fürſten kaum jemals anders. Der Kaiſerbefehl hat es ſo gewollt.

Dennoch iſt Paskewitſch unter allen Vertretern ruſſiſcher Staatsmacht vielleicht der mindeſt gehaßte; ja — ſo unglaublich es klinge — die Polen hegen ſogar eine gewiſſe Neigung zu ihm, freilich nur eine Neigung wie ſie dem despotiſch Beherrſchten gegen den Repräſentanten eines despotiſchen Herrſcherthums möglich iſt. Man weiß aber, daß der Fürſt von dieſer Macht keineswegs jenen Gebrauch macht, welcher ihm möglich wäre — und dies iſt unter ruſſiſchen Verhältniſſen bereits ein ungemeſſenes, in der That auch außerordentliches Lob. Es iſt daſſelbe Lob, womit man Benkendorffs Verwaltung ſchmückte. —

Dagegen will der Neid ſeiner Feinde dem grauen Krieger ſelbſt dieſe Genugthuung nicht gönnen. Und dieſe Feinde leben unter den Ruſſen, ſind eben die Heerführer jener Partei, welche ſich mit dem Namen der ſtrengnationalen brüſtet, ſind die Häupter des moskowitiſchen Adels.

Man hat Paskewitſch und Diebitſch gewöhnlich zuſammen und den einen als Vertreter des ruſſiſchen Elementes dem andern als den des deutſchen im Heere gegenüber geſtellt. Mit Diebitſch's Tode, ſagt man ferner, iſt das ruſſiſche Element alleinherrſchend geworden in der Armee. Man hat damit zuſammengehalten, was ſeitdem die moskowitiſche Partei an Einfluß im Kabinet und im Lande gewann, was ſeitdem das Deutſche nach allen Richtungen hin einbüßte. Allein wie alle derartigen allgemeinen Sätze, ſo iſt auch dieſer nur bedingungsweiſe wahr. Denn das nationale Element ſelber iſt keineswegs kompakt und ganz, einheitlich in den Grundſätzen und den Verfolgungen ſeiner Zwecke. Dies zeigt Paskewitſch's Beiſpiel. Als er den polniſchen Vicekönigſtuhl eroberte, war ihm das nationalariſtokratiſche Moskowiterthum bereits bitter feindlich gegenübergeſtanden. Denn er hatte das Verbrechen begangen, ſich rückſichtslos zum höchſt erdenkbaren Rang in Rußland ſelbſtſtändig emporzuſiegen. Wer aber nur einen Blick hineingeworfen hat in das Treiben und Weſen der ruſſiſchen Fractionen, dem iſt es bekannt, wie dieſe Befehdungen ihren Anfang von der Erhebung des General Paskewitſch zum Grafen von Eriwan datiren. Damals galt es zunächſt ſeinen Feldherrnruhm' zu ſchmälern. Da ward denn eifrig ausgeſprengt, wie der eigentliche Urheber aller jener kriegeriſchen Bewegungen, womit Paskewitſch Perſien dem Czaren unterwürfig machte, ein einfacher Ingenieuroffizier ſeines Stabes geweſen ſei. Mit ſchlauer Berechnung hatte man für dieſe Rolle ſogar keinen Träger eines altruſſiſchen Bojarennamens gewählt, ſondern einen unbekannten balti-

ſchen Edelmann, welcher gerad gegen Ende des Feldzugs im Hauptquartier dem Lazarethfieber erlegen war. Dieſe Verdächtigungen fielen aber genau in jene Zeit, da Paskewitſch im Kaukaſus eben ſo wenig einen Erfolg zu erringen vermochte, als ſeine Vorgänger und ſeine weit unumſchränktern Nachfolger. So ward kaiſerliche Ungnade ſein Loos und die moskowitiſche Partei ſchaarte ſich um Yermoloff, indem ſie den Geſtürzten vergaß. Dieſer eroberte unterdeſſen Polen zurück und ſchloß damit Rußlands weitklaffende Herzenswunde. So ward er plötzlich Fürſt von Warſchau und Generalfeldmarſchall. Jetzt dauerte Jahre lang nur ein kleines Plänklergefecht; man hoffte die Verwicklung der Verhältniſſe und die immer neu auftauchenden Empörungen würden den Blitz kaiſerlicher Ungnade von ſelbſt auf den Sohn des kleinruſſiſchen Edelmannes herabziehen, welcher es wagte dieſem kleinruſſiſchen dunkeln Edelmann, ſeinem Vater, einem einfachen Oberſten, bei allen ſolennen Gelegenheiten den Ehrenplatz neben ſich und über den Kneſen und Bojaren anzuweiſen. War dies am Ende auch nur eine äußerliche Verletzung eitler Rückſichtforderungen, ſo doch gerad genug um die Mißſtimmung in der Gegnerſchaar zu unterhalten, wenn auch zu unbedeutend um irgend eine direkte Anklage zu erzeugen. Auch gefiel man ſich zu ſehr in der faſt kaiſerlichen Verehrung Yermoloffs, welcher ſeine Uniform beleidigt abgeworfen hatte und beinah ohne es zu wiſſen zum Mittelpunkte des moskowitiſchen Bojarenthums worden war. Da kam nun jene kaiſerliche Einladung zur Revue an Yermoloff, welche ihm eine Batterie zum Geſchenk verlieh, ihn wieder in die Uniform nöthigte und ſeine moskauer Popularität dadurch mit Eins vernichtete, während ſie ihn ſelber als oſtentirten Chef der moskowitiſch-adeligen Partei unmöglich machte. Dieſe ſah jetzt den Knoten ihres Landes gelöſt, er-

kannte ſich durchſchaut, ja bedroht und Paskewitſch in höchſter Gnade, umjauchzt von einer maſſenreichen Anhängerſchaar.

Da tauchten plötzlich neue Gerüchte auf; da ſprach man plötzlich von einem Briefe, welchen der General Toll vom Todtenbette an den Kaiſer gerichtet und worin er ihm offenbart haben ſollte, wie er der Erfinder des großen Reorganiſationsplanes im Kaukaſus geweſen, für deſſen Urheber Paskewitſch gegolten habe und welchen man fortzuführen für gut befunden hatte, trotzdem daß ſein vermeintlicher Urheber nicht von der Sonne kaiſerlicher Gunſt beleuchtet blieb. Dazu fügte man, Paskewitſch ſelber habe den Brief unterſchlagen, weil darin auch außerdem dargethan geweſen ſei, wie er die Offiziere nach perſönlichen Beweggründen befördert und zurückgeſetzt, und unermeßliche Summen im Kaukaſus gewonnen habe. Jetzt blieben jedoch dieſe Verdächtigungen wirkungslos, dieſe Waffen waren abgebraucht; man mußte alſo wieder zuwarten, bis ſich für ihren Gebrauch eine paſſendere Gelegenheit fände. Dieſe boten die immer neu auftauchenden Verſchwörungen, und man nannte den Fürſten mit hämiſchen Seitenbemerkungen zu mild, zu ſchonend gegen die Polen. Als nun vollends eine Anzahl der im Jahr 1831 verſchickten Polen durch ſeine Vermittlung begnadigt worden war, da rief man es beinah überlaut durch das Land: nun zeige ſich klar, wie vollkommen untauglich Paskewitſch für dieſen wichtigſten Poſten des Reiches. Dazwiſchen wirrten und irrten auch Verdächtigungen anderer Art. Der Mann iſt bedenklich — flüſterten die Einen —, er ſitzt auf dem Vicekönigsſtuhl und trägt am Ende ein Gelüſte ſeine beinah unbeſchränkte Macht im Heere dazu zu benutzen, um einen Königsthron aufzurichten! — O nein — beſchwichtigten mit beleidiger Miene die Andern — er iſt der treueſte Unterthan des Kaiſers; aber der arme Mann kann ſeinen Poſten geiſtig nicht beherrſchen, hat ſich überanſtrengt

und leidet an periodiſchen Verſtandesverwirrungen. Andere wollten ſogar genau wiſſen wie der Fürſt ſich ſelber unfähig fühle und Tſchernitſchew ſchon zum Nachfolger erbeten habe. — So entſtanden die Zeitungsnachrichten, wie ſie im Anfange des Jahres 1844 vom Ausland nach Rußland zurückgeflogen kamen. Allerdings glaubte man nicht daran. Aber man wurde doch unſicher, als die Verwaltung immer entſchiedener von der Polizei und Juſtiz getrennt wurde, Paskewitſch zwar erſtere in der Hand behielt, doch letztere dem Polenſchrecken Abramowitſch vollſtändig abtreten mußte und endlich mitten unter dieſen Veränderungen wirklich nach dem Ausland reiſte.

Allerdings iſt er krank fortgegangen; aber mit dieſer Krankheit iſt er auch zurückgekehrt. Denn es iſt keine Krankheit des Körpers, es iſt in der That ein Gemüthsleiden, das niederdrückende Leiden, welches verborgene Feindſchaft und mannichfacher Undank bedingen — am ſchmerzlichſten bedingen, wenn die Feindſchaft von den Stammgenoſſen und der Undank von derjenigen Seite kommt, für welche man die beſten Lebenskräfte durch beinah vierzig Jahre opferte. Dies ſoll den Fürſten in den letzten Jahren ſo raſch altern, ſeine Geſichtszüge ſo matt gemacht haben. Rußland dankt ihm nicht, die Ruſſen danken ihm nicht, und dennoch muß er Polen und den Polen gegenüber beide vertreten. Daran krankt er ....

Da donnert der Kanonenſchuß aus der Citadelle. Das Ende des Warſchauer Werktages iſt da und der Feldmarſchall Fürſt von Warſchau verſchwindet mit ſeinem Gefolge im Schloſſe der Jagellonen, welche einſt nahe daran waren die moskauer Czarenmütze zur polniſchen Königskrone zu fügen.

Auf einer Siège.

Wie Alles was Polizei heißt in Rußland vortrefflich eingerichtet ist, so auch die Feuerpolizei. Hier bewährt sich auch die ursprüngliche Einrichtung in der Ausführung vortrefflich. In jeder halbweg großen Stadt erhebt sich nämlich aus jedem Viertel, und zwar gewöhnlich aus dem Polizeihaus, ein hoher Wartthurm, welchen man auf den ersten Blick für einen Telegraphenthurm nehmen könnte. An langer hölzerner Stange mit Queerbalken hängen dort oben vier schwarze Kugeln, nachtüber vier Laternen; ein Wachposten kreist dazu fortwährend um diese Zinne. Sowie nun aus einem Hause des solchermaßen beobachteten Stadtviertels ein verdächtiger Rauch oder gar eine Flamme emporsteigt, stellt der Wächter mit ein Paar Zügen an den Schnuren die Signalkugeln in die vorgeschriebene ortsbezeichnende Richtung und klingelt der unten im Polizeilokal stets bereiten Feuerlöschmannschaft. Ein Blick auf die Signalkugeln genügt, um die Brandstätte genau zu wissen; alle

möglichen Lösch- und Rettungswerkzeuge sind auf's Beste zugerichtet und stets vorbereitet zur Hand. Mit ihnen saust augenblicklich der militärisch geordnete Zug im eilendsten Rosselauf nach der bezeichneten Stelle. Gehören rasche und dauerhafte Pferde schon an und für sich zu den Vorzügen Rußlands, so am Meisten bei der Löschkompagnie. Denn jeder Reiter, welchem das Unglück geschah vom Pferde zu fallen, jeder Kutscher, welchem seine Rosse scheu wurden und durchgingen, verliert fraglos nach dem Wie und Warum das Pferd. Es muß an die Löschkompagnie abgeliefert werden. So ist diese denn fortwährend reichlich und ausgezeichnet remontirt*). — Angekommen an der Brandstätte wird zunächst die Straße gesperrt; kein unbeschäftigter Mensch darf herantreten; die in Lösch-, Rett-, Wasserträger-, Maurer- und andere Abtheilungen zerspaltene, soldatisch eingeübte Mannschaft beginnt den Kampf mit dem Element. Wirklich steigt auch das Unglück höchst selten zu der Höhe, wie unter andern Einrichtungen bei den Unmassen von Holzwerk an den russischen, baltischen und polnischen Häusern nicht zu vermeiden wäre. Auch existirt nichts von jenem sinnebetäubenden Lärmen mit Trommeln, Hörnern und Sturmgeläute, wie er in Deutschland noch überall gebräuchlich. Ja, man erfährt sogar selten von bedeutenden Diebstählen oder andern Verbrechen bei Gelegen-

*) Das Pferd verfällt der Löschkompagnie nur, wenn es ein Budoschnik auffängt. Da aber bei der Gewohnheit raschen Fahrens und Reitens natürlich der Fall sehr häufig vorkommt, daß Pferde scheuen und durchgehen, so erlebt man auch das lustige Schauspiel sehr oft, wie das Publikum mit den Polizeimännern wettfängt und diesen oft die Beute weghascht, um sie dem nun straflosen Besitzer wieder zuzustellen. Erschreckend ist aber die Strafhärte, wenn ein Kutscher das Unglück hat, daß seine durchgehenden Pferde einen Menschen verwunden oder gar tödten. Die Pferde kommen freilich auch nur zur Löschkompagnie; aber der Wagen geht ebenfalls verloren, denn er wird zum Besten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten (in Petersburg des Findelhauses) versteigert, und der Rosselenker selbst wird — in die Armee gesteckt.

heit eines Feuers. Die Feuerpolizei ist in That und Wahrheit eine der wenigen Einrichtungen, bei denen die Behörde zum wirklichen Besten des Publikums wirkt. Darin könnte Westeuropa vom Ostreich lernen.

Es ist schon früher beiläufig erwähnt worden, wie die Russen Alles, was auf Unglück deutet, mit weichen Namen bezeichnen. Auch für diese Feuerwachthürme hat die russische Sprache kein scharf bezeichnendes Wort erfunden, so daß sich selbst der Geschäfsjargon mit dem französischen Siège begnügen mußte. Und allerdings sind jene Zinnen prächtige Ruhesitze, um Blicke und Gedanken über die Stadt hinschweifen, das Straßengewirr durchfliegen, dann wieder an einzelnen hervorragenden Punkten betrachtend haften zu lassen.

Die Siège des Rathhauses von Warschau gewährt den freiesten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen. Nordwärts allein, wo gegen die Festung hinüber das Erdreich und die Häuser mählich aufwärtssteigen, vermag man nicht weit auszuschauen. Dagegen schweift das Auge ostwärts über die am Flußrand gelagerte Stadt, über Praga's versplitterte Häuser, über die Weichselauen, über die Grochow'er Ebene blutigen Zeichens, bis der Wald der Blickweite ihr Ziel setzt. Westwärts und landeinwärts baucht sich dagegen die Stadtmasse, um sich nach und nach zuerst unter Gartenbäumen zu verbergen und dann in einer feld-, wiesen-, und buschreichen Ebene mit einzelnen Häusern zu verlieren. Südwärts hemmt zunächst das große Theater die Ausschau — denn es ist nur durch die Marktbreite von uns geschieden; — doch sehen wir daneben hin nach der Schlucht zwischen Alt- und Neustadt, dahinter erkennen wir die Vertiefung verschiedener Plätze und aus dichtem Laubwerk ragen die Sternwarte, das Lustschloß Belvedère und der Sommerpalast Lazienki hervor, während weiter hinaus in ungewissen Umrissen Sandflächen oder Felder, Auen oder Wälder erscheinen, aus

denen mitunter der Silberschein der Weichsel oder stehender Gewässer aufleuchtet.

Nur wenige Thürme ragen aus der Stadt empor. Man ist es sonst anders gewohnt in alten und strengkatholischen Städten. Ja man könnte glauben, es habe schon ein Hauch des griechischen Katholizismus die Kirchthürme zu lauter Kuppeln umgewandelt. In Italien ist's ähnlich. Da ist aber der christliche Bau aus den heitern Göttertempeln hervorgewachsen und darin seiner Form nach begründet. Im westlichen Europa wuchsen dagegen die himmelanstrebenden Dome mit ihren vielgezierten Giebeln, Pfeilern und Thürmen in freier Fortbildung des überkommenen Geschmackes auf und in dem Anschauen pittoresker Landschaftsbilder. Hier in der endlosen Fläche verkrüppelten die Erinnerungen an jene durchgeisterte Sinnlichkeit des Baugeschmacks; und die späte Bildung, welche vielleicht Schöneres erstrebt hätte, war fortwährend von den Kriegszügen barbarischer Nachbarn bedroht. Da konnte sie sich nicht behaglich entfalten, nicht großartig und erhaben gestalten. Ein düsterer Nebelhimmel und lange Schneemonate ließen auch gar nicht das Bedürfniß jenes feinen, leichten Filigranbaues erstehen, wie ihn die spätere Periode der gothischen Kunst erschuf, als die erhabene Auffassung tiefgläubiger Seelen bereits einem mehr künstelnden, als reinkünstlerischen Geschmacke gewichen war. Auch konnten unter den hiesigen politischen und sozialen Verhältnissen die Gotteshäuser niemals als echte Nationalwerke oder doch als Erschaffungen mehrerer Stadtgenerationen entstehen: der Herr befahl den Bau und die Sklaven mußten bauen. Was der Herr befahl oder bezahlte, ward geschaffen, nichts darüber. So mag es denn gekommen sein, daß man selbst in den echtkatholischen Landen, die heute Polen, Posen, Galizien, Schlesien, ja selbst Ostpreußen heißen, die Pracht der Gottesverehrung

weit mehr innerhalb des Kirchenſchiffes angehäuft hat, als daß ſie ſich am Aeußern der Gotteshäuſer gezeigt hätte. Dies Mißverhältniß wird immer überwiegender, je näher wir den Grenzen der oſtrömiſchen Kirche kommen, und iſt in dieſer durch die dogmatiſch feſtgebannte Kirchenform vollends alleinherrſchend geworden. Die goldnen Kuppeln und Kreuze der Petersburger und Moskauer, Nowgoroder und Kaſan'ſchen Kathedralen widerſprechen dieſer Anſicht keineswegs. Sie ſind nur Eingeſtändniſſe des Bewußtſeins, daß ein höherer und feinerer Schmuck fehle.

In Warſchau ſtehen die Kirchen äußerſt ſelten frei auf einem Platz, man kann daher auch ſelten einen Eindruck ihres Baues erlangen. Gewöhnlich ſind ihre Fronten in die Straßenreihe eingefügt oder treten höchſtens mit ein Paar Stufen daraus hervor. Gewöhnlich ſchließen ſich auch die Seitenmauern der Nachbarhäuſer an die Seiten der Kirche an. Es fehlt das, was wir beinah als ein unerläßlich Zubehör zu betrachten gewohnt ſind — der Kirchhof. — Ja faſt nur eine einzige Kirche erhebt ſich prächtig und erhaben inmitten eines freien Platzes und dem römiſchen Pantheon ähnlich zum Himmel empor. Als wollte er es leugnen, daß ſeine Gemeinde hier nur geduldet, ungern gelitten iſt, ſo überragt der evangeliſche Alexanderdom die Gebäude der ketzerwüthigen Stadt. Man mag es gar nicht glauben, daß dieſe ſelbe proteſtantiſche Gemeinde vor kaum hundert und dreißig Jahren nicht einmal ein Bethaus errichten durfte, daß ſie vor nicht mehr als hundert und elf Jahren geächtet und den jüdiſchen Parias in aller bürgerlichen wie allgemeinmenſchlichen Rechtloſigkeit gleichgeſtellt wurde. Und dennoch durchzuckt es uns das Herz, als verbittere ein tiefes Wehe die Freude über den Sieg chriſtlicher Duldſamkeit, wenn wir es erfahren, daß dieſe Kirche nur einem czariſchen Machtſpruche ihre Möglichkeit verdankt. Denn dieſe ruſſiſche Begünſtigung des Proteſtantismus im pol-

niſchen Lande ward eben den Polen ein neues Element des Haſſes — nicht gegen die Lutheraner und nicht gegen den Ruſſogräcismus, ſondern gegen die Deutſchen. Mit dem nationalen Mißwillen verwebte ſich die konfeſſionelle Mißgunſt. Man fragte nicht dem tiefern Sinne jener ruſſiſchen Anomalie nach, ſondern glaubte ſie nur dem gemeinſamen Intereſſe der deutſchen Eindringlinge und der ruſſiſchen Gewalthaber entſproſſen. Man mochte ſich nicht eingeſtehen, wie Rußland ſeine lautverkündete Toleranz den iſolirten Proteſtanten eines ſtrengkatholiſchen Landes in vollem Maße faktiſch gewähren konnte, da ſein politiſches Syſtem abſoluter Alleinherrſchaft über Leib und Seele der Unterthanen vom Lutherthum in keiner Weiſe gefährdet werden konnte. Denn der Lutheraner hat ja keinen geiſtlichen Oberherrn als den Landesfürſten, keinen Anhalt in Glaubens- und Lebensnöthen als ihn, während der Katholik in Rom ſeinen Schirm und Schutz ſucht und findet. Aber — ſeien wir gerecht — dies war es nicht allein. Dazu trat noch die Bemerkung, wie eben die Mehrzahl jener deutſchen Proteſtanten dem Ruſſenthume enger als den Polen befreundet war und iſt. Die Mehrzahl ihrer Namen findet ſich in den Liſten der Tſchinowniks und Offiziere wieder; einen andern Theil nennt man unter den titelloſen Vertrauten jener heimlich ſchleichenden Macht, welche Polens innerſtes Leben vollends vergiftet; und ſelbſt unter den übrigbleibenden Kaufleuten, Handwerkern, Künſtlern ſpürt der polniſche Argwohn immer neue Verdächtige auf. Wo das ganze Leben von außen herein beargwöhnt iſt, da verdächtigt es wieder von Innen nach Außen. Wer hebt den erſten Stein auf?

Man möchte raſcher über dieſe Thatſache hinweggehen, wenn ſolche Identifizirung der Begriffe Proteſtant, Deutſcher, Polenfeind und Ruſſenfreund ſich eben nur auf die Warſchauer Deutſchen bezöge und

nur von den Warſchauer Polen geübt würde. Aber ſie iſt zum Allgemeinbegriffe von den Deutſchen geworden und hat ſich durch die ganze polniſche Welt des Königreichs, wie des Großherzogthums Poſen und Galiziens verbreitet. Der Pole glaubt gar nicht an jene Sympathien Deutſchlands, wie ſie ihm einſt entgegenjubelten und dann mit ihm um Warſchau's Fall jammerten. Er hält den Jubel für einen gemachten Theaterlärmen, die Mitklage für eine poetiſirende Heuchelei. „Ich weiß es, ihr Deutſchen habt kein menſchlich Mitgefühl für unſern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwiſſenſchaftlich-hiſtoriſches Bedauern für die Zerſtückelung eines Königreichs" — ſo hörten wir die Gebildeten ſprechen. Und wie ſpricht nun die Maſſe? — — —

Außer jenem Alexanderdom heben ſich nur noch drei ruſſiſche Bauten wahrhaft großartig aus dem Häuſermeere der Stadt: am nördlichen Ende die oftgenannte Citadelle, näher bei uns die fünf Thurmkuppeln der ruſſiſchen Kathedrale und beinah unter uns auf dem Marktplatze das große Theater. — Das Rathhaus, auf deſſen Siège wir ſtehen, verſchwindet vor ſeinem maſſenhaften Gegenſtück, welches die Ruſſen erſchufen und in ſolchem Glanz erſchufen, da Polen bereits zerſchmettert und der Warſchauer Stadtrath in eine ruſſiſche Behörde verwandelt war. Man ſieht es in der That dem prachtvollen Bau nicht an, daß er ſo luftigem und luſtigem Zwecke dient. Anderthalb hundert Ellen lang iſt ſeine Fronte, Säulenreihen tragen prachtvolle Galerien, welche vor dem erſten Geſtock hinlaufen, ſogar doppelt ſtehen dieſe Kolonaden übereinander im vorgeſchobenen Mittelſtück der Hauptbreite; und aus dem Dache des Gebäudes hebt ſichs wie ein zweites Haus, als habe ſich die ruſſiſche Pracht- und Bauluſt nicht erſchöpfen können.

In dem Gebäude iſt Platz für eine ganze Stadtbevölkerung. Mehr

denn funfzig Kaufläden — die elegantesten der Stadt — haben sich im Erdgeschoß angesiedelt; mehr denn hundert Familien bewohnen die verschiedenen Räume der Steinmasse; mehrere Restaurationen, viele Säle sind noch darin vertheilt; eine Menge weiter Zimmer steht sogar noch völlig unbenutzt: — und trotzdem blieb noch immer Raum für zwei Theater, deren eines zwar nur an sechshundert, deren anderes dagegen an dreitausend Zuschauer fassen kann.

Auf der Bühne dieses großen Theaters (teater wielki) können sich zweihundert Menschen frei neben einander bewegen. Jammerschade, daß diese freie Bewegung sich eben nur auf den Körper bezieht. Das Ballet ist nämlich die eifrigst gepflegte, die am prachtvollsten ausgestattete Kunstleistung dieser Bühne. Ballet ist aber immer lustig und auch jede recitirende Darstellung dieser Bühne muß diesen fröhlichen Charakter tragen. Hier wie auf dem kleinern „Theater der Verschiedenheiten" (teater rozmaitosci) ist das Trauerspiel verpönt; ja nicht einmal ein beiläufiger Mord darf im recitirenden Drama oder der Oper über jene Breter schreiten. Selbst Gefechte sieht die Vorsorglichkeit der Censur nicht gern; denn die moskowitische Zartheit mag die Polen durch den Mord nicht an die dahingestreckte Mutter Polonia, durch die Gefechte nicht an das trauerreiche, leichenvolle Jahr 1831 erinnern. Dafür könnt Ihr aber Lustspiele sehen, recht heitere Lustspiele aus aller Herrn Ländern und auch polnische Originalpossen. Dafür hat man gesorgt. Auch dürft Ihr Euch nicht davor fürchten etwa harten und garstigen Worten zu begegnen, wie Vaterland, Freiheit, Revolution oder Verschwörung *). Die Dinge selber dürfen nie und nirgends bedingend

*) Beiläufig sei bemerkt daß die Russen für den Begriff Revolution kein echtrussisches Wort besitzen; sie heißen's Revolúcion. Eben so wenig für Verschwörung: man nahm dafür das deutsche Bund an.

werden, und ſo märzte man auch ihre Namen aus oder umſchrieb ſie mit gefälligen Worten. Auch wird Euer Royalismus niemals verwundet werden; denn kein Potentat Europa's darf eine Rolle hier ſpielen. Nur die „Blume der Mitte," der Kaiſer von China, zeigt ſich mitunter in einem komiſchen Ballet. — Ach, dieſes Theater und ſeine Stücklein ſind gar ſo vergnüglich! Immer luſtiges Leben, immer lachende Menſchen, immer prachtvolle Szenerien, immer ſchöne Weiber, immer phantaſtiſche Ballets, worin die Grazie der Wolluſt durch zweihundert Tänzerinnen verkörpert wird — man mag kaum begreifen, daß Warſchau's Bevölkerung nicht in einem fortwährenden Freudentaumel ob all dieſer Wohlthaten ſchwelgt, daß Polens Söhne überhaupt noch andere Gedanken als an jene Bühnenluſt und deren Nebenfreuden hegen mögen.

Man ſagt auch, ihre Mehrzahl habe dieſe väterlichen Beglückungsmaßregeln vollkommen anerkennen gelernt. Wie ſich die Warſchauer Jugend kümmerlos auf die Pfühle der ſinnlichen Luſt hinlagerte, ſo ſchwelgt ſie auch in der lachenden Pracht des ruſſiſchen Gaukelſpiels mit polniſchen Tänzerinnen und italieniſchen Sängerinnen. Sowie ein glanzvolles Ballet, eine Oper mit Tänzen, eine tolluſtige Zauberpoſſe mit allerlei Maſchiniſtenwerk auf den Zetteln verkündet iſt, belagern ſchon am frühen Nachmittage dichte Maſſen den Kaſſeneingang, welcher ſich um ſechs Uhr öffnet. Und die dreitauſend Zuſchauerplätze ſind an dieſem Abende ſicher vollzählig beſetzt. Selbſt jene vornehmſte Welt der Nationalen, welche mit ihrem Reichthum die perſönliche Unabhängigkeit rettete und ſich geſellſchaftlich von allem Ruſſiſchen abgeſondert hält, ſelbſt dieſe Welt der ariſtokratiſchen Patrioten oder patiotiſchen Ariſtokraten, kann dieſer ruſſiſchen Verlockung nicht widerſtehen. Auch ihr iſt die Fußzehenkraft einer Tänzerin Gegenſtand tiefſinniger Bewun-

derung, auch ſie ruft den Dekorationsglanz ihr Bravo, und beanſprucht das Spiel der Petersburger franzöſiſchen Geſellſchaft, welche gewöhnlich einige Sommermonate in Warſchau zubringt, wie ein wichtiges Recht.

Und dennoch ſoll es unter dieſen harmlos Fröhlichen immerhin noch Einige geben, welche im Heraustreten aus den glanzerfüllten Räumen die ganze Luſt urplötzlich vergeſſen, welche trübfinſtere Blicke nach dem Rathhauſe hinüberſenden, vor deſſen Pforten ruſſiſche Invaliden umhertaumeln. Dann ſoll man oftmals halblaut zwei Strophen hören, welche einſt Niemciewicz dichtete:

Lechs alte Weiſſagungen verkündet uns der Himmel!
Polen, dies unſer Adler, dieſe Erde iſt unſer.

So lautet ihr Inhalt und geſchrieben ſtanden ſie am Fuße einer Säule, auf welcher ein weißer Adler thronte. Dieſe Säule hatte vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1831 ihren Platz vor dem Warſchauer Rathhaus.

Was wollt Ihr nun mit dieſen Erinnerungen? Wiſſet Ihr nicht, daß Lech nur ein fabelhafter Polenkönig war, wogegen Nikolaus der echte und rechte iſt? Haben nicht die Koſaken den weißen Adler in den Schmutz getreten, und ſitzt nicht der ſchwarze doppelköpfige Aar greiffertig auf der Zinne des Rathhauſes, über der Pforte des Theaters, über dem Vorhange der Bühne, an den Feſtungsthoren und auf dem Königsſchloſſe? — Lacht doch, Polen, lacht doch im ruſſiſchen Theater. Aber denkt nicht, habt keine Erinnerung, lebt ohne Vergangenheit und ohne Zukunft!

Von Denkmalen zu Denkmalen.

Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ist Warschau die polnische Hauptstadt; fünf und zwanzig Mal haben es seitdem bis heute fremde Truppen besetzt und fremde Herrscher sich unterworfen, bis endlich Rußland seine Adler aufpflanzte. Sind nun auch seit dem Beginne dieses letzten Regimentes Stadt und Menschen mit aller Macht einer übermüthigen Despotie in die russische Uniform eingezwängt worden, so konnten doch noch nicht alle Ueberbleibsel früherer Zeitläufe übertüncht und vernichtet werden. Aber seltsamer Weise erhielten sich an Baudenkmalen fast nur jene, welche der kurzen sächsischen Periode, der Reifungsepoche des polnischen Zerfalles, ihre Entstehung verdanken. Wir sahen bereits die Paläste der Magnaten im Dresdner Kurfürstenstyl; aber wo auch diese verwitterten, erinnern doch noch die Anlagen und Namen der Straßen und Plätze an jene Zeit. Da klingt z. B. hinten im tiefsten Straßengewirr eine Elektoralgasse aus lauter echt-

polniſchen Benennungen heraus; und in der Südhälfte der Stadt weitet ſich noch heut als deren ſchönſte Zierde der bekannte ſächſiſche Platz; der großartige Vorhof des ſächſiſchen Palais, das Seitenſtück des ſächſiſchen Gartens. Vom alten Rokokoſtyl iſt da freilich nur wenig geblieben; neuruſſiſche Charakterloſigkeit trat an die Stelle der altfranzöſiſchen Nachahmung. Nur der Garten erhielt ſich ziemlich unverändert. Ein ungeheures Viereck umfaßt er, ſchlechtgepflegte Raſenplätze von düſtern Alleen eingehegt, hier und da ein Springbrunnen, eine Bank, auch wohl ein ſehr kleines Blumenbeet bilden ſeine Anlagen. Er erſcheint eine vernachläſſigte Kopie des Pillnitzer Gartens. — Ehemals trat man durch den Mittelbau des ſächſiſchen Palaſtes hinein. Allein dies Mittelſtück mußte einer prächtigen Säulenhalle weichen, welche nunmehr die beiden Seitenflügel verbindet, deren verwitternde Pracht man ebenfalls abbrach, um ſie in zwei glatte große Häuſer zu verwandeln, deren kaſernenartiges Ausſehen allerdings wohl beſſer zu ihrem Inhalte paßt. Denn ſie ſind mit ruſſiſchen Behördenlokalen und Beamtenwohnungen vom Grunde bis zum Giebel angefüllt.

Treten wir dann aus dem Säulengange auf den Platz hervor, ſo ſteht uns der vielgenannte koloſſale Obelisk „zum Andenken der treugebliebenen Generale“ gegenüber, während Hauptwachen, Kavalleriekaſernen und andere ſoldatiſche Behauſungen die Flanken des Platzes beſetzen. — Der Obelisk iſt ſchon oft geſchildert. Die goldnen Namen daran wurden von goldſtrahlenden Generalen geführt, die jetzt zu Staub zerfallen. Es iſt kein einziger darunter, deſſen Klang Europa's Ohre vertraut iſt. So ſteht denn auch dieſes Denkmal eben nur, um dazuſtehen, um die Leute und vielleicht die Nachwelt glauben zu machen, daran knüpfe ſich eine ruhmreiche Geſchichte. Es iſt ein echtruſſiſches Denkmal. — Trotzdem muß man es ſchön und großartig nennen. Auf einem ungeheuern

Würfel hebt ſich ſein funfzig Fuß hoher Körper, und an den Ecken des Würfels ſitzen je vier ruſſiſche Adler, während von jeder dieſer Ecken wieder zwei mannshohe Vorſprünge auslaufen, auf deren jedem ſich ein ſteinerner Löwe hingelagert hat. Der Obeliskenkörper ſelbſt beſteht jedoch aus Eiſenplatten und ſo neckt uns leicht in aller Bewunderung der Vergleich des Denkmals mit einem ungeheuern Ofen. Selbſt die Polen, denen dieſe ruſſiſche Zierde wie ein Schandpfahl erſcheinen ſollte, vergeſſen in deren Anſchauen ihren Groll und ſpotten: ſchade um das ſchöne Ding, wenn einmal eine neue Erhebung beginnt; dann müſſen wir Kanonenkugeln daraus gießen. Ein Petersburger Ruſſe aber ſagte von dieſem ewigen Erinnerungszeichen des polniſchen Kampfes: Cet obelisque est une bèvue pyramidale.

Rußland hat nun einmal Unglück mit ſeinen Denkmalen. In Petersburg werden ſie vom Volke nicht verſtanden, weil ſie keine wirkliche Volksgeſchichte erſchuf; oder ſie paſſen eben nur äußerlich zu dem Orte, wohin man ſie ſtellte. Ebenſo ergeht es ihnen in Warſchau. Die bèvue pyramidale verlieſt den Polen alltäglich von Neuem die Verräther an der polniſchen Sache — denn auch die Generale polniſchen Stammes, welche Rußlands Fahnen folgten, ſind in die Namenreihe aufgenommen — und ihr Gegenſtück iſt der Alexanderobelisk auf jener Citadelle, an welche Alexander nie gedacht hat. Selbſt der aus älterer, obſchon bereits ruſſiſcher Zeit ſtammenden Bildſäule Kopernik's wußte Rußland eine falſche Stellung zu erſchaffen, indem es den Palaſt der Freunde der Wiſſenſchaften, woran ſich die Bildſäule lehnt, in ein ruſſiſches Behördenhaus verwandelte, nachdem es jene Geſellſchaft in ſeiner kleinlichen Scheu vor jedem Vereine aufgelöſt hatte. Und endlich König Sigismund, der Säulenheilige? Ihm zur Linken wohnt der ruſſiſche Statthalter, dicht vor ihm klirrt eine ruſſiſche Hauptwache, dicht hinter

ihm droht die ruſſiſche Feſtung der von ihm zum Königsſitz erhobenen Stadt mit Tod und Verderben. — — —

Denkmale ſind die Erinnerungszeichen geſchichtlicher Glanzpunkte, Spitäler und Gefangenhäuſer die Wahrzeichen des laufenden Elends der Maſſen. Verſteht ſich nun Rußland auch entſetzlich ſchlecht auf Denkmale, ſo beanſprucht es doch den Ruhm, deſto beſſer auf Lazarethe bedacht zu ſein. Dieſer Ruhm iſt erzwungen. Der Menſchenmangel des Reiches, verbunden mit den Opferhekatomben, welche das politiſche Syſtem alljährlich verſchwendet, die unermeßliche Hülfloſigkeit des unfreien Volkes, die wachſende Armuth in den niedern Klaſſen der Freien, der erſchreckende Seuchenreichthum der größern Städte — dies Alles zwingt die Verwaltung, ſorgſam auf die Erhaltung des Lebens ihrer Unterthanenſchaft bedacht zu ſein. Dies auch, ſagt man, ſchuf die allen übrigen Offenbarungen des Regierungsſyſtemes ſo widerſprechende, wahrhaft liberale Fürſorge für die Früchte ungeſetzlicher Liebe. Dies erſchuf, man weiß es, die Erhaltung des Lebens ſogar Derer, welche geſetzlich todt erklärt werden — der Frevler gegen das Geſetz und der „politiſch Irrgewordenen.“ Man braucht Hände, man braucht Menſchenleben. Darum ſo wenig Strafgefängniſſe bei ſo viel Strafen, darum ſo viel Krankenhäuſer bei ſo ſparſamer Bevölkerung.

Auch in Warſchau gilt derſelbe Fall. Trotz der unzähligen Menge täglicher Verhaftungen, trotz der unzähligen Menge von Dieben, Vagabunden und Gaunern, trotz der außerordentlichen Häufigkeit aller möglichen Verbrechen, welche gerad im Warſchauer Bezirk vorkommen, beſitzt die Stadt doch nur ein einziges Zuchthaus und eine einzige Korrektionsanſtalt, dagegen an zwanzig Heilanſtalten für körperliches Gebreſte.

Jene Beſſerungsanſtalt, welche dem moraliſchen Menſchen ſeine

Gesundheit wiedergeben soll, baute die Krone in eine der schönsten Straßen des vorzugsweise von Deutschen bewohnten Stadttheils (Lèsno ulica). Man würde aber gewaltig irren, wenn man hier — wie bei uns — vorzugsweise die Mitglieder der ungebildeten Bevölkerungsschichten zu finden meinte. Nein, eben die höhern Klassen und aus diesen besonders viele Frauen liefern neben dem Auswurfe des Proletariats die täglich neue Füllung des Hauses. Einestheils ist diese Erscheinung in den eigenthümlichen sozialen Mißzuständen Polens, anderntheils auch darin begründet, daß nicht nur ein richterliches Erkenntniß zum Korrektionshaus verurtheilen kann, sondern Erzieher, Vormünder und Familienhäupter ihre Verwandten, Pflegbefohlenen und Dienstleute ebenfalls für längere oder kürzere Zeit hier einsperren können. Polnische Wirthschaft, von Rußlands Gesetzen sanktionirt! — Der Intrigue, dem Despotismus, der Habgier und jedem Ausbruch wüster Leidenschaft ist damit Thür und Thor geöffnet — aber was kümmert es Rußland? Es ist ja nur in Polen; in Petersburg erstreckt sich dies Recht blos auf Leibeigne und auf Dienstleute. Aber hier wie dort bringt es der Anstalt Geld, hier wie dort dem Staate arbeitende Hände. Von einem Besserungsversuche, ja von einer Möglichkeit der moralischen Erhebung ist auch hier wie dort keine Rede. In großen, gemeinsamen Säälen sind die Männer und Knaben, in andern die Mädchen und Frauen zusammengesteckt; die drohend auf- und abschreitenden Aufseher wachen über äußerliche Ruhe und Ordnung, und treiben zur Arbeit an. In den Feierstunden schließt man die Massen ein und pflanzt Bajonette vor Thür und Fenster. Damit ist's abgethan. Sonn- und Feiertags treibt man die Heerde in die Kirche, nachher wieder in die Säle — das ist der geistliche Zuspruch an die Halbverlorenen. Wer aber in der Stadt zu irgend einer Arbeit eines männlichen oder weiblichen Insassen der

Anstalt bedarf, schickt einen Bestellzettel und erhält das gewünschte Individuum gegen eine bestimmte Taxe zugesandt. Alles Regiment im Hause selbst wird einzig mit dem Stock geführt und auch in der Frauenabtheilung üben nur Männer die Aufsicht und Herrschaft. So will's die Einrichtung der Warschauer Besserungsanstalt.

Im ehemaligen Arsenal des polnischen Königreichs ist jetzt das Zuchthaus eingerichtet. Eine Hauptwache liegt am Ausgang, Wachposten durchklirren in dichten Schaaren alle Innenräume des dunkeln und engen Hauses. Vollgepfropft sind die kleinen Zellen von Sträflingen, deren viele mit schweren Ketten behangen sind; unaufhörlich klappen die Stöcke tyrannischer Zuchtmeister; eine schlechte und unreinliche Kost nährt die Unglücklichen. Nichtsdestoweniger zermartert noch die schwere Arbeit der „Kronsbauten" den Körper, und nach überstandener Strafzeit steckt man den Züchtling, wenn er noch diensttauglich, in ein russisches Regiment am Don, an der Wolga, am asowschen Meer oder am Kuban und Terek. Nächst den Juden bilden aber hier — wie überhaupt in den russischen Zuchthäusern — die niedern Beamten den zahlreichsten Bevölkerungsstamm, welchen verhältnißmäßig nur wenig Individuen der eigentlichen Volkshefe verstärken. —

So dunkel, eng und erschreckend nun diese Strafanstalten, so weit, licht und prächtig sind die Lazarethe. Man muß den Petersburger Hospitalglanz mit seinen Kehrseiten kennen gelernt haben, um nicht verblendet zu werden und den Glauben an die Möglichkeit innerer Gebrechen dieser Krankenpaläste zu bewahren. — Nicht weit vom sächsischen Platze stoßen wir zuerst auf das Spital „zum Kindlein Jesu", welches in 42 Sälen 554 Betten beherbergt, in denen Gebärende, Findelkinder, andere kranke Kinder, irre und sonstwie sieche Weiber Aufnahme und Verpflegung finden. Sämmtliche Fußboden sind gebohnt, lange Tep-

piche ziehen ſich über die Treppen und durch die Vorhallen, alle Geräthſchaften glänzen von Reinlichkeit und Friſche. Gegen 1000 Findlinge werden hier alljährlich eingebracht und gleichwie die übrigen Kranken von Nonnen aus dem Orden der barmherzigen Schweſtern verpflegt. Dabei iſt ein jährlicher Baarfond von 400,000 fl. (etwa 80,000 Thlr.) für die Bedürfniſſe der Anſtalt angewieſen. Aber trotzdem erklingen manche ſchwere Klagen von Seiten der Aerzte über die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen und leiſe fügen ſie hinzu: in den Verwaltungskanzleien ſitzen ruſſiſche Beamte und das Geld geht ſeinen Weg durch ihre Hände. —

Den Opfern der Luſtſeuche iſt das ſtets gedrängt volle Lazareth von St. Lazarus mit 500 Betten beſtimmt; dann folgt das evangeliſche Krankenhaus mit 100 Stellen in achtzehn Sälen, hierauf das israelitiſche, von der Judengemeinde mit 160,000 fl. jährlicher Einkünfte bedacht. Daran reihen ſich wieder das Hospital zu St. Rochus, das des heiligen Geiſtes, das Geſundheitshaus (Dom sdsowà) und die Augenheilanſtalt. Außerhalb der Stadt in freundlichen Umgebungen liegt endlich noch das Irrenhaus, wohlbekannt in der ärztlichen Welt durch die glücklichen Ergebniſſe, welche Dr. Mylo's Heilmethode herbeiführt. Uebertroffen an Pracht und Großartigkeit, wie an Krankenmengen werden jedoch alle dieſe Heilanſtalten von den beiden Militärlazarethen — Spital Wjasdow und Citadellenhospital. 1800 Betten vertheilen ſich in 55 Räumen des erſtgenannten Gebäudes; 500 faßt das zweite. Und vor Allem füllen drei Krankheiten die Säle beider Anſtalten. Zum erſten jene Augenentzündung, welche, wenn auch minder blindheitdrohend als die ägyptiſche der Napoleoniſchen Armee, dennoch dieſer in ihren Symptomen und Verläufen ziemlich ähnlich iſt. Zum zweiten die Schwindſucht, an welcher unter vier Kranken gewöhnlich

einer leidet: eine Folge des ruſſiſchen Militärlebens. Zum dritten die Luſtſeuche, deren Opfer meiſtens ein volles Fünftel der Krankengeſammtheit bilden. — Auf ſolche Weiſe herrſchen die Krankheiten in der ruſſiſchen Armee; und ſelbſt die offiziellen Berichte vermögen nicht das Uebel zu verhüllen. Unter einer Geſammtmaſſe von etwa 220,000 dienſtthuenden Soldaten nennen ſie im Jahre 1842 154,649 Kranke. Davon begrub man 8000. Durch die Schwindſucht eilten im Jahre 1841 24,099 Menſchen dem Grabe entgegen; 10,527 waren von jener Augenentzündung befallen, 11,552 erlagen der Luſtſeuche, 14,000 warfen ruhrartige Leiden auf das Krankenlager.

Wahrlich, ein gutes Stück Rußland auf engbegrenztem Raume polniſcher Erde ging während der Wanderungen vom ſächſiſchen Platze bis zum Lazareth der Citadelle an unſerm Auge vorüber. Darum, nur noch eine kurze Strecke bis zum Powonskiſchen Felde! Dort liegen die Todten von Warſchau. Da hebt ſich zunächſt der polniſche Leichenacker mit prunkvollen Katakomben und goldſtrahlenden Denkmalen, zwiſchen denen die wildeſte Liederlichkeit und roheſte Vernachläſſigung umherliegt — ein treues Bild der polniſchen Nation. Dicht daneben iſt die proteſtantiſche Todtenſtätte, eng und klein, mit einfachen Gräbern und vorzugsweiſe deutſchen Inſchriften. Den Gegenſatz bildet dann das ruſſiſche Begräbnißfeld. Prachtvolle Denkmale, prunkende Namen, ſtrenge Ordnung und moderne Regelmäßigkeit. Drüben in der Soldatenabtheilung liegen aber ſelbſt die todten Generäle, Oberſten, Majors und Hauptleute nach Rang und Würden geſchieden oder vereint, in ſchnurgeraden Reihen, wie ſie im Leben aufmarſchirt waren.

In Praga.

Praga — aus dieſem Namen klingt uns, deren politiſche Theilnahme mit dem Beginn der dreißiger Jahre erwachte, eitel Waffengeklirr, Trompetengeſchmetter, Kanonendonner und Jammergeſchrei über den aufgegebenen Trümmern einer Nation. Unſere Väter, welche bis dahin dem polniſchen Kampfe vielleicht nur halben Herzens gefolgt waren, weil ſie zwar dem Ruſſenthume jeglichen Sieg mißgönnten, aber auch zu dem Gedanken eines ſelbſtſtändigen Polen in lebenserfahrenen Bedenklichkeiten das Haupt ſchüttelten — als Praga und immer Praga aus den Zeitungsberichten über Warſchau's Fall hervortönte, da fühlten auch unſere Väter urplötzlich eine tiefſchmerzliche Theilnahme. Denn ſie gedachten aus ihrer zarteſten Jugend des furchtbaren Kampfes, welchen einſt Tilly-Suwarow mit Leonidas-Kosziusko in Praga gefochten hatten. Und ſo empfingen ſie die flüchtenden Enkel des Helden mit offenen Armen. — Wenn man mit ſolchen Erinnerungen von der

Petersburger Straße an Praga's letzten Häuserenden hereinlenkt nach Warschau, mag man es kaum fassen, wie in dem kleinen offnen Orte und um seines Besitzes willen so viel Blut in den Sand des Weichselufers rinnen, wie so viel Heldenleichen in das durchweichte Land vergraben werden mochten. Noch mehr sind wir aber verwundert, wenn bei dem Aufenthalt in Warschau die Frage nach Praga mit einem halbtrüben, halbmitleidigen Lächeln abgewiesen wird. „Es ist da nichts zu sehen, Praga ist vollkommen interesselos." So verschiebt sich wirklich der Besuch dieser Vorstadt bis auf die letzten gedrängten Stunden vor der Abreise aus Warschau, und es bleibt zu nur flüchtiger Besichtigung eine knapp zugemessene Zeit.

Im Lichte einer Spätnachmittagssonne lag Warschau, gelblich glänzte die Weichsel hinaufwärts gen Krakau und dunkler gefärbt zog sie sich um den Festungsvorsprung hinab gen Modlin, als der Wagen über die Weichselbrücke nach Praga rollte. Ein heiteres Durcheinander von Barken, Böten und Flußschiffen zur Rechten wie zur Linken, Segel und Wimpel soweit das Auge schaute, und dennoch ein großer Unterschied des Charakters dieses Wasserlebens stromabwärts, stromaufwärts. Stroman ist beinah ein Drittel der Flußbreite von je einem der ungeheuern Flöße bedeckt, welche aus den Baumstämmen der echtpolnischen und kleinrussischen Urwälder roh zusammengenagelt, von zwei Menschen mit schweren Hebeln mühselig gelenkt werden. Ein kleiner hüttenartiger Bretterverschlag mitten auf der Holzfläche, kaum sichtbar zwischen den hochaufgeschichteten Getreidemassen, oder gänzlich verborgen zwischen den in hohlem Viereck aufeinander geschichteten Brettern, oder zusammengedrückt von den Haufen Steinsalz, Erzgestein und Baumaterial, dient den Leitern zum Schutze gegen das Unwetter. Schwerfällig wankt der ganze Bau, in scheuer Hast fliehen die kleinern Boote dessen Nähe;

halbtaglang ſieht man ſolch ein unförmlich Ding heranſchleichen, ehe es wirklich bei der Brücke ſich im Ufer einrammt oder ſich mühſam unter dieſer hinweg gen Modlin hinabſchleppt. Stromabwärts ſchießen dagegen die langgeſchnäbelten Weichſelkähne hin und her, ganze Trupps raſchbeweglicher Menſchen ſchaffen darauf herum, was man ſtroman kaum jemals hört, der Schiffergeſang, klingt luſtig draus hervor, und man erkennt wohl auch ein deutſches Lied. Vielleicht daß darum dieſe Schiffer ſo guten Muthes ſind, weil ihre Heimath nicht in den Fängen des doppelköpfigen Adlers liegt, ſondern den aufſtrebenden Aar im Wappen führt? Von den Getreidemaſſen, von den Wollhaufen, von allen Waaren, welche dieſe Schiffe die Weichſel hinabführen, bemerkt man kaum eine Andeutung auf dem Deck; da liegt zierlich geordnet nur das nöthige Schiffszeug, und an dem Steuerruder ſteht eben ſo rührig, wie auf hohem Meere ein achtſamer Mann.

Hinter dem Ende der Brücke öffnet ſich ein weiter, halbwüſter Platz. Daran lagert ein Gaſthof mit Gruppen taumelnder polniſcher Bauern, zerlumpter Schacherjuden und umherlungernder Soldaten. Von dieſem Anfang Praga's läuft Blick und Weg in eine freundliche Gaſſe, wo einige ſtattliche Häuſer ihre Eingänge ſogar mit Gartenſtücklein umhegten. Doch iſt ſelbſt dieſe Straße nur lückenhaft mit Gebäuden beſetzt; und in welche Nebengaſſe wir auch ſchauen: überall Sandplätze, Viehweiden, Trockenleinen, auf denen bettelhafte Waſchſtücken ängſtlich umherflattern, als fürchteten ſie beim nächſten Windſtoß ihr mürbes Gewebe zerfetzt zu ſehen. Dazu paſſen die einzelnen Hütten und deren noch ſeltneren Gruppen. — So geht es die ganze langgeſtreckte Vorſtadt durch. Von ſtädtiſchen Anfängen nirgends eine Spur. Eher möchte man das Ganze für einen zufälligen Zuſammenfluß ländlicher Anſiedlungen halten, welche nicht einmal Kraft genug für die

Bildung eines wirklichen Dorfes gewonnen haben. Denn auch die Mittelpunkte des Fleckens, die beiden Kirchen, liegen ganz vereinsamt auf wüsten Plätzen, rings von sandigen Plätzen umhegt, aus denen kaum eine halbzerfallene Hütte sich erhebt.

Diesem form- und zusammenhanglosen Ansehen des Platzes angemessen ist auch dessen Bevölkerung. Viel verschwiegenes Elend nach dem Aufstand brodlos gewordener Revolutionsbeamten birgt sich hier, und viel pensionirte Militärs flüchten hierher, um vom knappen Einkommen wohlfeiler als in der Stadt zu leben, ohne doch deren Hülfsquellen entbehren zu müssen. Dazu kommt dann noch eine Menge von Vieh- und Feldwirthschaftern, welche der Stadt ihr tägliches Bedürfniß an Fleisch, Gemüs und Milch zuführen. Außerdem überschwemmen jüdische Branntweinschenke, Viehmäkler, Viktualienhändler u. s. w. die offnen Räume der Häuser, aus deren Innerem der Lärmen der Handwerke erklingt, welche hier vorzugsweise von Deutschen betrieben werden.

Diese ganze Bevölkerung hat für Praga auch kein heimisches Gefühl. Sie wählte diesen Wohnort nur als letzte Zuflucht, um hier fern vom Warschauer Lärm zu sterben, oder um früher oder später mit den hiesigen Ersparnissen eine städtische Ansässigkeit zu erwerben. Darum liegt im Ausdrucke des ganzen Lebens nirgends eine Spur von behaglicher Wohnlichkeit: Die Rüstigen hasten sich nur, die Altersschwachen sind trüb und verschlossen, weil ihrem Lebensreste die heißgeliebte Warczawa versagt ist. Daher mag's vielleicht kommen, daß nirgends etwas für den Schmuck, ja selbst nicht für die Wegsamkeit der Fahrstraßen gethan ist; jede etwaige Pflege beschränkt sich nur auf das eigenste Zubehör der Wohnungen. — Und wenn man es thäte, was hälfe es? Die nächsten Frühlingswasser der Weichsel schleuderten dennoch alle Ordnung und Anlage bunt durcheinander und verschlemmten

jeden Beginn einer Bodenkultur oder ſtädtiſchen Verzierung. Denn faſt alljährlich überſchwemmt der Fluß Praga's Gaſſen, Plätze und Umkreiſe. Wohin dann die Bewohner ſich und ihr Hausgeräth retten, wie ſie ihre Heerden und die kleinen Nutzgärten vor gänzlichem Untergange bewahren, erſcheint kaum begreiflich.

— Doch ſchon umſäumt die Sonne Warſchau mit glührothen Lichtern; ſchon färben ſich die Wimpel und Segel der Böte roſig, die dunkelnde Weichſel beginnt am Horizonte weiße Nebel auszuhauchen. Im vollen Roſſelauf geht's über die Brücke nach der Stadt zurück, peinlich lang erſcheint uns die Viſitation des Wagens auf der Brücke; denn oben an der Poſt ſtehen bereits die Wagen der Abfahrt gewärtig. — Klingelnd und blaſend rollt der Zug bald nachher aus der Stadt. Ein nochmaliger Aufenthalt am Thore gilt der Vergleichung der abreiſenden Paſſagiere mit dem von der Polizei vorausgeſendeten Verzeichniſſe derſelben und einer Bemerkung in dem Paß. Dann rennen die Roſſe hinaus in die unabſehbare Fruchtebene, deren Horizont doch wieder im unausweichlichen Schwarzwalde verſinkt. Blonie, der Flecken blutigen Andenkens, iſt die letzte Begegnung des Tages, und beim frohen Bewußtſein davon, wie jede Umdrehung der Räder uns der deutſchen Grenze zufördert, erklingen uns das ſchmetternde Poſthorn, die luſtigen Halsglocken der Pferde und das unregelmäßige Getrappel ihrer Hufſtritte in das Halbwachen herein bereits wie eine heimiſche Eilpoſtfahrt.

Ruſſiſch-polniſche Nachklänge.

Ueber Kollo führt der Weg von Warſchau nach Poſen. Hier ſteht ein Artilleriepark als letzter Vorpoſten der regulären ruſſiſchen Kriegsmacht. Auch ſpaltet ſich hier die Kaiſerſtraße, um ihren ſüdlich ablenkenden Zweig nach Kaliſch zu ſenden, wo ſich die preußiſchen Gardeoffiziere einſt höchlich verwunderten, daß die Mehrzahl ihrer Petersburger Gardekameraden bürgerlicher Herkunft ſeien, was denn die Petersburger auch niemals verfehlen, dem Fremden ſpottlächelnd zu erzählen. In der That findet ſich ſchwer eine paſſende Entgegnung auf dieſen Spott; denn blanke Verleumdung nennen die kaiſerlichen Ruſſen jene viel wichtigere Bemerkung, welche die deutſchen Stabsoffiziere damals ebenfalls machten, wie nämlich bei den Ruſſen die feinere Kriegsbewegung der leichten Truppen und der reitenden Artillerie weit minder gewandt und raſch ausgeführt wird, als von den deutſchen Soldaten. Wir aber wiſſen, wie die ruſſiſche Verneinung ſich dort gerad am breite-

sten kundgiebt, wo sie ihre Sache wurmstichig weiß; und der sogenannte kleine, der Parteigängerkrieg ist in der modernen Kriegskunst zur Hauptsache worden.

Der andere Straßenast streckt sich von Kollo, in westlicher Richtung schnurgerad, nach der preußisch-polnischen Grenze herüber, mit welcher auch mitten zwischen dem russisch-polnischen Slupce und dem preußisch-polnischen Strzalkow plötzlich die prachtvolle Kunststraße endet, welche sich von Petersburg bis hierher ununterbrochen erstreckte.

Seltsam genug erhob sich aber ein allgemeiner Jubel, im Reisewagen, als nun äußerst bedenkliche Schwankungen, Stöße und Puffs die gesunden Glieder seiner Insassen mit der Möglichkeit mannichfachen Unheils bedrohten. „Kostet's nun auch eine Kontusion oder gar einen Beinbruch" — erklang's sogar einmal — „so doch nicht in Rußland." Und doch hatten sämmliche Reisende unter sogenannt glücklichen Verhältnissen, persönlich vollkommen unabhängig, fast alle nur als reiselustige Vergnüglinge, der eine länger, der andere kürzer, der eine in den Ostseeprovinzen und der Kaiserresidenz, der andere in Moskau und den südlichen Provinzen, noch andere in andern Reichestheilen gelebt. Alle hatten das zermarterte Polen auch nur im Vorüberziehen kennen gelernt. Ach, und sie vergaßen es jetzt, vergaßen es im Jubel der Befreiung aus den Bannkreisen der nummerirten Werstpfähle mit der russischen Kokarde und dem Gedräng der unzähligen Kosakenpulks; sie vergaßen es im Jubel der Befreiung vom Anblicke jener Menschenkaravanen, wie sie uns hier an jedem Tage vorüberziehen, je zwei und zwei aneinander gekettet, von scharfen Bajonetten in Ordnung erhalten und zum Ziele der Wanderung anstatt der orientalischen Wüstenoasen und des dreimal heiligen Mekka, die ewigen Schneewüsten des asiatischen Nordens, die todthauchenden Bergwerke des Ural, die Goldwäschen des Irtysch. Ja,

ſie vergaßen das polniſche Elend ſelber ob des Jubels darüber, daß ſie es nicht mehr zu ſehen brauchten! — Wahrlich, es giebt kein Land, kein Reich, kein denkbares Lebensverhältniß weiter auf der ganzen weiten Gotteserde, wo alle Geſchäftsbeziehungen zur umgebenden Welt ſo leicht und faſt nothwendig zum ſtarren Egoismus verknöchern, als im Czarenreiche. Man ſetze ſolchem Worte nicht die kahle Bemerkung entgegen, daß auch in Rußland das menſchliche Beileid wie überall geübt werde. Solches Mitgefühl für die unabwendbaren Schläge des Geſchickes gehört nicht hierher und kann nicht gemeint ſein. Jenes andere Mitgefühl aber, welches die ganze Bevölkerung an den Wohlthaten des Staates gleichbetheiligt, welches die Gleichberechtigung Aller zu voller Ausbildung und Entwicklung ihrer Perſönlichkeit allgemeinherrſchend, welche den Menſchen als Menſchen vollgültig anerkannt wiſſen will — jenes Mitgefühl und Streben erſtirbt nothwendig da, wo wir uns fortwährend der eignen Unſicherheit bei vollſter Schuldloſigkeit, der mißtrauiſchſten Beargwöhnung bei vollſter Argloſigkeit, der fragloſen Anheimgabe unſerer ganzen Exiſtenz an despotiſche Willkühr bewußt ſind.

Allein eben wieder nach ſolchen Augenblicken rein egoiſtiſchen Jubels umklammert uns plötzlich auch der heißeſte Schmerz um das zertretene, zerſtückte, zermarterte polniſche Königreich! Sind darum Deine Birken lauter hängende Birken? Wehen darum ihre ſchwanken Aeſte ruhelos hin und wieder, gleich den aufgelöſ'ten Haarflechten einer Mutter, an deren Buſen ein wimmernd Kind in Zuckungen liegt und doch nicht ſterben kann? Flüſtern dieſe leis rauſchenden Blätter ſterbenstraurige Geſchichten, wenn ein linder Weſt darin zu ſpielen ſcheint? Die Dichter wiſſen es zu deuten, und auch das Volk verſteht es. Vor allen haben es jene minder zähen und minder beweglichen Litthauer, deren Land und Elend an Polens Land und Elend ſo nahe grenz, der

Birke abgelauſcht, was ſie verkünden will. Darum klingt auch in ihren morſchen Hütten und aus dem Schlamme roher Stumpfheit ihrer Herzen ſeit Jahrhunderten der Sang:

Birke, Birke, arme Birke!
Warum biſt du denn ſo traurig?
War's vielleicht der kalte Nordſturm,
War's vielleicht der rauhe Froſt,
Der dir macht die Blätter ſtarren?
Oder hat das böſe Waſſer
Dir der Erdenmutter Schutz
Von den Wurzeln weggeſpühlt?

Und der todtentraurigen Frage antwortet klagend die Gegenſtrophe:

Nicht der Froſt macht mich erſtarren,
Nicht das Waſſer mich verkümmern;
Doch es kamen die Barbaren
Und ſie brachen meine Aeſte
Und zertraten um mich her
Schönes grünes Gras.
Schade, ſchade daß vom Oſten
Auch die ſchöne Sonne kommt!

Dies Lied verfolgt den Wanderer durch ganz Litthauen. Er kann die ſchaurigen Klänge nicht wieder aus dem Sinne bringen, ſo lang er in den ehmals ſelbſtſtändigen Landen lebt, die nunmehr den Namen ruſſiſcher Gouvernements tragen — in den baltiſchen Provinzen, in Litthauen, in Polen. Jeder Tag, jede Stunde, jeder Umblick, jede Begegnung trägt uns von Neuem die Worte zu und dazwiſchen tönt wohl auch aus Deutſchland herüber der Nachhall eines Heine'ſchen Liedes, wie eine Frage an das Weltgeſchick: „Sonne, Du klagende Flamme?“

In ſolche Trauerphantaſien klirrt aber plötzlich der proſaiſche Lärmen am preußiſchen Zoll- und Grenzhauſe beinahe verhöhnend. Ihrer

Abfertigung harrend, ſtehen ringsum Schaaren von Wagen, mit Gütern hochbepackt, gerad gegenüber vertrinken deren Führer die Beſchwerden des überſtandenen und bevorſtehenden Weges in der Lethe des Nordens. Paßoffizianten und Steuerbeamte gehen mit langen Zetteln und dicken Büchern hin und wieder; dort werden Ballen und Fäſſer unterſucht, hier wird um fragliche Steuerbarkeit, drüben um Mangelhaftigkeiten des Paſſes, hüben um die Gültigkeit der gezahlten Münzen geſtritten. Die Paß- und Zollſtätten zeigen eben nirgends ein verlockendes Leben. Und ſo ernüchtert man ſich vollkommen, wird wieder ein vollkommen praktiſcher Reiſender, beſonders wenn man aus Rußland kommend und in Erinnerung dortiger Paß-, Zoll- und Viſitationsanſtalten an die hieſigen Geſchäfte geht. Allein welch ein Unterſchied! Höfliche Behandlung, hülfreiche Zuvorkommenheit, raſche Abfertigung.

Ja, Rußland iſt wirklich zu Ende und Europa hat wieder begonnen!

Je weiter man ſich jedoch von der ruſſiſchen Grenze entfernt, deſto tiefer ſcheinen die Glieder des Reiſenden im Preiſe zu ſinken. Unter wirklicher Gefahr erreicht der Wagen endlich die Kreisſtadt Wreſchen, wo den Kanonen von Kollo nur eine Abtheilung Huſaren gegenüberſteht, gleich als achte Preußen jene ſtillen Drohungen gering, oder baue auf ſeine weiter landeinwärts gelegene Feſtungskette, oder aber auf ſeine beſte Bündnerin, die Civiliſation. — So klein auch Wreſchen: es hegt bereits keine Aehnlichkeit weiter mit den ruſſiſch-polniſchen Städten, als gleiche Sprache und Glaubensform der Bewohner. Luſtige, gepflaſterte Straßen, wohlgepflegte Gebäude, gewaſchene Menſchen, Juden in nicht zerlumpter Tracht, ſaubere Zimmer, reinliche Betten — dies Alles ſind Dinge, die hier wie Nothwendigkeiten vorhanden ſind, während nur drei, vier Stunden öſtlich noch kaum eine Spur davon.

Man hatte vielleicht nie zuvor und hat auch ſpäter wohl kaum jemals gleich volle Erkenntniß, gleich volle Dankbarkeit für die Wohlthaten der Herrſchaft geordneter Staatsverhältniſſe bereit. Ja, man erſtaunt beinah, wie man früher in dieſem ſelben Staatsleben noch tauſendfache Mangelhaftigkeit anzuklagen gehabt habe. Erſt die ruhigere Ueberlegung muß uns wieder daran mahnen, wie der Vergleich des Beſſern mit dem Schlechtern ſelbſt dieſe Zuſtände nothwendig verſchlechtern würde. Es gehört beinah ein neues Einleben dazu, um ſich deſſen vollkommen bewußt zu werden, wie wir die allſeitige Fortbildung des Staatslebens nicht nur wünſchen, ſondern mit vollſtem Rechte fordern dürfen, wie ſolche Forderung unſere höchſte Pflicht und das Mitſtreben nach dieſem Ziele unſeres Lebens heiligſte Aufgabe. So eingeſchüchtert und verkrampft werden die natürlichſten Begriffe menſchlicher und ſtaatsbürgerlicher Freiheiten, Rechte, Pflichten unter der Schreckensherrſchaft der Geheimpolizei im Staate autokratiſcher Willkühr!

Die Straße, auf welcher wir von Wreſchen bis Poſen herumgeworfen werden, läßt uns allerdings kaum ahnen, daß wir dem Lande überglätteter Unkultur entflohen und in jenen deutſchen Staat gelangt ſind, der ſich zum deutſchen Prinzipat berufen erachtet. Alle Leiden der ruſſiſchen Knüppeldämme und der baltiſchen Nebenwege werden wieder wach gerüttelt; und dies Alles nur darum, weil ſich der Staat mit den Edelherrn ſeit Jahren herumſtreitet, wem die Lieferung der Baumittel obliege. In Rußland würde ſolcher Zweifel allerdings ſehr bald durch einen unwiderleglichen Ukas entſchieden worden ſein, falls eben eine kaiſerliche Reiſe dieſen Weg paſſirt hätte. Aber wenn man auch ſolche abſolute Entſcheidungskraft im deutſchen Lande mit allen Kräften abwehren mag, ſo iſt's doch immer ein Uebelſtand, daß nun ſeit Jahren ſchon eine Beamtenkommiſſion über dieſe ſieben Meilen Weges, zu deren Ueber-

windung man ſelbſt mit Extrapoſtpferden über zehn Stunden braucht, mißt, ſchreibt und berichtet, ohne daß ein Erfolg zu Stande gekommen iſt. Damit es doch den Anſchein habe, als geſchehe in der That etwas, taucht auch wohl hier und da ein vereinſamter Straßenarbeiter aus dem Schmutzgebirgen auf. Allein die zum zukünftigen Bau beſtimmten Steine bleiben trotzdem nur mitten auf der ſogenannten Straße verſtreut *).

Man hat vollkommen Zeit, ſich die Beſchaffenheit der Umgegend gemüthlich anzuſchauen. Ein leichtgewellter Boden, fruchtbare Felder, die von fleißiger Beſtellung zeugen, die Menſchen kräftiger und friſcher als in dem durchwanderten Striche des Königreichs, die wenigen Dörfer, welche man durchfährt, wenigſtens im Vergleiche zu den ruſſiſch-polniſchen, in gutem Zuſtande, viel Kruzifixe an der Landſtraße, doch ſelten die Zeichen eines eben ſo von Bigotterie als Trägheit angewöhnten überfrommen und zeitraubenden Heiligendienſtes, wie rückwärts im Königreiche, ſüdwärts in Galizien und ſüdweſtwärts bei den mähriſchen und böhmiſchen Slaven.

Je näher man an Poſen heranrückt, deſto ſandiger wird der Weg. Von Koſtrzyn, welches ungefähr auf der Hälfte der ſieben Meilen gelegen iſt, ſchneiden die Räder des Wagens ſo tief ein, daß ihre Drehungen beinah aufhören und die Pferde nur unter größter Anſtrengung das Gefährt fortbewegen können. Man glaubt nicht mitten im Binnenlande, ſondern mitten in den Dünen eines flachen Seeſtrandes zu reiſen, man erwartet mit Nächſtem über den einzeln verſtreuten Bäumen den breiten ſchwärzlichgrünen Streifen ſich emporheben, darauf die

*) Dem Vernehmen nach hat ſich auch in den drei Jahren ſeit 1844 wenig an dieſem Wege verbeſſert.

weißen Schiffssegel zu erblicken und von dorther wehend die wundersam erfrischende Seeluft zu athmen. Doch selbst keine Seen, deren so viele im Großherzogthum, werden ringsum ersichtlich; Nadelholzwälder sind die düstern Streifen am Horizont und anstatt des Wogengebrauses klingt mitunter von dorther vielstimmiges Hundegebell und langgezogener Hörnerruf.

Es sind dieselben Wälder, in denen vom Polenadel jene vielbesprochenen Schweinsjagden abgehalten wurden, wobei man Kriegsrath gegen die Deutschen pflog.

Die Stadt Posen macht durchaus keinen charakteristischen Eindruck, wenn man von der Warschauer Seite durch die holpriche Vorstadt Wallischei (poln. Chwaliszewo) hereinfährt. Eine hölzerne Brücke legt sich über die Wartha und eine eben solche über den Sybinabach, welcher mitten durch die Stadt läuft. Zu nah fahren wir am Dome vorüber, um einen Gesammteindruck davon erlangen zu können, die Häuser der Straße sind weder alt noch neu, werden selbst tiefer in der Stadt weder größer noch kleiner, zeigen nur hier und da einen mittelmäßig eleganten Herrensitz. Ist dies das rechte, echte, geschicke- und geschichtereiche Posen, die Hüterin der Gräber der ältesten Polenkönige? Man begreift selbst nicht, daß dieses Posen schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts als Hauptsammelplatz des gegen Sigismund III. aufständigen Adels eine geschichtliche Rolle spielen konnte, nachdem der bigotte Enkel Katharina's aus dem Hause Sforza die Kirche der Reformirten verbrannt hatte. Man begreift nicht, wie kaum funfzig Jahre später die Schweden hier bereits wieder ein mächtiges Jesuitenkollegium finden konnten, und wie dann nach abermals einem Halbjahrhundert August II.

seinen Namen durch grausame Vertilgung der evangelischen Gemeinde zu brandmarken vermochte. Woher der Saame zu so wechselnd aufwachsenden Religionsgenossenschaften, woher die wilde Wuth der Gegenparteien? Ein krampfhaft Zucken in unerklärlichen Ueberstürzungen erscheint das Geschichtsleben der Stadt; und nicht nur dessen konfessionelle Seite. Denn schon fünf Jahre nach der Verwüstung der evangelischen Kirche durch das Machtgebot des sächsischen Regenten stürmen die konföderirten Polen die Stadt, nehmen die sächsische Besatzung gefangen und schleifen alle Festungswerke. Achtzig Jahre nachher fällt Posen mit dem Beutestück des polnischen Reiches an Preußen; neun Jahre später holt sich hier Friedrich August von Sachsen aus den entweihten Gräbern eine Königskrone, nachdem er Friede mit Napoleon geschlossen; im folgenden Jahre wird die Stadt dem Großherzogthum einverleibt, und acht Jahr nachher von Neuem zur preußischen Provinzialhauptstadt ernannt. Dennoch von Allem so wenig ersichtliche Denkmale. Als letztes Ergebniß der Geschichte aber noch ein bitteres nationales Zerwürfniß in ihren Mauern, welches sich unter dem Mantel verletzter Konfessionsachtung vor dem Drohniß rasch aufsteigender Festungswerke verbirgt.

Von aller ehemaligen Pracht zeugen nur wenige kurze Strecken in der nächsten Nähe des Marktes und das Rathhaus inmitten des Ringes. Es ergeht Posen, wie manchem schicksalreichen Menschen, dessen Thatkraft sich nur im Ertragen zeigte: die Verschiedenartigkeit der Lebensbegegnungen hat den Charakter seines Antlitzes so oft umgeprägt, daß nun die sämmtlichen stark ausgebildeten Züge keine ungebrochene Schönheitslinie, ja wohl keine scharfe Eigenthümlichkeit mehr zeigen. Wir haben bei Posen die Wahl, ob wir sein Aussehn abgebraucht oder charakterlos nennen wollen.

Weit anmuthiger, aber weil ganz modern auch noch minder charakteristisch als die alte Stadt am rechten Warthaufer, ist die neue Stadt auf den Anhöhen des linken. Es ist da viel Berliner Nachahmung: rechtwinklich aufeinander stoßende Straßen mit uniformen Häusern, wohlgepflegtes Pflaster an den Seiten der Gassen und eine sorgsam gestutzte Allee in der Hauptstraße (Wilhelmsstraße), welche natürlich mit einem Wilhelmsplatze beginnt und mit einem Kanonenplatz am Fuße jenes Berges endet, worauf sich Posens neue Citadelle erhebt. Am Wilhelmsplatze steht ein Theater, worin von deutschen Kunstjüngern sehr mittelmäßig gespielt wird, diesem gegenüber der Palast des verstorbenen Grafen Raczynski, welcher seine prächtige Bibliothek von 20,000 Bänden der Stadt vermachte; auf dem Kanonenplatze exerziren die preußischen Artilleristen, dicht dahinter erhebt sich ein Lazareth. Das ist der Anfang und das Ende dieser vornehmsten Straße der Stadt.

Jener Graf Raczynski hat übrigens so große städtische Verdienste, wie sie wohl selten ein Privatmann anderwärts erwarb. Er ließ die ganze Stadt mit Kanälen durchziehen, er unterstützte fortwährend die ungeheuern Armenmengen auf wahrhaft fürstliche Weise und vorzüglich strebte er auch das Mißverhältniß zwischen polnischem und deutschem Element wenigstens gesellschaftlich zu vermitteln. Es gelang ihm jedoch nicht, nicht einmal äußerlich. Zwei zu starre Gesammtheiten stehen einander entgegen: auf der einen Seite die Beamten der Regierung, des Oberappellations- und Oberlandesgerichtes des Großherzogthums, des Land- und Stadtgerichtes und der Provinziallandschafts-Direktion — durchweg königlich preußische Deutsche —, auf der andern Seite dagegen ein auf seinen Reichthum und seinen Grundbesitz pochender Polenadel, welcher dem Staatsdienste ausweicht, so lang ihm irgend möglich, welcher die Einbuße seiner ehmaligen Autonomie und Autokratie niemals

vergißt, welcher endlich an ſeinen mittelloſen Genoſſen eine fortwährend ergebene Hülfsſchaar beſitzt, ſobald es ſich um ariſtokratiſche Beſtrebungen handelt. Staatsfeindlich iſt aber dieſe ganze Genoſſenſchaft darum vorzüglich, weil Preußen nicht nur ihre Adelsanmaßungen durch Geſetze einſchränkt, ſondern auch die polniſche Unordnung in Wirthſchaftsangelegenheiten gern benutzt, um den feilgebotenen Grund und Boden für den Staat zu erwerben. Beim Wiederverkaufe der zerſchlagenen Grundſtücke aber — ſagen die Polen — werden die Ureinwohner des Landes zurückgeſetzt, die eingewanderten Deutſchen bevorzugt; man gönnt ihnen das Verkaufsrecht, man begnügt ſich bei ihnen mit geringen Anzahlungen, man gewährt ihnen tauſendfache ungeſetzliche Vortheile.

Allerdings iſt das Plattland des Großherzogthums heut nicht mehr nur an den weſtlichen und nördlichen Grenzen und im Netzediſtrikt im vorwiegenden Beſitze der Deutſchen, ſondern überall ſtoßen wir auf deutſche Namen der Gutsbeſitzer; und in den von Poſen nordwärts gelegenen Ortſchaften bilden die Deutſchen, nächſt den Juden, auch die für ſtädtiſches Leben bedeutſamſten Bevölkerungstheile. Es iſt jedoch im Polen thatſächlich kein wirkliches Organ und Verſtändniß für ſtädtiſches Leben; es fehlt ihm jene Bürgerlichkeit, welche ſich im täglichen Einerlei eines regelmäßigen Gewerbes, in ausdauerndem Fleiße und in den engen Bewegungskreiſen des Stadtlebens genügen mag. Es fehlt ihm ferner auch die politiſche Bürgerlichkeit, welche innerhalb der Stadt nur eben als politiſche Einheit, nach außen hin nur als integrirender Theil der politiſchen Geſammtheit gelten will. Es fehlt dem Polen die bürgerliche Stätigkeit, Mäßigung und Klarheit in allen Lebensäußerungen. Ein wilder Drang nach üppigem Lebensgenuß, ein unbeſiegbarer Lebensleichtſinn und ein phantaſtiſches Ausſtreben nach unklaren Zielen verleiht ſeinem ganzen Weſen den Grundton un-

auslöschlicher Unzufriedenheit mit dem Gegebenen. Seine geistige Nomadenhaftigkeit läßt ihn nicht haften, ausdauern und ausbauen; er drängt von Oase zu Oase und scheut den langen Weg durch öden Wüstensand. Darum ist es auch gekommen, daß bei ihnen zwar nicht der Ingrimm, wohl aber die Verachtung gegen die Deutschen sich zu weit entschiedenerer Macht steigern konnte, als selbst gegen die Russen. Bei diesen findet er dasselbe Umhergreifen nach unbestimmten Idealen, — wenn auch mit Händen, die vom Despotismus gefesselt sind — und der verwandtschaftliche Bezug des slavischen Elementes blieb wirksam; nach deutscher Seite aber kennt er keine andere Beziehung, als eine oberflächlich historische und rein aristokratische zu der Residenz Dresden. Während in Warschau die russischen Tschinowniks und Soldaten von den Polen gesellschaftlich zwar entschieden zurückgewiesen werden, außerdem aber die Beschränkung auf nationale Kreise weit mehr durch die Furcht vor den nie ruhenden Verdächtigungen einer beutegierigen Geheimpolizei, als durch rein nationale Abneigungen bedingt wird, erscheint die Absceidung im Großherzogthum fast ausschließlich von dieser hervorgerufen. Mag auch in beiden Theilen des zerstückten Polen der Drang nach Wiederherstellung des unabhängigen Ganzen gleich stark und mächtig wachen: die persönlichen, menschlichen Antipathien gelten im Königreiche weit heftiger Rußland, als den Russen, im Großherzogthum (wie in Galizien) weit mindern Grades dem Staat als den Deutschen.

In Posen bricht sich diese Stimmung in allen Lebenskreisen breite Bahn; und läugnen mag man nicht, daß die Scheidung Posens in zwei gegenseitig beziehungslose, oder vielmehr einander abstoßende Hälften durch das Benehmen der preußischen Bureaukratie auch noch überreichliche Nahrung erhält. Nicht nur im polnischen Heerlager ist

dieſe Beſchuldigung künſtlich großgepflegt worden, ſie geht als ſchwere Klage durch die ganze Bevölkerung. Die eigentliche höhere Bürgerſchaft, weil in ihrem Erwerbe großentheils von dem polniſchen Reichthum abhängig, der preußiſchen Beamtenherrſchaft dagegen in ihren bürgerlichen Verhältniſſen unterſtellt, ſucht und findet zwar wohl aus dieſer Doppelrückſicht einen klugen Ausweg, ſteht dagegen wieder der zahlreichen Judenſchaft mit einem Chriſtenhochmuth gegenüber, welcher eine deutſche Ueberſetzung des polniſchen Nationalſtolzes in's Kirchliche erſcheint, während die bürgerliche Ueberhebung ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Bewußtſein wohlbeſtallter Unfehlbarkeit der Bureaukratenwelt gemein hat. Polniſcher Grund- und Geſchlechtsadel, königlich preußiſcher Beamtenadel, poſener Deutſchbürgeradel — das ſind die Titel der Anſprüche in der hieſigen Welt. — Vielleicht vermißt man noch das Militär? Doch eben dieſes wäre vielleicht allein geſchaffen, dieſe Gegenſätze zu vermitteln: denn abweichend von vielen andern Städten ſteht es in gutem Einvernehmen mit der nichtuniformirten Welt — nur von den Polen entſchieden zurückgewieſen. Allein großentheils ſind die Offiziere an die Feſtungsgarniſonen außerhalb der eigentlichen Stadt gefeſſelt, anderntheils mag wohl auch unter den ſchwierigen poſener Verhältniſſen die Klugheit verbieten, ſich unbefangen einer nähern Verbindung mit der Stadtbevölkerung hinzugeben.

So ſcheidet denn Poſen ſeine etwa vierzigtauſend Menſchen national in drei große Abtheilungen: in Polen, Deutſche und Israeliten. Daß die Polen und Deutſchen wieder in eine katholiſche und evangeliſche Hälfte zerfallen, giebt Anlaß zu neuen Spaltungen. Die zwar nicht nach ruſſiſchen Liſten aber mit ruſſiſcher Strenge beobachteten Rangverſchiedenheiten ſchaffen dazu als eine der wichtigſten Miturſachen die zuſammenhangloſen Kreiſe und Kreiſchen in den einzelnen nationa-

und konfessionell eigentlich vereinten Posener Welttheilen. Das Deutsche hat durchaus keinen massenhaften Sammelpunkt.

Dagegen haben die Polen ihr gesammtes außerhäusliches Leben im „Bazar" an der Ecke des Wilhelmsplatzes zusammengefaßt. Im Erdgeschoß des prachtvollen Baues, welchen man auf Actien gründete, breitet sich neben vielen und fast ausschließlich von nationalpolnischen Einmiethern besetzten Kaufläden, eine weite und durchaus in polnischer Weise eingerichtete Restauration. Das Mittelgeschoß nimmt ein „polnisches Kasino" ein, der ganze übrige Raum des Palastes ist theils ständig an Polen vermiethet, theils zur Beherbergung polnischer Gäste hergerichtet, wie sie im Sommer häufig auf kurze Zeit vom Lande hereinkommen, im Winter dagegen sich immer für längere Monate einrichten. — So wie Ihr dies Haus betretet, endet alle Verbindung mit der nichtpolnischen Welt, ja selbst die leiseste Erinnerung an die Existenz einer solchen verschwindet. Ihr hört nur die polnische Sprache, Ihr seht nur polnische Gesichtsbildung und Behabung, Ihr findet nur polnische Zeitungen, Ihr könnt nur auf polnische Weise zubereitete Speisen und Getränke erhalten, Ihr dürft nur polnische Gedanken denken. Ueberall klirrt Euch das Geld des nach polnischer Weise außerordentlich hohen Kartenspiels entgegen und mißtrauisch mustert Euch jeder Blick — denn Ihr seid Deutsche. Dies genügt, um Euch gehaßt zu machen. Nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht in einen der sehr häufigen Streite verwickele oder auch sonstwie Händel mit Euch anbinde: im Duell gegen den Deutschen gilt es nicht nur einem Formgenüge. Sprecht nichts Politisches, auch keine oppositionelle Politik: Ihr seid national verdächtig. Ihr könnt sicher darauf rechnen, daß man bei dem Wirth und der Dienerschaft anfragt, ob sie Euch nicht und Euern Umgang kennen. Wenn nicht — was könnt Ihr anders wollen, als

lauschen und spähen? Schien es gar, als wäret Ihr des Polnischen mächtig, schien es, als ob Ihr auf die geführten Gespräche achtetet, so schickt man Euch einen Diener hinterdrein, damit er berichte, wohin Ihr aus dem Bazar gegangen.

So hatte sich bereits im Winter 184⅘ die Stimmung der Polen gegen die Deutschen gestellt. — —

Selbst wem keine Gelegenheit gegeben war, den Blick unmittelbar auf die Zerwürfnisse des hiesigen Lebens zu richten, mochte sich einer zukunftbangen Stimmung kaum erwehren. Es herrscht eine befangene Stimmung, ähnlich der windstillen Glühhitze vor dem Gewitter, aus welcher einzelne fahle Blitze ohne Donner hervorzucken. Solche Blitze gingen durch das ganze Jahr 1844. Den Anfang bezeichnete der Schuß am 19. Sept. 1843. Dicht bei der Sybinabrücke in der Vorstadt Wallischei ist er gefallen und nicht weit von dem erzbischöflichen Palaste, aus welchem man nicht allzulang vorher den Prälaten gefangen fortgeführt hatte. Dies haben die Polen als Polen nicht und noch weniger als Katholiken verschmerzt; es zuckt auf ihrem Antlitz ein bitterer Grimm, sobald ein Wort davon verlautet. Dann begegnen Euch häufig einzelne Menschen, deren hiesige Lebenszwecke Niemand kennt und welche, aus Russisch-Polen gekommen, sich jetzt nach Wiederabschluß des berüchtigten Kartels verborgen halten müssen, dies nur leichtsinnig und oberflächlich thun, dennoch von der Polizei nicht bemerkt zu werden scheinen. Die Polen murren ferner ohne Rückhalt gegen die preußische Beamtenschaft, welche ihre natürlich „vollkommen unschuldigen“ Stammbrüder im vorigen Herbste „so geheimnißvoll“ ausgewiesen hat; die deutschen Beamten flüstern dagegen von den mysteriösen Verhaftungen ihrer Kollegen, indem sie die Schuld davon falschen Angebereien der polnischen Partei zumessen. So fühlt sich jeder beeinträchtigt,

so findet jeder eine Menge Unzufriedenheitsstoff in den jetzigen Zuständen, dabei fürchtet jeder die Uebermacht und Anschläge der andern Fraction. Die Bürgerschaft aber, welche sich erst langsam aus den slavischen Elementen zu festem Bestand entwickelt, welche also vollkommener innerer Ruhe bedarf, um neben dem Adel zu einer selbstständigen Bedeutung zu gedeihen — diese Bürgerschaft weist ängstlich auf die Vorzeichen naher Bewegungen und blickt dabei nach den Schießluken des Viniaryforts hinauf, mit dessen Geschützen die ganze Stadt binnen wenigen Stunden dem Erdboden gleichgemacht werden kann. „Das haben uns die polnischen Herrn zu Wege gebracht" — seufzen die Einen; „damit will man Polen preußisch machen" — zürnt der nationale Adel.

Wahr ist es, diese eben so nach Innen als Außen gekehrte Festung hat etwas Grausiges und mahnt unwillkührlich an die Citadellen zu Riga, Petersburg, Wilna, Dünaburg und Warschau. Man mag bei ihrem Anblick kaum an die gen Osten gerichtete Bestimmung denken; es ist als schwebe sie als Damoklesschwert gerad nur über der Stadt und deren Bevölkerung. Die russischen Erfahrungen haben uns mißtrauisch gemacht.

Alle natürlichen Begünstigungen des gegebenen Terrains sind auch vortrefflich benutzt, um Stadt und Menschen von Innen nach Außen, wie von Außen nach Innen abzuschließen. Aus einzelnen Werken zusammengesetzt, welche mit ihren Geschützen die gegenseitige Verbindung erzielen, bilden sechs regelmäßige Bastionen und sechs sogenannte Kavaliere die Festungswerke. Auf dem erhabensten Punkte im Nordosten der Stadt wurden die Dörfer Viniary und Bonin abgerissen und etwa eine halbe Stunde weiter draußen wiedererbaut, um an ihrer Stelle als Knotenpunkt des ganzen Baues die eigentliche Citadelle anzulegen.

Vier runde Thürme ſtrecken ſich an den Ecken des Kronwerkes in die Luft, deſſen zwei Flanken mit dreifachen Kanonenlagen über die Stadt und die Warthavorſtadt hinblicken. An das Viniaryfort ſchließt ſich das Fort Adalbert im Thale und weiter nach der Stadt zu in Form einer abgerückten Baſtion. Ein koloſſales Schleußenwerk vermag hier den Viniarybach und die Wartha zu breiten Ueberſchwemmungen aufzuſtauen; und auf der Schleußenbrücke ſind die ruſſiſchen Ueberläufer einkaſernirt, welche jetzt hier zum Bau der Feſtung benutzt werden. Das Bett der Wartha, welches früher dem Dome näher lag, hat man abgegraben und hierher geleitet, um an deſſen rechtem Uferlande in der Nähe des Domes abermals ſchützende Werke anzubringen, von denen ebenfalls jene Lachen zu künſtlichen Ueberſchwemmungen benutzt werden können, welche ſich als Ueberreſte eines alten Warthaarmes von der Vorſtadt St. Roch nach dem Sybinabach hinüberziehen. In dieſen Halbkreis gehört auch das Reformatenfort. An dieſes wird ſich das Fort St. Roch ſchließen, damit vereint wird das Wilda- und Berliner Fort den Befeſtigungskreis vollenden.

Mit dem Jahre 1849 ſollen alle Bauten der eigentlichen innern Feſtungswerke vollendet ſein. Aber — frug man ſchon im Jahre 1844 — wird die Spannung der Sachlagen im Großherzogthum den ruhigen Ausbau bis dahin geſtatten? Mag nicht auch gegen das öſtliche Drohniß, wenn auch nicht gegen offene Gewalt, ein vollkommen gerüſteter Platz eben an dieſer Stelle ſchon früher nothwendig werden? — Wohl ſtehen andere Feſtungen in langer Kette im öſtlichen Preußen gereiht; allein Poſen iſt ſeiner ganzen Lage nach, in ſeiner Bedeutung als Stadt, als Sammelpunkt der preußiſch-polniſchen Nationalität und als Erzbiſchofsſitz ſicherlich der wichtigſte Platz. Sein Zuſtand entſcheidet über die ganze Landbreite von der Weichſel bis zu den Karpathen. — —

Das ganze slavische Preußen, nicht Polen allein, sondern auch weithinein nach Schlesien gleicht einem Vulkan, dessen Ausbruch in jedem nächsten Augenblick zu befürchten steht: ein Ausbruch des Hasses nicht zunächst gegen den Staat, nicht zunächst gegen die Herrschaftsmacht, sondern zunächst gegen deutschen Sinn, gegen deutschen Einfluß, gegen deutsche Geltung. Sowie sich aber diese Richtung der Bestrebungen entschiedener ausspricht, tritt das rein polnische Interesse um das allgemein slavische in den Hintergrund. Die beleidigte Nationalität wird nur der Purpurmantel sein, mit welchem sich der Beginn des geistigen Proletarierkampfes umhüllt. Zwar wird das russische Kabinet diese Bestrebungen nicht unmittelbar unterstützen, aber die Russen werden es thun, weil gleiche Keime auch bei ihnen längst schon überall des Emporschießens gewärtig stehen.

Was ist dann Deutschlands, was der Gesittung, was der fortschreitenden Entwicklung Schutz? —

Die Ostseeprovinzen sind keine Vormauer; denn im Junkerthum liegt dort das Deutschthum gefesselt und das Junkerthum steht zu Rußland, sobald dieses ihm zu schmeicheln weiß. Einflußlos werden die Küstenstädte bleiben, in denen das Deutsche und die Deutschen sich echt erhielten; denn ihr Wirkungskreis geht landeinwärts eben nicht über ihr Weichbild hinaus. Die zwei Millionen der Letten und Esthen sind dagegen vollkommen nicht nur vom deutschen Adel, sondern überhaupt von den Deutschen abgewendet und mit all ihrem Ingrimm gegen die Gebietiger bereits zum großen Theile in das russische Heerlager übergegangen. So vereinen sie sich mit den etwa sechszig Millionen des europäischen Ostens zum Kampfe gegen die zwei und dreißig Millionen der Deutschen. Ein massenhaft ungleicher Krieg ist unsere nächste Zukunft und wir dürfen die geschichtliche Wahrheit nicht mit optimistischen

Tröstungen verschleiern: die rohe Kraft unkultivirter Völker hat im ersten Anlauf noch immer den Widerstand gesitteter Nationen zurückgeworfen. Darauf gilt es sich zu rüsten; aber es gilt auch, die Gefahr nicht in zaghafter Furcht zu übergrößern. Im Angriffe nach dem Osten soll man darum den ängstlichen Blick nicht zum Westen zurückwenden; denn dorthin baute die gemeinsame Bildung, die gegenseitige Nothwendigkeit einen festeren Wall als alle Festungen des linken Rheinufers sind. Wo aber vom Osten über die meilenweiten Sümpfe und Moräste eine Brücke geschlagen wird, da geschieht es nicht, um die Parlamentairs der Verständigung herüberzusenden, sondern um hungernde, leibeigne Haufen gegen den Besitz der Freiheit und die Freiheit des Besitzes zu führen, um unter dem Bannerspruche: Genugthuung für die beleidigte Nationalität! gegen das Nichtslavische und Nichtsklavische überschwemmende Haufen zu schleudern, welche man glauben machte, Deutschland und Deutsches heiße die Ursache ihres Elends. Nicht das Volk hat diesen wilden Deutschenhaß aus sich entwickelt, sondern fertig gestaltet und gemodelt nach den Wünschen herrschsüchtiger Mächte hat man ihn in seine unklaren Begriffe eingepfählt. Auch nicht von einer bestimmten Partei der vornehmen Polen ist die Aufreizung ausgegangen, sondern eben so sehr von einer polnischen und russischen Geistlichkeit, welche den Verlust ihres unbedingten Einflusses auf die Massen unter jeder geregelten Ordnung der Dinge, bei jeder selbstständigen Entwicklung des Volkes voraussieht. Als Instrumente aber ließ sich vorzüglich jener Theil des Polenadels verwenden, welcher mit der Angehörigkeit an Rußland, Preußen oder Oesterreich gleichermaßen die autokratische Gewalt seines Standes verlor, mit deren althergebrachtem Glanz er das Volk selbst ohne Grundbesitz nach seinem Willen und seinen Absichten leitete.

Zu all diesen wühlerischen Elementen, welche so geschickt ihr Haupt

mit dem nationalen Heldenthum umwinden, ſind in den letzten Jahren noch eine Menge von Menſchen getreten, welche niemand kennt, von deren Herkunft keiner weiß und deren Ziel noch jedem verborgen blieb. Hier und da, bald im Gewühl der Stadt, bald bei den Feſtgelagen der Edelhöfe, bald in den fernſten Gebirgshütten, bald an den Pforten der Kirchen, bald auf dem Tanzſaale des Gaſthauſes tauchten ſie urplötzlich auf, um dann eben ſo urplötzlich zu verſchwinden. Man hat ſie franzöſiſche Emiſſäre oder Sendlinge der exilirten Polenpropaganda genannt. Mag es ſein. Allein mitunter hat ihr Polniſch einen eigenthümlichen Tonfall. Doch kann in Wahrheit niemand ſagen, wohin dieſes deutet; die Sprachfehler der Nichtſlaven finden ſich jedoch nicht darin.

Schade, daß die ſchöne Sonne
Auch von Oſten zu uns kommt!